JAHRBUCH FÜR GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR...



JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XVIII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).
1902.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XVIII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).
1902.

Inhalt.

I.

Gedichte.

Von

Christian Schmitt.

1. Erste Botschaft.

Alles Leben ist noch stumm;
Aber aus den kahlen Zweigen,
Von den Wald- und Wiesensteigen,
Durch das Schweigen
Um und um
Schwingt sich schon,
Klingend jetzt und jetzt verborgen,
Leis ein süsser, süsser Ton
Weithin über Stadt und Flur:
«Warte nur, warte nur,
Morgen
Wird ein Wunder sich erzeigen!»

---

2. Kinderhand.

Ich küsse deine Hand, noch rein von Schuld,
Und bete still, dass Gott sie, der getreue,
Mit Segen fülle und in seiner Huld
Sie wahre, schützend dich vor Gram und Reue.

Du gibst dich ahnungslos mir dar und meinst,
Dass ewig heiter so die Tage fliessen,
Und lachst mir hell ins Auge, das mir einst
Die Hand, die ich geküsst, voll Schmerz wird schliessen.

---

3. Erscheinung.

Nächtlich zwingt noch einmal mit Gewalt,
Was am Tag ich litt, mein Inn'res nieder. —
Plötzlich steht vor meinem Lager wieder
Meiner toten Mutter Leidgestalt.

Diesen Blick, der nur vom Dulden spricht,
Ich erkenn' ihn wohl. Ich weiss, vergebens
Hast auch du bei all der Not des Lebens
Einst geworben um der Freude Licht.

Ohne Glück, zermartert, hoffnungsarm,
Fand ich dich, wie oft! in Thränen liegen.
Viel hast du vertraut mir, mehr verschwiegen. —
Klaglos schiedst du von der Quäler Schwarm.

O, ich danke dir! — Gelassen will
Tragen ich, was Herbes mir beschieden. —
Schlafe, Mutter, schlaf' in gutem Frieden!
Geh', ich bin dein Kind und halte still!

II.

Ludwig Heinrich von Nicolay.

Von

Wilhelm Bode.

(Mit Nicolays Bildnis, aus Bd. LXXX der Allg. dtsch. Bibliothek 1788).

I.

Schon in seinem äusseren Lebensgange lässt sich der Dichter Nicolay mit Wieland vergleichen. Beide stammen aus lutherischen Patrizierfamilien alter süddeutscher Reichsstädte; beide durften in ihrer Heimat hohe Stellungen erwarten, aber es duldete sie nicht in den beschränkten, philisterhaften Verhältnissen der Vaterstadt; beide zogen hinaus an aufgeklärte Fürstenhöfe, wo sie als Prinzenerzieher und Führer der litterarischen Gesellschaft angemessene und erwünschte Wirkungskreise fanden, und im sicheren Hafen angelangt, setzten sie beide in Dichtungen voller Hohn und Spott den Spiessbürgern der Heimat ein dauerndes Denkmal. Beide waren vorübergehend Professoren der Philosophie, sie hatten im Wesentlichen dieselbe Weltanschauung, sie waren bei gleichen Schriftstellern in die Schule gegangen; sie hatten beide durch einen Aufenthalt im Auslande ihren Gesichtskreis erweitert, so dass ihnen nicht wieder wohl werden konnte unter den guten Leuten zu Hause. Wir könnten Nicolay und Wieland noch in vielen anderen Punkten vergleichen, aber man wird sie von selber herausfinden, wenn man die folgenden Blätter liest.

Der Grossvater unseres Dichters war aus Lübeck nach Strassburg eingewandert, hatte sich dort ein Haus gegründet, indem er eine Tochter des bekannten Professors Sebitz heiratete, und war als hervorragender Arzt zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangt. Sein Sohn Ludwig Christoph wurde städti-

scher Archivarius, später auch Referent beim kleinen Rat und Mitglied des Gerichts der Dreizehn; er war zweimal verheiratet, in erster Ehe mit einer Tochter des Ammeisters Faber, in zweiter mit der Witwe des Professors Scherz, eines früh verstorbenen Sohnes des berühmten Germanisten. Von jeder seiner Frauen hatte er vier Kinder, das älteste unter ihnen war unser Ludwig Heinrich Nicolay, der am 27. Dezember 1737, also vier Jahre nach Wieland geboren wurde. Man erkannte bald, dass der Aelteste auch der Bedeutendste unter den Geschwistern war. Als der Vater starb, 1763, heisst er in dem lateinischen Nachruf «ornamentum et deliciae gentis suae». Schon 1752 konnte er die Universität seiner Vaterstadt beziehen, und schon damals konnte er sich auch rühmen, von Professor Gellert in Leipzig, den seine Fabeln und Kirchenlieder zum Lieblingsdichter aller Stände gemacht hatten, als Dichter anerkannt worden zu sein. Er war eine poetische Natur, wie sie unter Jünglingen zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren häufig sind. Bald leichtsinnig und planlos umherschweifend, bald träumend in Büchern vergraben, bald verliebt, bald Weiberfeind, mit ausgesprochenem Hang zum Studieren und ebenso widerwillig gegen jede geregelte und vorgeschriebene wissenschaftliche Thätigkeit, besuchte er Konzerte, Bälle, Theater und studentische Zusammenkünfte eifriger als die Hörsäle seiner Professoren und streifte noch lieber mit gleichgesinnten Freunden durch das liebliche Elsass, etwa mit Hermann La Fermière aus Genf und mit Konrad Pfeffel [1] aus Colmar, die beide, wie er, zukünftigen Dichterruhm erhofften. Seine schönsten Stunden aber waren, wenn er im stillen Stübchen allein mit seinen Dichtern war, mit Tibull und Horaz, die er vor allen anderen liebte, und wenn ihm in ihrer Weise deutsche Verse gelangen. Der vierzehnjährige Knabe wagte, einen solchen poetischen Versuch an Gellert zu schicken und erhielt eine freundliche Antwort. Für Gellert kam der Brief gerade recht. Der Strassburger Buchhändler Stucktorp war dabei, seine Jugendgedichte zu sammeln, um sie nachzudrucken; das Bekanntwerden dieser frühen Versuche hätte den Ruhm ihres Verfassers schmälern müssen. [2]

---

[1] Vgl. Nicolays «Ode an Herrn P.» (a) und seinen «Brief an Pfeffel» (e. m.), ferner Pfeffel: Poetische Versuche. IV. Bd. «Der Gebrauch der Freiheit». An Herrn von Nikolai zu St. P.

[2] Vgl. Gellerts «Beurteilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen». Er setzt hier an drei ausgewählten Fabeln die Gründe auseinander, weshalb er seine früheren Versuche nicht wieder drucken lassen wolle. Sie könnten einem gebildeten Geschmacke nicht genügen. Auch in diesen «Beurteilungen» findet sich das Zitat aus Boil. A. P. I, 153.

So wandte sich Gellert durch den Knaben an dessen einflussreiche Verwandte, und diese wussten denn auch den unbequemen Buchhändler von seinem Plane abzubringen. Das Stück des Briefes, das sich an den Knaben selbst wendet, möge hier folgen: [1]

Leipzig, den 28. Junius 1751.

«Ich danke Ihnen von Herzen für die Ehre, die Sie mir durch Ihre Fabel erwiesen haben, und gestehe Ihnen aufrichtig, dass ich in Ihren Jahren kaum gewusst habe, was eine Fabel ist, geschweige, dass ich selbst eine hätte sollen haben verfertigen können, die der Ihrigen gleich gekommen wäre. Fahren Sie nur in Ihrem Fleisse fort, ich verspreche Ihnen alles Glück in der Poesie. Das Amt der Poeten ist die Welt zu vergnügen und zu unterrichten. Ihre Belohnung ist der Beyfall, insonderheit der Beyfall der Kenner und der Nachwelt. Das Mittel ist eine geschickte Nachahmung der Natur. Durch sie lernen wir den Weg zum Verstande und dem Herzen der Menschen finden. Durch sie herrschen wir über die Gedanken und Neigungen der Leser und zwingen sie, dass sie die Nachahmung oft für die Natur selbst halten müssen. Aber wie viel Zeit, wie viel verschwendete Einsicht, wie viel Versuche, wie viel Regeln und Kritiken, wie viel mühsame Aenderungen und Verbesserungen gehören nicht dazu, ehe wir dieses Glück erlangen! Scharfsichtige Freunde, gute Bücher und Beyspiele, die wir ausstudiren müssen, sind dem jungen und auch dem männlichen Poeten unentbehrlich. Fühlen Sie den Muth in sich, alle die Hindernisse, die Mühe zu überwinden, welche die Poesie kostet: so haben Sie schon gesiegt. Die Zeit und Ihr Genie werden Ihnen beystehn. Lies, wenn ein andrer träumt. Vergiss den Zeitvertreib, Schlaf, Freunde, Lieb und Spiel. Verleugne dich und schreib!

Ein schrecklicher, aber vielleicht nothwendiger Rath, den ich, ich weiss nicht wo gelesen habe! Bemühen Sie sich bey Zeiten, um gut zu schreiben, das was Sie denken, deutlich und gut zu denken.

Ce que l'on conçoit bien, s'enonce clairement
Et les mots, pour le dire, arrivent aisement.

Wenn ich nicht glauben müsste, dass Sie in Ihrem Studiren einen guten Anführer hätten, so würde ich so dreist seyn, Ihnen einige Bücher vorzuschlagen, die Sie schon itzt

---

[1] Die Gellertschen Briefe. wie manches andere ungedruckte oder in Deutschland unbekannte Material verdanke ich Herrn Dr. G. Schmid am philologisch-historischen Institut zu St. Petersburg.

lesen sollten. Zum Exempel, Rollins Anleitung zu den schönen Wissenschaften; des Herrn Batteux Cours des belles Lettres, sind sehr geschickt, die Einsicht und den Geschmack eines jungen Dichters zu bilden.» — — —

Bei allen diesen Vorschriften wurde dem Knaben bange, das Dichten war ihm immer nur ein nachahmendes Spiel gewesen, und so musste ihn Gellert wieder aufmuntern. Er schrieb in einem Briefe vom 8. September 1751:

«Wegen der strengen Regeln, ein Poet zu werden, machen Sie sich nicht zu viel Kummer. Man schreibt viel vor, nicht damit man alles halten, sondern dass man desto mehr halten soll. Man kömmt nicht auf einmal, man kömmt schrittweise zum Ziele. Diesen Trost müssen Sie nicht vergessen, wenn Sie der weite Weg ermüden will. Ich bin beständig mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster Gellert.»

So fuhr der Jüngling beherzt fort, seinen grossen Mustern nachzustreben und nach acht Jahren hatte er die Genugthuung, seine Fortschritte von Gellert anerkannt zu sehen. Er ging damals mit dem Gedanken um, von den alten deutschen Fabeln, die Scherz veröffentlicht hatte, eine neue vermehrte und verbesserte Ausgabe zu veranstalten. Gellert riet ihm ab und fügte hinzu:

«Zugleich danke ich Ihnen auch für Ihre poetischen Arbeiten, die Sie mir zugeschickt. Ich sehe daraus mit Vergnügen, dass Sie Ihren Geschmack in der Poesie seit wenig Jahren schon sehr gebildet haben und Ihr Genie immer noch mehr heben werden, sowohl durch die Hülfe der Kritik als der guten Beyspiele. Dass die Poesie Sie nicht abhält, Ihren grössten Fleiss den Rechten und anderen Wissenschaften zu widmen, ist für Sie ein grosser Ruhm, zu dem ich Ihnen Glück wünsche. Immer behaupten Sie durch Ihr Beyspiel, dass man mehr als Poet sein muss, wenn man ein guter Poet und ein nützlicher Mann sein will.»

Wenn Nicolay mehr als ein Poet war, wenn er der Jurisprudenz eifrig oblag, so war das nicht eben sein Verdienst; nur der dringende Wunsch des Vaters, der ihn gern zu einem Regenten der Stadt gemacht hätte, vermochte ihn dazu. Er hasste das juristische Handwerk und diesen Hass sprach er aus in seiner ersten Gedichtsammlung, den «Elegien und Briefen» die der zweiundzwanzigjährige Dichter 1760 bei J. G. Bauer in Strassburg herausgab, um einem Praktikus zuvorzukommen, der die Abschriften aus den Händen seiner Freunde sammelte, und sie auf eigenen Profit drucken lassen wollte. Er hasste die Juristerei, weil die Poesie und die Philosophie seine ganze Liebe in Beschlag nahmen.

«Meinen Geist, der von Natur
Flaccus' Lied und Weisheit liebet,
Füllt die Vorsicht der Verwandten
Mit der fetten Themis Ränken,
Fährt gleich, wie ein Dampf aus Strycken
Mir der Ekel in die Nase,
Da indess Horazens Blätter
Heimlich vom Gebrauche schwellen.»

Er hat noch einen andern Grund der Abneigung gegen die Rechte, einen merkwürdigen, einen deutschnationalen. Dieser junge Mann, der nie deutscher Reichsangehöriger war, war ein deutscher Patriot; er dachte über das römische Recht gerade so wie der urdeutsche Trompeter Scheffels, und zugleich wie Goethes Mephisto. Gründlich verabscheute er die Lehre, die

«deutsche Bürger
nach lateinischen Sätzen richtet.
Sind dies der Cherusker Enkel,
die vor Varus Richterstuhle
Weniger das schlaue Recht
und der Redner Gift vertrugen,
Als vorher die schweren Waffen
beeder Söhne des Augustus?
Die Gesetze, deren Hasse
Deutschlands unverdorbne Väter
Das Gefolge dreyer Adler
in dem Winfeld aufgeopfert,
Ehren wir, wir weisen Söhne,
nunmehr als die schönste Beute,
Die wir aus der Römer Schutt
uns zum Joch errettet haben!

Im Jahre 1760 konnte er das verhasste Studium abschliessen und als I. U. Licentiatus auf Reisen gehen. So war vor zweiunddreissig Jahren sein Vater ausgezogen, um die Welt kennen zu lernen, nach Paris, Holland, Norddeutschland und Wien. Auch der Sohn ging zuerst nach Paris. Er versäumte nicht, die Berühmtheiten der Zeit aufzusuchen. Voltaire, den er nach der Flucht aus Berlin in Strassburg gesehen hatte, war zur Zeit nicht in Paris; zu Rousseau erhielt er keinen Eintritt, aber im Salon der l'Espinasse lernte er Diderot, d'Alembert und andere Encyklopädisten kennen und lebte sich bald in ihre Denkweise ein; seine geistige Veranlagung kam ihren Anschauungen entgegen. In einem wesentlichen Punkte unterschied er sich von ihnen: wie gern er über religiöse Verirrungen spottete, wie manche Züge eines Freigeistes er sich aneignete, die wichtigsten Lehrsätze des protestantischen

Bekenntnisses blieben unerschütterliche Grundsäulen im Tempel seines Inneren.

Nicolays nächster Freund war hier in Paris, wie früher in Strassburg und später in Petersburg, Hermann La Fermière; nichts fiel der Pariser Gesellschaft an den zwei jungen Leuten so auf, wie die Herzensbrüderschaft, die sie verband. Diderot schreibt noch nach Jahren an den Bildhauer Falconet :

«Je n'ai jamais rien vu qui m'ait autant touché que l'amitié de M. de La Fermière et de M. de Nicolai . . . Je ne sais lequel j'aurais aimé le plus. M. de La Fermière a du jugement, de la raison, de la fermeté. M. de Nicolai, lui, a reçu de la sensibilité et de la douceur. Ils ont tous deux de l'urbanité et des connaissances.»

Und einen Besuch, den er den beiden Jünglingen einmal machte, beschreibt er seiner Freundin Mlle. Volland in einem Briefe vom 25. Oktober 1761 :

«Nos deux petits Allemands ont tant fait qu'ils m'ont entrainé à leur auberge. Leur diner fut détestable ; cela ne l'empècha pas d'ètre gai. Ils prétendirent qu'il avait été apprèté d'après les maximes d'Apicius Caelius, ce fameux gourmand romain, qui se tua parce qu'il ne lui restait plus que deux millions, avec lesquels, selon lui, il était impossible à un honnête homme de vivre. Mais une chose qui m'aurait fait oublier les mets les plus grossiers, c'est la vue de deux jeunes hommes pleins d'innocence, d'esprit et de candeur, et s'aimant d'une amitié qui se montrait à chaque instant de la manière la plus douce et la plus fine. Ils me récitèrent quelques-uns de leurs ouvrages, il fallait voir quel plaisir ils avaient à se préférer l'un à l'autre. «Cette prose est charmante». — «Eh, non, mon ami, c'est celle que vous avez écrit sur tel sujet qu'il faut entendre, pour être dégoûté de la mienne. Dites-nous-la». — — —

In diesem schöngeistigen Kreise verkehrte auch der Fürst D. M. Gallitzin, der im Mai 1761 zum russischen Gesandten am Hofe der Maria Theresia ernannt wurde. Er brauchte einen Privatsekretär und wählte Nicolay, der die Stelle gern annahm. So kam der junge Dichter nach Wien, wo er mit Metastasio, Gluck und namentlich mit seinem Landsmann, dem Freiherrn von Fries bekannt wurde. Nach zwei Jahren kehrte er zurück in die Vaterstadt und wurde Sekretär bei der königlichen Prätur wie es der sterbende Vater gewünscht hatte. Nach seinem eigenen Wunsche war das Amt nicht ; er benutzte jede Gelegenheit, durch kürzere Reisen den unangenehmen Geschäften zu entfliehen, und griff freudig zu, als ihm eine Zukunft ausserhalb Strassburgs geboten wurde. Der Präsident

der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Kosakenhetman Graf K. G. Rasumowsky, schickte 1765 seine Söhne nach Strassburg und empfahl sie der Fürsorge Schöpflins; als er selber nach Strassburg kam, liess sich ihm unser junger Dichter vorstellen, und da der Hetman von ihm schon in Wien gehört hatte, ernannte er ihn neben dem Franzosen Cronier zum Erzieher seines ältesten Sohnes, des Alexey, der später, 1810—16, als Minister der Volksaufklärung bekannt geworden ist.

Nicolay begleitete nun seinen Schüler auf einer grossen Reise durch Europa, die drei Jahre in Anspruch nahm; eine Zeit lang war der alte Rasumowsky bei ihnen, auch dessen genauer Freund, Oberkammerherr J. J. Schuwaloff, der Gründer der Moskauer Universität. Sie reisten über Wien nach Italien, lernten hier Winckelmann kennen: ein Brief Winckelmanns an Nicolay hat uns die einzige Kunde von einer verlorenen Schrift des grossen Pfadfinders unserer klassischen Bewegung erhalten.[1] Von Italien ging es nach Frankreich, von Frankreich nach England und von England endlich nach Russland. Dabei war Nicolay in diesen Jahren auch Professor an der Universität Strassburg, und seine Fakultät musste ihm also immer wieder Urlaub geben.[2] Dass er überhaupt je gelesen hat, ist nicht wahrscheinlich; zwar dreimal finden wir seinen Namen in den Vorlesungsverzeichnissen, im Winter 1768—69, Sommer 1769, Winter 1769—70, aber jedesmal heisst es, er werde Institutiones sive Logicas sive Metaphysicas, item Juris Naturae et Gentium p o s t r e d i t u m vortragen.

Nicolay dachte an keine Rückkehr. Petersburg bot mehr. Als er 1769 dort eintraf, regierte seit sieben Jahren Katharina II., die «Semiramis des Nordens». Ihr Hof war der glänzendste in Europa. Was die Welt an Schönheit, Geist und Glanz hervorbrachte, damit suchte sie ihre nordische Hauptstadt zu schmücken; alle schönen Geister Europas suchte sie an sich zu fesseln. An Ehrgeiz, Kühnheit, Regsamkeit und Herrscherkunst übertraf sie selber alle Fürsten ihrer Zeit, den einen Friedrich den Grossen ausgenommen. An Niedrigkeit der Gesinnung und an Schamlosigkeit konnte sich keine Frau ihres Zeitalters mit ihr messen.

Als ihr Mann, Peter III., noch lebte, gebar sie einen Sohn,

---

[1] Vgl. meine Notiz «Eine verlorene Schrift Winckelmanns». Grenzboten XLIV, I. 5.

[2] Herr Prof. Martin hat aus alten Universitätsakten im hiesigen Thomasstift notiert: Nicolay erbittet in einem Briefe aus London 1769 eine Verlängerung seines Urlaubs, um Feldmarschall Rasumowsky begleiten zu können; die Bitte wird vom Magistrat widerstrebend bewilligt.

Paul Petrowitsch, aber der Kaiser wusste wohl, dass er nicht der Vater war, und er litt nie, dass man ihm das Kind vor die Augen brachte. Auch Katharina verabscheute den Knaben seit seiner Geburt; damals muss sie noch Schamgefühl besessen haben, nur dass sie es falsch anwandte. Fürwahr: wenn Paul als Kaiser zu den finstersten Despoten gehörte, so muss doch auch gesagt werden, dass er am letzten Ende unschuldig war, dass er, solange er lebte, ein viel elenderes Dasein hatte, als seine Opfer. Wie mag einem Jüngling zu Mute sein, der fortwährend Komplotte gegen sein Leben fürchten muss, die von der eigenen Mutter ausgehen! der die Frage im Kopfe wälzt, warum denn der, den er Vater nannte, dieser selben Mutter zu Liebe hatte ermordet werden müssen! der zuschauen musste, wie von Zeit zu Zeit diese Mutter, diese Kaiserin, einen neuen schmucken Offizier zum Günstling und Hoftyrannen machte! — Katharina ging auf die moralische Korruption ihres Sohnes aus, aber sie gab ihm trotzdem gute Lehrer. Sie bot d'Alembert ungeheuere Summen, um ihn als Erzieher Pauls nach Petersburg zu ziehen, und wenn dieser auch ausschlug, so war Paul doch in den besten Händen. Sein oberster Erzieher war zugleich sein aufrichtigster Freund: Graf Panin, zwanzig Jahre lang der leitende Staatsmann Russlands, wohlmeinend, scharfsichtig, ein etwas bequemer, aber genialer Diplomat, mit ausgesprochener Vorliebe für den Staat Friedrichs des Grossen. Als er sich nach Helfern bei seinem Erzieheramte umsah, empfahlen ihm Rasumowsky und Schuwaloff ihren jungen Strassburger Freund.

So ward Nicolay Lehrer des damals fünfzehnjährigen Grossfürsten und nach kurzer Zeit hatte er das Herz seines Schülers gewonnen. Auch ihm war Paul lieb, denn damals war Paul noch liebenswert. Heiter, gleichmütig, freundlich, für geistige Dinge empfänglich, von adeligem Wesen, war er nur selten ein Knecht seiner mächtigen Phantasie, gab er sich nur selten überspannten Schwärmereien hin, und nur selten und nicht ohne Ursache ergriff ihn ein krankhaftes Misstrauen gegen seine Umgebung. Nicolay scheint ihn in Geschichte und allgemeiner Rechtswissenschaft unterrichtet zu haben; er übersetzte für ihn den Agricola des Tacitus und die Einleitung zu Robertson's Geschichte Karls V.; für ihn schrieb er auch eine Epistel in Versen, worin er aus der Geschichte berühmter Fürsten dem zukünftigen Kaiser nützliche und vernünftige Lehren ans Herz legte. Der Strassburger Buchhändler Stein wollte diesen «Brief an den Grossfürsten» nachdrucken, aber die Zensoren der Stadt versagten ihm das Imprimatur, aus religiöser Bedenklichkeit, da in dem Gedichte ein wenig de-

spektierlich von den Kreuzzügen geredet wurde. Das brachte Nicolays Groll gegen die Steckelbürger zum Ausbruch. In Knittelversen — schon das sollte eine Satire auf die Strassburger Meistersingerei sein, die noch immer ihren Unfug treibe — und zwar in sehr geschickter Diktion verfasste er einen Brief an die Strassburger Censores, in dem er ihnen und der gesamten städtischen Philisterschaft gründlich den Pelz klopfte. Mit diesem Gedichte musste er sich in Strassburg für alle Zeiten unmöglich machen: so konnte nur jemand schreiben, der sich im neuen Neste behaglich fühlte.

Allerdings ging es ihm nach Wunsch. Er konnte fast ganz seiner Muse leben. In dem Jahrzehnt von 1770—1780 schuf er eine Reihe von Rittergedichten, in denen er die deutschen Leser in die romantische Welt Bojardos und Ariostens einführte, Gedichte, die neben seinen kleineren Erzählungen und Fabeln ihn zu einem der angesehenen Dichter seiner Zeit machten, auch zu einem viel gelesenen. Es soll (nach Büchmann Geflügelte Worte. XIII. Aufl. p. 81) eins seiner Gedichte, «der Lügner», den Allerweltsspruch in Umlauf gesetzt haben: «Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht»; ich kann allerdings das Dictum bei Nicolay nirgends finden. Sein Amt bot ihm Musse genug. Denn als Lehrer des Grossfürsten hatte er noch fünf Kollegen, und dies Lehramt dauerte auch nur wenige Jahre; 1773 vermählte sich Paul, und damit hatte seine Erziehung ein Ende. Alle Welt war mit ihr zufrieden, und der englische Gesandte berichtete an seinen Minister, die Erzieher hätten ihrem Schüler keine lasterhaften Grundsätze beigebracht, ihre heilsamen Lehren hätten vielmehr gewisse natürliche Mängel beseitigt, so dass er ein viel besserer Mann geworden sei, als wenn er sich selbst überlassen geblieben wäre. Nicolay blieb in der Umgebung Pauls als dessen Kabinettssekretär und Bibliothekar, und kurz nachdem er selber sich mit Johanna Poggenpohl, einer reichen Bankierstochter aus Petersburg verheiratet hatte — es war 1776 — begleitete er seinen Prinzen zur Brautschau nach Berlin, denn Paul war schon wieder Witwer geworden und plante eine neue Heirat mit einer halben Landsmännin unseres Dichters, der Prinzessin Sophia Dorothea Amalia von Württemberg, die an dem kleinen Hofe von Mömpelgart aufgewachsen war; besser ist sie bekannt als Kaiserin Maria Feodorowna von Russland und als Mutter der Kaiser Alexander und Nikolaus. Kein geringerer vermittelte diese Heirat als Friedrich der Grosse, und Paul war überglücklich, aus den Händen des schwärmerisch verehrten Königs die Braut zu empfangen. Auch Nicolay fühlte sich in Berlin wohl, das geistige Leben dort war ganz nach

seinem Geschmacke: aufgeklärt, vernünftig, massvoll; bei französischer Bildung nationale Gesinnung; und in Ramler und Friedrich Nicolai fand er gleichgesinnte, liebe Freunde.

Fünf Jahre später begleitete unser Dichter das junge grossfürstliche Paar auf einer grossen Reise durch die europäischen Staaten. Neben ihm waren in dem Gefolge auch die Dichter La Fermière, der französische Stücke für die Aufführungen in Gatschina schrieb, und Klinger; mit letzterem scheint Nicolay trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere gut ausgekommen zu sein. Die Reise machte in ganz Europa grosses Aufsehen; Katharinas Plan war, durch sie den Grossfürsten dem preussischen Einflusse zu entziehen und namentlich mit dem Hause Habsburg gute Freundschaft anzuknüpfen. Paul und Maria traten die Reise schweren Herzens an, eben weil sie Berlin und Potsdam nicht berühren durften und weil sie Sorge trugen, dass ihnen de Rückweg nach Russland vereitelt werden könnte.

In Wien herrschte grosse Freude bei ihrer Ankunft, und die Wiener Zeitung begrüsste den hohen Gast in ihrer Nummer vom 24. November 1781 in enthusiastischen Versen:

«Die Freude Wiens ist unbegrenzt,
Seit uns das Glück zu Theil geworden,
Dass selbst der grosse Stern aus Norden
In voller Majestät in unsern Mauern glänzt.»

Auch Nicolay machte guten Eindruck in Wien; Metastasio und der Ritter Gluck wussten ihm Dank, als er die hohen Herrschaften bei ihnen einführte, und Kaiser Joseph schrieb von ihm in einem vertraulichen Briefe an den Erzherzog Leopold von Toskana, dem Nicolay schon als ein gewandter Mann («fort leste») bekannt war: «Le secrétaire Nicolai est un de ces hommes précieux qui sert son maître sans jamais en faire parade ou vouloir être distingué». Einen öffentlichen Beweis seiner Huld gab ihm Joseph, indem er ihn am 10. April 1782 auf seinen Wunsch [1] in des heiligen römischen Reiches Ritterstand erhob.

Von Wien ging die Reise nach Italien. Hier traf Klinger mit Heinse zusammen und suchte ihn zum Bibliothekar des Grossfürsten zu machen. So berichtet wenigstens Heinse an Jacobi, aber auf Heinsesche Berichte kann man sich nicht verlassen.

Katharinas Plan, eine Freundschaft zwischen Paul und dem Hause Habsburg zu stande zu bringen, war nicht in Er-

---

[1] «Auf seinen Wunsch», wie aus dem Adelsdiplom hervorgeht, welches mir fragmentarisch vorliegt.


L. H. de NICOLAÏ.
Nachlässig schön, tief denkend leicht, voll Ernst, voll Scherz
Nichts übertrifft den Kopf des Dichters, als das Herz.

füllung gegangen; erst in Versailles verlor der Grossfürst etwas von seinen preussischen Neigungen: die Liebenswürdigkeit und Biederkeit Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens thaten ihm wohl, die Pracht des Hofes und die feine Kultur der Hauptstadt imponierten ihm; die Pariser, die für seine schöne Grossfürstin schwärmten, die d'Alembert, Beaumarchais und La Harpe, die ihm geistreiche Schmeicheleien sagten, gefielen ihm. Nur ungern nahmen sie Abschied; in der Begleitung der bekannten Baronin Oberkirch, einer Jugendfreundin Maria Feodorownas, reisten sie in das Elsass, und von da ging es nach Stuttgart, — wo die Festfreude gewiss nur wenig gestört wurde durch die Entweichung eines Eleven der Karlsschule, der ein tolles Stück hatte in Mannheim aufführen lassen, — und von Stuttgart endlich über das österreichische Hoflager zurück in die nordische Heimat. Nicolay war schon nicht mehr bei ihnen, als sie in Strassburg das festlich beleuchtete Münster anstaunten. Sie hatten ihn in geheimer Mission voraus nach Russland gesandt.

Er besass das vollste Vertrauen des grossfürstlichen Paares. Fast beständig lebte er mit ihnen in ihren einsamen Residenzen Pawlowsk und Gatschina, gehasst von der Kaiserin, denn ihr Hass war von der Liebe Pauls und Marias untrennbar. Er war Privatsekretär der letzteren, eine Art Hausminister und Hofmarschall. Stets um ihre Person, unterstützte er sie in allen kleinen Bedürfnissen, verschrieb für sie Papier, Bleistifte und bunten Streusand aus England, weil die englischen Kaufleute in Petersburg zu teuer waren, besorgte ihr ebendaher Musselin und Velours und Satin, that dann und wann eine kleine Notlüge für sie und half ihr aus, wenn sie kein Geld hatte. Denn auch das kam vor; als Nicolays Jugendfreund La Fermière starb, besass die Erbin des russischen Thrones keine 2000 Rubel, um sie den Erben ihres Gläubigers zurückzuzahlen, und Nicolay musste die Schuld übernehmen. Es war ihm wohl in ihrer Nähe: sie war so zart und freundlich gegen ihn und dabei so tugendhaft — in Russland! — so wohlthätig und so edel, und wenn sie ihn einmal etwas quälte, so machte sie doch bald alles wieder gut.

Am 6. November 1796 starb Katharina die Zweite. Paul und Maria waren endlich frei und unumschränkte Herrscher eines weiten Reiches. Sie vergassen die Freunde nicht, die ihnen in der Zeit der Niedrigkeit treu gewesen waren. Nicolay wurde der Titel «Baron» gesichert, er wurde Mitglied des Kabinettsrats, Ritter des kleinen St. Annenordens, Verwalter des Kabinetts der geschnittenen Steine, Staatsrat. Etwas später wurde ihm der St. Annenorden I. Kl., und dass er seine Ehren würdig vertreten könne, ein Dorf im Gouvernement Tambow (nicht in

Polen) mit 1500 Bauern verliehen, und im April 1798 endlich wurde er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt.

Das war viel Huld und viel Ehre auf einmal; kein Wunder, dass es an Neidern nicht fehlte. Mit Einem wollen wir uns beschäftigen, mit Masson, dem Verfasser der 1800 zu Amsterdam anonym erschienenen Mémoires secrets sur la Russie . . . , denn aus seinem Buche hat ohne Zweifel Gervinus seine Anklagen gegen den Privatcharakter Nicolays entnommen. Masson berichtet unter anderem: «Il reçut quelques centaines d'âmes pour achever de corrompre la sienne.» (Anmerkung hiezu: «Il avoit déjà une terre en Finlande, province cédée par la Suède, ou les paysans ne sont pas tout-à-fait réduits au même mode d'esclavage que les Russes; et Nicolai s'en plaignoit souvent disant: que ces gueux-là ne lui rapportoient presque rien, et prétendoient d'avoir des franchises. Ceux qu'il vient de recevoir sont en Pologne: il pourra, à son gré, les séparer, les vendre, ou les faire travailler, comme ses animaux domestiques, à l'embellissement de ses jardins. Qu'on juge par ce trait qu'est devenu en Russie ce Strasbourgeois, qui passe en Allemagne pour un philosophe, que tant d'écrivailleurs flagornent comme un Mécène. S'il vient à lire ceci, il admirera sans doute la modération avec laquelle on y parle de lui).» Weiter: «Il est de Strasbourg, et connu en Allemagne par quelques imitations de l'Arioste et quelques poésies assez jolies, quoique très-verbeuses. Il a été aussi obligé de sacrifier sa muse sur l'autel de la fortune où elle-même avait conduit l'ingrat. Je ne sais si la morgue politique qu'il s'est cru obligé de prendre le rend plus heureux; mais elle ne lui en donne pas l'apparence.» Kotzebue, mit dem übrigens Nicolay nichts im Sinne hatte, beschäftigte sich mit Massons Memoiren. (Das denkwürdigste Jahr meines Lebens. Berlin 1801. II, p. 349). Wir wollen ihm die Verteidigung unseres Dichters übergeben: «Seite 315 schüttet der Verfasser auf Einmal eine Fluth von Gift auf einen sehr würdigen Mann: Etatsrath Baron Nicolai, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der uns Deutschen als ein angenehmer Dichter, seinen Untergebenen als ein väterlicher Freund, seinen Freunden als ein rechtschaffener, gefühlvoller Mensch, und Allen, die sich ihm nähern, als ein höchst gebildeter, geistvoller Mann bekannt ist. Offenbar muss er das Unglück gehabt haben, die Verdienste des Herrn von M** nicht gebührend zu bewundern, vielleicht wohl gar einmal seine Verschen fade zu finden; denn nur auf diese Weise lässt sich erklären, wie es dem Memorien-Schreiber möglich war, von diesem so allgemein geschätzten Mann zu sagen: «man habe ihm einige

hundert Seelen geschenkt, um die seinige vollends zu verderben, er sei ein Tyrann seiner Bauern» u. s. w. — Dass Herr von Nicolai sich wohl einmal beklagt haben kann, dass seine Finnländischen Bauern ihm wenig eintragen, das halte ich für sehr möglich; es bedeutet aber nichts mehr und nichts weniger, als wenn ein deutscher Edelmann sagt: mein Gut trägt mir wenig ein; und es gehört wirklich eine sehr schwarze franchise dazu, um einer solchen gleichgültigen Aeusserung willen den unbefleckten Ruf eines solchen Mannes anzutasten. Doch welcher Ruf wäre dem Herrn v. M** heilig! — Eben so unwahr ist das, was ihm von der morgue politique des Herrn von N. zu sagen beliebt. Ich habe davon auch nicht eine Spur bei ihm gefunden. Vielleicht hielt er es aber für nötig, gegen Herrn v. M** auf seiner Hut zu sein; und der Ausgang lehrt, dass er Recht hatte. —

«Herr von M** sagt: «Flagornirende écrivailleurs (Skribler) hätten Herrn von Nicolai zum Mäcen erhoben.» Ich sehe voraus, dass er nun auch mich unter diese Zahl rechnen wird, und das kümmert mich wenig. Nur muss ich hinzufügen, dass ich nicht das Glück habe, mit dem Herrn von N. genau bekannt zu seyn, und dass ich frei, ohne alle Rücksichten, meine Feder bloss durch das Lob der Tugend und des Verdienstes zu ehren glaubte.» — — —

Nicolay hatte in seinen neuen Würden mancherlei Aerger und manche verdriessliche Arbeit; auch die Kaiserin nahm ihn noch sehr in Anspruch. Im Staatsrat fühlte er sich nur als halbes Mitglied, da er zeitlebens zu wenig Russisch verstand, um mitreden zu können; auch die Akademie der Wissenschaften bot ihm nicht das, was er gehofft hatte, als er den Wunsch äusserte, unter Gelehrten sein Leben beschliessen zu können, wie er es unter ihnen begonnen habe. Die Kasse der Akademie enthielt als gute russische Kasse 60 000 Rubel weniger als sie sollte; die Akademiker waren träge und ränkesüchtig und eine seiner Aufgaben, nämlich die, einen Staats- und Adresskalender zusammenzustellen, erwies sich als unausführbar. Es war in der That eine schwierige Aufgabe, eine Rangliste zu verfertigen: als der achte Bogen gedruckt wurde, waren die sieben vorhergehenden schon wieder vollständig falsch, so schnell geschahen damals in Russland Absetzungen und Ernennungen in den wichtigsten Aemtern.

Denn der böse Geist war über Kaiser Paul gekommen. Bei seinen ersten Regierungsakten hatte ihm sein Volk zugejauchzt, das Ausland Beifall gerufen. Der alte Vater Gleim hatte in die längst verstimmte Leier gegriffen und ihm ein begeistertes Lied gesungen. So schloss er:

Er ist's! Den Gott erschuf, Erschaffer auch zu werden
In seiner Gottes-Stadt! und Könige der Erden
Zu lehren es zu seyn! Du bists!
Bist eines bessern Volks Erschaffer und Erhalter,
Bist Kaiser! deines Reichs Gott ähnlicher Verwalter,
Singt, alle Sänger! Ihn! Er ists!

Das Gedicht kam an Nicolay, dass er es Russlands Dichtern mitteile; es ist bis jetzt ungedruckt geblieben, denn Pauls Regierung sorgte bald dafür, dass solche Verse noch lächerlicher wurden, als sie es von Haus aus schon waren. Die Extravaganzen des Kaisers sind bekannt; man hat gelesen, wie er die runden Hüte verbot, wie jeder Wagen halten musste, wenn er dieselbe Strasse fuhr, wie die Insassen heraussteigen mussten und ihn auf der Strasse begrüssen, die Grossen des Hofes, die Kaiserin selbst nicht ausgenommen, wie kein ausländisches Buch die Grenze passieren durfte, wie er endlich das Gerücht aussprengen liess, er wolle alle Monarchen Europas zum Zweikampf fordern. Es war eine unheimliche Zeit am russischen Hofe; man sah, der Wahnsinn, dessen Keime Katharina in die Seele des Knaben gelegt hatte, war ausgebrochen. Auch die Treuesten verfolgte die Heftigkeit und das Misstrauen des Kaisers, auch unser Landsmann blieb nicht davon verschont. Er ward scharf beobachtet, seine Briefe wurden geöffnet und durchforscht, sogar die an seine Frau, aber man fand nichts. Nicolay war ein kluger Mann. An ein Briefgeheimnis hatte er nie geglaubt; in Politik hatte er sich nur so weit eingelassen, wie ihm befohlen war; seine unzufriedenen Gedanken hatte er für sich behalten, und wenn es ihm gar zu unbehaglich ward, so hatte er sich ganz in seine wissenschaftlichen Arbeiten vergraben. So stand er auch der Verschwörung gegen das Leben Pauls ganz fern; dass sie da war, musste er wissen, denn das war kein Geheimnis; am 12. März 1801 sah man Abends in Petersburg nach der Uhr, und sagte sich, dass die ersehnte Stunde gekommen sei.

Ein trauriges Ende eines beklagenswerten Lebens: ein Kaiser hört seine Mörder den Gang zu seinem Schlafzimmer heraufkommen, er springt aus dem Bette, eine betrunkene Schar dringt ein, man findet den halbbekleideten Mann hinter einer spanischen Wand, er wehrt sich mit der Wut der Verzweiflung, im Ringen findet er den Tod.

«Nous avons la despotie tempérée par des assassinats», scherzte man am andern Morgen in Petersburg, und unser Nicolay, dem alle Gewaltthaten und Revolutionen zuwider waren, nannte das grosse Ereignis «si heureux d'un côté, si terrible de l'autre». So dachte auch etwa die nunmehrige Kai-

serin Mutter, der sich der alte Freund endlich wieder nahen durfte. Ihr Sohn Alexander war nun Kaiser; er beliess Nicolay in allen seinen Aemtern, aber diesem war das Hofleben immer mehr zum Ekel geworden. Er bat den Kaiser zweimal um Entlassung, 1803 endlich wurde ihm die ersehnte Ruhe beschieden. Nur das alte Verhältnis zur Kaiserin Mutter wurde noch nicht gelöst, auch das Patronat über die evangelisch-lutherische St. Katharinenkirche behielt er bei.

Von nun an lebte er meist auf seinem Landgute Monrepos in Finnland, nur einige Wintermonate pflegte er in Petersburg zuzubringen. Mancher Fremde suchte ihn in seinem Tusculum auf. Einer von ihnen, der Staatsrat von Gerschau, der Schwiegervater Binzers, des Dichters der Burschenschaft, hat uns von seinen Eindrücken dort berichtet. Nicolay war ein Mann von höchstens mittlerer Statur, zart und mager gebaut, das Haar schlicht, das Gesicht sanft gerötet, die Stimme leise, der Gang leicht und schnell, die Kleidung meist einfach.[1] Er war ein musterhafter Gesellschafter und Wirt; dem unermüdlichsten Schwätzer konnte er ebenso unermüdlich zuhören, er selber war die verkörperte Höflichkeit und Bescheidenheit; wenn er das Wort ergriff, so unterhielt er auf das Vortrefflichste durch scherzhafte Darstellung und allerlei kleine Geschichten à propos. Sein Tisch war opulent und er blieb in angenehmer Gesellschaft gern eine Stunde über die Zeit. In seinem Hause hielt er auf strengste Ordnung, namentlich in seiner grossen Bibliothek und seiner wohlversehenen Kupferstichsammlung: dort pflegte er seine Tage hinzubringen, zu lesen oder, als er fast gänzlich erblindete, sich vorlesen zu lassen, meist Dichtungen aus der deutschen, französischen und englischen Literatur, oder die Bratsche zu spielen, wie er sie als Strassburger Student gespielt hatte.

Seinen Lebensabend verschönte ihm ein liebender Sohn, das einzige Kind, das er hatte. Er hatte ihn in Deutschland erziehen lassen. Fritz Stolberg hatte ihn einmal von Petersburg mitgenommen und ihn nach Eutin zu Vossens ins Haus gebracht. Voss begehrte eigentlich keine Pensionäre und seine Frau hatte ihre liebe Not mit dem Jungen, der kein Wort Deutsch verstand; aber sie waren bald gute Freunde geworden, und Paul wuchs auf wie ein Sohn des Hauses. Nach mehr als zehnjähriger Trennung sah er seine Eltern wieder. Der Vater

---

[1] Bilder Nicolays finden sich in m, in den elsässischen Neujahrsblättern und vor dem LXXX. Bd. der Allg. d. Bibliothek mit folgenden Versen von Ramler:

Nachlässig schön, tiefdenkend leicht, voll Ernst, voll Scherz:
Nichts übertrifft den Kopf des Dichters als das Herz.

war mit der Erziehung zufrieden. «Seine Manieren sind mehr englisch als französisch» «Ich wollte ihn nicht zu deutsch haben, aber noch viel weniger zu französisch. Dem Charakter nach ist er deutsch, nun müssen seine Manieren noch etwas französisch werden, d. h. nach der alten französischen Art.» Mit den Franzosen der Revolution und denen Bonapartes hatte er nichts im Sinne, er nannte sie kurzweg Briganten und da er sah, dass sie sonst unbesieglich waren, bittet er Gott, ihnen Pest und Hungersnot zu schicken. — Eine grosse Freude war es für ihn, als er eine liebenswürdige Schwiegertochter aus der guten Gesellschaft des alten Frankreichs erhielt. Paul vermählte sich mit einer Prinzessin von Broglie, einer Grosstochter des Marschalls. Seine Söhne und Enkel haben sich in Russland als Gesandte, Minister und Generäle verdient gemacht.

Ludwig Heinrich Nicolay starb am 28. November 1820. Er war 83 Jahre alt geworden. Begraben liegt er in seinem Parke, wo er so manche schöne Stunde verbrachte. Früher war dort ein ödes felsiges Küstenland gewesen; er hatte verstanden, aus der Wüste ein Eden zu schaffen, und sein Gut ward weit berühmt wegen seiner schönen Anlagen. Noch heute versäumt niemand, der in die Nähe der Hafenstadt Wiborg kommt, das kleine finnische Paradies aufzusuchen. Monrepos ist Nicolays dauerndstes Werk.

II.

Folgende Ausgaben sind von den literarischen Werken Nicolays erschienen:

a. Elegien und Briefe. Strassburg, bey Johann Gottfried Bauer. 1760.

b. Verse und Prose von N. — Basel, bey Johannes Schweighäuser 1773. Zwei Teile.

c. Galwine. Eine Rittergeschichte in 6 Gesängen. Petersburg 1771.

d. Vermischte Gedichte von Herrn Ludwig Heinrich Nicolay, Kabinettssekretär und Bibliothekar Sr. Kaiserl. Hoheit des Grossfürsten aller Reussen. Berlin und Stettin. 1778 (I. II.), 79 (III.), 80 (IV. V.), 81 (VI.), 83 (VII.), 84 (VIII.), 86 (IX). Seit dem VII. Teile heisst der Verfasser L. H. von Nicolay. Besonders erschienen aus dieser Gesamtausgabe 1780 Das Schöne und 1781—84 Reinhold und Angelika.

(La beauté. Conte traduit de l'Allemand de Mr. Nicolai par Mr. de la F. (ermière?) à Berlin 1781.)

e. Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolay. 1792 (I—IV), 94 (V—VII).

f. Idäa oder männliche und weibliche Tugend. Eine historische Novelle. Wien 1792.

g. Das Landgut Monrepos in Finnland. Berlin 1809.

h. Balladen. Berlin 1810.

i. Theatralische Werke von Ludwig Heinrich von Nicolay. Königsberg, bey Friedrich Nicolovius. 1811. Erster Band: Trauerspiele. Zweyter Band: Lustspiele. Die vier Dramen dieser Sammlung waren früher einzeln erschienen.

k. Athalie von Racine. Königsberg 1816.

l. Molières Gelehrte Weiber. Leipzig, Kummer 1817.

m. Poetische Werke von Heinrich Ludwig Freyherrn von Nicolai. Zweyte durchaus umgearbeitete und vermehrte Original-Auflage. Wien 1817. In der Haas'schen Buchhandlung. 4 Bde.

n. Muffel oder der Scheinheilige. Lustspiel in 3 Akten nach Molières Tartuffe. Wiborg 1819. 8.

o. Der Arme und der Reiche. Leipzig 1820.

p. Die Todtenwache. Ein Gedicht. Leipzig 1820.

q. Die Reliquie. Ein Gedicht. Leipzig 1820.

Die Ausgaben c f g h k l n o p q zitiere ich nach Gödecke; von diesen enthalten die sechs letzteren Werke, die ich nicht gelesen habe. Wenn auch immerhin bedauerlich bleibt, dass ich sie nicht habe zur Einsicht erlangen können, so dürfte doch der Verlust nicht sehr gross sein, da k, l und n Uebersetzungen sind und o, p, q als Werke eines hohen Alters sich von den früheren epischen Dichtungen vermutlich nur durch gesteigerte Schwächen unterscheiden.[1]

Man muss zuweilen an Goethe denken, wenn man Nicolay liest. Nicht dass er Goethen so sehr gliche, sondern weil er ihm so wenig gleicht. Goethe kam nach Strassburg, als Nicolay aufhörte, Mitglied der Universität zu sein; Goethe studierte bei denselben Lehrern, in denselben Zimmern mit demselben Wider-

[1] Von den Ausgaben, die ich eingesehen habe, sind b e und m in Antiqualettern gedruckt; in b finden sich Majuskeln nur bei Eigennamen. — Einzelne Gedichte N.'s erschienen zuerst in literarischen Journalen und Musenalmanachen.

willen gegen die Jurisprudenz, war von derselben Neigung erfüllt zum Dichterlesen, zu literarischen Gesprächen mit gleichgesinnten Freunden, zu eigenem Schaffen. Beide gingen in denselben Gassen, auf denselben Promenaden, sahen fast dieselben Menschen; beide waren in elsässische Mädchen verliebt. Soll man da nicht erwarten, dass ihre Dichtungen von verwandter Art sein müssten, wenigstens die aus ihrer Strassburger Zeit? Man wird vergeblich nach den gemeinsamen Zügen suchen. Es ist ein grosser Unterschied zwischen beiden: bei Goethe dichtete das Herz, bei Nicolay der Verstand und das Gedächtnis. Goethe sang, wie der Vogel singt, Nicolay dichtete, wie man dichtet mit dem Blick auf das Tintenfass, die Lampe und den Bücherschrank. Man braucht nur zu lesen, was er so verfertigt hat, um Respekt zu bekommen vor der Salzmannischen Tischgesellschaft und ihren Geistesgenossen im übrigen Deutschland. Nicolay ging, und Goethe kam: man möchte sagen, die Versmacher gingen und die Dichter kamen; die Handwerker gingen und die Künstler kamen.

Auch dem Handwerk gebührt Ehre. Es ist älter als die Kunst und bahnt ihr den Weg. Wie sehr der Künstler über den Handwerker hervorrage, so ist er doch sein Schüler, die Fertigkeiten und Handgriffe hat er von ihm lernen müssen, das Material aus seinen Händen erhalten.

Damit haben wir das Verdienst angedeutet, welches sich Nicolay und seinesgleichen um die deutsche Literatur erwarben: sie führten neues wertvolles Material ein und bildeten das Mechanische und Formelle aus, was zum poetischen Schaffen gehört. Nach ihnen brauchten nur begnadete Sänger zu kommen, die spielend von ihnen erwarben, was sie mühsam gesammelt, die dann aus einer grossen Seele heraus, einer Seele, die in der Götter Rate zu Hause war, Leben einhauchten in die Puppen, die ihre Vorgänger gebildet. Unsere Dichterheroen kamen, aber Schriftsteller wie Nicolay mussten vorausgehn.

Es war ein Verdienst, in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren solche Verse zu schreiben, wie sie von Nicolay ausgingen, Verse, die ohne jede Mühe hervorgebracht zu sein scheinen, die leicht und gefällig dahinfliessen, wie ein Wiesenbach, der von allen Seiten Zufluss erhält, dem keine Hügel, keine Felsen und keine Tiefen im Wege liegen. Seine Leser empfanden diese Leichtigkeit der Versbildung wohl, diesen Ueberfluss an Reimen, diesen Reichtum an Worten. Gerschau hebt eine Naturschilderung aus einer der Elegien heraus. (d, I. Der Nachen der Liebe.)

«Gleich einem Oele lag die See, von keinem Winde
Die Fläche kraus, die Klippen ohne Schaum;
Am Ufer nur bewegte sich gelinde,
Wie sich ein Busen regt, der nassen Decke Saum.» etc.

Auch Küttner rühmt 1781 den Stil Nicolays in seinen «Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten» und der Verfasser des «Pfingstmontag», Professor Arnold in Strassburg, findet bei unserm Autor «une profonde connoissance du cœur humain, de la variété dans les tableaux, souvent de la grâce, quelquefois de l'énergie et toujours une grande abondance de pensées et une aimable facilité» (Notice litt. 8 hist. sur les poètes alsaciens. Paris 1806). Diese «abondance de pensées» klingt noch wie ein Lob, der boshafte Masson tadelt die Nicolayschen Poesien wegen ihrer Verbosität, und auch der wohlwollende Küttner muss zugeben: sein Reichtum geht zuweilen in eine Redseligkeit über, die nur just in den erzählenden Dichtarten ihren Wert hat. So hat man unserem Dichter öfter den Vorwurf der Breite und Wortfülle gemacht. Nicht mit Unrecht. Er ist etwas geschwätzig, er kann keinen gelegentlichen Gedanken unterdrücken, und so finden sich bei ihm viele Verse, die für den Zweck der Dichtung entbehrlich wären, die, wenn auch nie unsinnig oder thöricht, doch oft recht alltäglich und prosaisch sind. Doch ist Nicolay nicht in dem Sinne wortreich, dass er die einzelnen Gedanken durch allzuviele Worte ausdrückte: wenn man ihn mit Hagedorn, Brockes und noch älteren deutschen Dichtern vergleicht, so möchte man rühmen, dass sein Ausdruck kurz und schlicht sei. Nie werden wir bei ihm von der modischen Sucht belästigt, jedes Substantivum durch ein Eigenschaftswort zu umkleiden; er verspottet diese Manier selber in einem Epigramm, und selten findet sich bei ihm jene Zerspaltung eines Begriffes in zwei, drei oder noch mehr angereihte Synonyma, die nach Prof. Hennings Bemerkung durch Paul Gerhard und die Kirchenliederdichter eingeführt und namentlich in der schlesischen Schule gepflegt wurde. Ganz überwunden hat er diese Schwäche allerdings auch nicht:

«Wenn ich bedenke, wie uns oft
So plötzlich, rasch und unverhofft
Die Leidenschaft ergreift, uns auf die Folter schraubet,
Uns aller Klugheit, aller Fähigkeit beraubet,
Uns blendet, uns tyrannisch niederdrückt
Und jeden andern Ruf in unsrer Brust erstickt.» etc.

(Reinhold und Angelika I. Ges.)

Rühmen müssen wir ferner an Nicolay sein eifriges Streben nach Korrektheit der Sprache. Wenige Dichter haben so ausdauernd gefeilt, waren so gern bereit, die gefundenen Formen aufzugeben und die Arbeit von Neuem zu machen, wie Nicolay. Ramler half ihm dabei, er sah die Gedichte des jüngeren Freundes vor dem Drucke durch, und Nicolay war einer der Wenigen, denen die Bedenklichbkeiten des alten Pedanten genehm waren. Jede Zeit hat ein Bewusstsein ihrer Aufgabe; so strebte man in der vorklassischen Zeit danach, der allzu üppigen Sprache die wilden Ranken abzuschneiden, durch das Gestrüpp vorgeschriebene und bequeme Wege anzulegen für ein späteres Geschlecht.

Und für ein Verdienst wollen wir es Nicolay auch anrechnen, dass er sich nicht von der stürmischen Bewegung ergreifen liess, die im siebenten und achten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts die Geister mit sich fortriss. Wir pflegen viel Sympathie mit ihr zu haben, weil ein Goethe und ein Schiller unter den Führern waren, aber Krankheiten bleiben Krankheiten, auch wenn die hoffnungsvollsten Jünglinge davon befallen werden. Zu den Meisterwerken Schillers und Goethes haben die von den Stürmern und Drängern angefeindeten Klassizisten ihr gut Teil beigetragen, und die Dichter, die ihr Leben lang Revolutionäre, Stürmer und Dränger blieben, stehen an Geschmack, an stofflicher und formaler Vollendung ihrer Werke, an Nutzen für die ästhetische Bildung der Lesewelt, doch unter ihren Gegnern, unter Dichtern von Nicolays Schlage. Wenn jene bei unseren Literarhistorikern entschiedenere Vorliebe finden als diese, so haben sie das nur ihren grossen Genossen zu verdanken; die Einen haben ebenso gut wie die Andern dazu geholfen, unsere klassische Periode herbeizuführen.

Nicolay nimmt in der nationalen Revolution gegen die literarische Allgewalt des Klassizismus entschieden Stellung für den letzteren, für Boileau, für Racine, für die romanischen Nationen. Seine zarte, feine Natur, sein nüchterner Blick, sein gesunder Menschenverstand erkennt von Anfang an die Schwächen der Neuerer, und er führt sein Leben lang Krieg gegen die Englisch-Teutschen, die Klopstockianer, die Barden, die Shakespearianer und die Anhänger Rousseaus. Des letzteren Naturschwärmerei und Kulturhass versteht er nicht; er ist glücklich, in einer zivilisierten Zeit zu leben und auf die Anklagen Rousseaus hat er die Antwort: «Der Weisheit erster Schritt ist alles anzuklagen, Ihr zweiter sich mit allen zu vertragen.» (II. Brief an den Grafen Fries.) Er sieht, wie die Mehrheit auf Seiten der Empörer ist, «wie halb Germanien im Urteil wankt, ob Missgeburten staunt, den Spöttern Beifall

klatscht und Dichter seiner Richtung bei Toback und Bier zu Schönaichs Herde schickt» (Brief an den Grafen Panin), aber er erkennt auch, dass er nur vorübergehende Moden vor sich hat, und solche Moden will er nicht mitmachen.

Einst waren wir an nichts als Edelsteinen reich.
Poeten glichen Juweliren,
Die Verse strotzten von Saphiren,
Lorettischen Madonnen gleich.
Uns plagte drauf die Thorheit lange,
Dem Franzen gleich, galant zu thun,
Wie Dresdner Porcelan bog sich der Reimer nun,
Und suchte Zierlichkeit in Tändeley und Zwange.
Bald aber kam aus Albion
Ein Ungewitter aufgestiegen;
Vom Mizraim'schen Helikon
Sah man die Amoretten sich verfliegen.
Gespenstern glich der Dichter Chor,
Die nur um Mitternacht erschienen,
Mit Teufeln und mit Cherubinen
Umringet, brüllte man in banger Deutschen Ohr.
Dann steckten uns mit hohen Sympathien
Die Dichter unsre Mägdchen an,
Vernünftge Liebe musste fliehen.
Doch that das Kind, entzückt in Harmonien,
Oft irdischer, als es zuvor gethan . . .

Wie er hier in einem «Briefe an den Grafen Panin» (d. e. m.) gegen die Messiade Partei nimmt, so schildert er auch in einem «Briefe an Phyllis» (a. b. e. m.), also schon 1760, den Dichter nach seinem Herzen als einen Gegner von Klopstock :

Er redet nicht mit neuen Zungen
Und bleibt sich seiner selbst bewusst,
Er träumet nicht von stäten Sympathien,
Von Sphären und von Harmonien,
Er girrt nicht stets im Myrtenhain,
Er hüllt sich nicht in dunkle Lieder
Und drängt sich nicht, zu gross für seine Brüder,
Beim Cherub und beim Seraph ein . . .

Das sind alles recht vernünftige Ansichten, aber sie beweisen auch, dass der Empfindung unseres Dichters die rechte Tiefe, seiner Phantasie der hohe Flug, seiner ganzen Weise zu denken und zu fühlen, die Gabe der Begeisterung fehlte. So können wir nicht erwarten, in Nicolay einen Lyriker zu finden, und allerdings muss man Bedenken tragen, seine «Oden», «Elegien» und «Briefe» (in a. b. d. e. f. m.) als lyrische Gedichte zu bezeichnen. Zwar von einem Ich ist darin die Rede,

aber man darf es nicht deuten «Ich, Ludwig Heinrich Nicolay als Individuum», sondern «Ich als verständiger und gebildeter Mensch» oder «Jeder verständige und gebildete Mensch». Schon der Jüngling denkt und fühlt wie ein Schulmeister, wie ein Greis; in allen seinen lyrischen Gedichten herrscht ein trockener, lehrhafter Ton, ob sie nun vom Liebchen handeln, oder von einem erträumten Landleben, oder, an Pfeffel und La Fermière gerichtet, Freundschafts- und Schönheitskultus treiben, oder auseinandersetzen, wie der Mensch auf Erden glücklich werden kann. Nicht das übervolle Herz zwingt ihn zu dichten; die Lust an der Nachahmung gibt ihm die Feder in die Hand. Er sagt es selber. Seine erste Elegie erinnert an Goethes Zueignung; wir sagten oben, in welchem Sinne. So schildert er seine Berufung zum Dichter: Des vollen Mondes Schimmer brach durch dünne Wolken, auf leere Strassen schien sein ungewisser Strahl, der Jüngling sitzt noch beim Tibull, erschreckt schaut er auf: in hellem Glanze steht die Elegie vor ihm, mit lockigem Haupt, die Augen verweint, der Bau der Glieder träge Weichlichkeit verratend.

«Wie lange, sagte sie, soll ich dich lesend finden,
Wie lange willst du noch die deutsche Muse fliehn?
Was nützet dirs, den Wert der Alten zu empfinden,
Wenn eigne Lieder dich dem Pöbel nicht entziehn?
Zwar brennet nicht in dir Homers und Marons Feuer;
Mit Recht entfernet sich dein Fuss von Aeschyls Bahn,
Du siehst Terenzens Kunst, du siehst des Flaccus Leyer,
Du siehst Lucrezens Lied als unnachahmlich an:
Doch hat nicht auch Ovid der Nachwelt Lob errungen?
Es leben heute noch Properz und Cynthia,
Der zärtliche Tibull, der Delien besungen,
Und die, die Philipps Sohn aus ihrer Schule sah.»

Hier nennt der Dichter selber seine Vorbilder: Ovid, Properz, Tibull, Johannes Secundus, Lotichius; an anderen Stellen fügt er noch hinzu Hadrianus, Marius, Petrarca, Tasso, Dryden. Auch Boileau hätte er nennen können. Wie dieser zeichnete er sich in der Satire aus. Meisterhaft ist seine «Epistel an die Strassburger Zensoren», aber sie ist sehr lang und zerstückeln lässt sie sich nicht gut. Statt dessen eine kürzere Stelle aus einem «Briefe an die Gräfin Schuwaloff» (d. e. m.).

Oft hört ich in bestäubter Schule
Den seichten Lehrer auf dem Stuhle
Von Folianten eingesperrt,
Die Amtsperrücke schief gezerrt,
Horazens Verse konstruiren,
Ungleiche Texte conferiren,

Die klaren Stellen kommentiren,
Die dunkeln grausam violiren,
Was Barkley, Sanadon, Minell und Baxter spricht,
In langen Reden recensiren,
Das Altertum, die Nahmen expliciren,
Kurz, alles, nur den Dichter nicht.

Die Sinngedichte unseres Verfassers sind meist zahm und matt. Sie sind etwa von der Güte derer, die Lessing in den Papierkorb warf. «Zwei Dinge fürcht ich: Dir gefalle der Verse keiner, Baven alle.» Unter den 37 Sinngedichten der zweiten Gesamtausgabe sind einige aus Owen und Rochester übertragen. Die Ausgabe von 1817 ist reichhaltiger an Epigrammen, und manche, die aus persönlichen Verhältnissen hervorgingen, haben einige Schärfe. Zwei Proben; das erste gegen die Soldatenmanie Pauls, das zweite gegen die Sprache der Barden:

«Trophäen gleicht der Hauptmann Bock:
Von Aussen Stahl, von Innen Stock.»

*

Ja! Mann grosser! Dem Wink ich Deines folge Geniees.
Teutsche, wie Maro zerwerfend und Flaccus Lateinische Worte.
Feigern schämt euch Sprachen Europens! Staunet ob unsrer
Kühnheit und Kraft! So sass im Kreise der Mädchen Achilles.
Kein Ulyss, wir selbst erklären uns Söhne der Götter,
Wenn welschkauder wir schnattern und dreist zum Barditon rasen.

*

Vom Sinngedicht zur lehrhaften Erzählung ist ein kleiner Schritt. Beide wurden vor hundert Jahren eifrig gepflegt, jetzt nicht mehr. Die Fabeln und kleinen Erzählungen humoristisch-moralischen Charakters wurden namentlich durch Hagedorns geschickte Arbeiten beliebt, Gellert und Lessing bildeten diese Gattungen weiter aus. Die Stoffe kamen aus der ganzen Welt: aus dem Morgenland, aus Griechenland, Italien, Altdeutschland, namentlich aber aus Frankreich. Die Behandlungsweise lernten die Einen vorzüglich an Lafontaine, die Andern an Aesop; Nicolay gehörte zu denen, die trotz Lessing an der französischen Art festhielten, denen es nicht so sehr auf die Kürze und Präzision der Erzählung ankam, als auf gefällige Schilderung, auf geistreiche Randbemerkungen. Er fand seine Liebhaber, man las seine Fabeln gern und sagte, dass er leicht und angenehm erzähle, dass er sich in der epischen Erzählung ungemein rühmlich auszeichne. So urteilt J. J. Eschenburg in seiner «Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften» (Berlin und Stettin 1788—90, I, 69, V, 99). Diderot hatte schon 1760 an der Fabel «Die Ameisen» Gefallen

gefunden, und als das «Deutsche Museum» 1785 seinen «Falck» brachte, bezeichnete es ihn als «einen der wenigen, die wir in dieser Gattung dem Ausländer nennen können». Nicolay musste in dem Publikum Hagedorns, Gellerts und Wielands gern gelesen werden, diesem Publikum kam es auf liebenswürdige Einkleidung beliebter Sätze der Spiessbürgerweisheit an und dergleichen bot unser Dichter. Er führt z. B. aus, dass es nicht gut sei, sein Schicksal vorher zu wissen — Gellert hatte eine Abhandlung darüber geschrieben — oder «einem Jeden ist das Schicksal beschieden, das für ihn das leichteste ist», oder «wer allzuviel kritisiert, verliert den Genuss am Schönen», oder «beim Prozessieren profitieren nur die Advokaten» u. dgl. m. Die schönste der kleinen Erzählungen wollen wir als Probe mitteilen (d):

Der Mann und das Vögelein.

Ein Vogler fing ein Vögelein,
Das sprach zum Vogler: Sieh, wie klein
Und leicht ich bin. Was nütz' ich dir?
Lass mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich erst ein schönes Sprüchlein lehren.
Wohlan, lass sehn! versetzt der Mann,
Was mich ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,
Und sagte zu dem Vogler so:
Mein Spruch ist der: Ein weiser Mann
Glaubt nur, was er begreifen kann,
Und grämet sich zu keiner Frist
Um etwas, das unmöglich ist.
Ein schöner Spruch! versetzt der Mann,
Den jedes Kind mir sagen kann.
Wer glaubt wohl ungereimte Dinge?
Jedoch dein Werth ist so geringe,
Dass ich damit zufrieden bin.
Flieg' immer wieder hin!
Fahr glücklich! ich entlasse dich.

Das Vögelein. so bald es sich
Auf einen hohen Baum gesetzet,
Denkt: Lasst uns sehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch so wenig schätzet,
Nun auch die Probe halten kann.
O! fängt es zu dem Vogler an,
O seht ihn doch, den dummen Mann,
Den auch ein Zeisig äffen kann!
Denn wisse nur: mein Leib enthält

Das grösste Kleinod von der Welt,
Den herrlichsten Carfunkelstein.
Zwey Tonnen Goldes waren dein,
Die hast du mit mir fliegen lassen.

Weg fliegt darauf das Vögelein,
Und er — weiss sich vor Unmuth nicht zu fassen.

Man sieht, derselbe Stoff wie in Wielands Gedicht «Der Vogelsang oder die drei Lehren», nur hat Wieland viel mehr daraus gemacht. Beide Gedichte erschienen 1778, beide entnahmen den Stoff aus Le Grand d'Aussy's «Fabliaux ou Contes du XII et du XIII siècle». Dies Buch war für Nicolay eine gute Fundgrube; bei folgenden Gedichten können wir die Entlehnung nachweisen:

Die Buckligen d IX bei Le Grand III, 154.

Die Pferdedecke d IX bei Le Grand III, 220 Le bourgeois d'Abbeville.

Das Testament des Esels f I bei Le Grand Le testament de l'âne (Ruteboeuf).

Der Minnesinger f I bei Le Grand I, 254 Le Bachelier Normand.

Finette f I bei Le Grand II 303 Le Chien et le Serpent.

Der Ritterorden f I bei Le Grand I, 133 L'ordre de Chevalerie.

Der Falck f I bei Le Grand III, 41 Guillaume au Faucon.

Die Weissagung m. f I bei Le Grand I, 177 Le laid chevalier.

Der Mann und das Vögelein d I bei Le Grand Le chant de l'oiselet.

Nachzuforschen, woher Nicolay die übrigen Erzählungen hat, wäre unnütze Arbeit; dass er irgendwo eigene Erfindungen biete, gibt er nicht vor: «Freund, diese Fabeln hier sind beides, neu und alt, Alt ist der Stoff, neu die Gestalt». Die Geschichten haben durch die neue Gestalt nicht verloren; unser Dichter hat seine Quellen mannigfach verändert, Unwesentliches weggelassen, manchen feinen Zug neu hineingearbeitet, die Namen in deutsche umgewandelt; seine Veränderungen sind wohl stets Verbesserungen.

Wir finden bei ihm etwa 150 kürzere Gedichte erzählenden Inhalts; davon sind etwa die Hälfte Tierfabeln, wohl ein Dutzend Balladen oder Romanzen lehrhafter Richtung. Die Balladen sind abscheulich lang; z. B. «Der kleine Schimmel» nach dem altfranzösischen Fabliau «Le vair Palefroi», eine ziemlich wertlose Geschichte, wird in 150 Strophen ausgequetscht, die Strophe zu 6 Versen, der Vers zu vier Jamben, mit ewigem männlichem Reim. Sie hebt (in m) also an:

Ein prächtig Schloss im Harze stand
Wohl hoch auf einem Berg,
Und jedes Schloss im ganzen Land
Schien gegen diess ein Zwerg.
Man sah es ihm von aussen an,
Dass in ihm wohnt ein reicher Mann.

Das war er auch, der Ritter Bohl;
Denn dieses Schloss war sein,
Und trug ihm an Gefällen wohl
Sechs tausend Thaler ein.
Dess freute sich der Alte sehr;
Doch seiner Tochter fast noch mehr.

Wer sich doch heute noch so etwas erlauben dürfte! Mit gemischten Gefühlen liest man auch die Ballade «Bankban», die denselben Stoff behandelt wie Grillparzers Trauerspiel «Ein treuer Diener seines Herrn».

Grössere Verdienste hat sich Nicolay durch seine längeren romantischen Erzählungen erworben. Sie kamen heraus zwischen 1773 und 1781, in der Märzenzeit unserer Literatur. In Deutschland herrschte Sturm und Wetter; nur hie und da blühte ein Veilchen, den nahen Frühling verkündigend. Da kam die Muse Nicolays und seiner Genossen und brachte Blumen und Früchte aus dem Süden. Die italienischen Epiker hatte man in den Originalen längst gern gelesen, aber Nicolay war einer der Ersten, die die deutschen Laien in diese Wunderwelt einführten. Das ist kein kleines Verdienst. Diese Rittergeschichten, die die Phantasie nie ruhen liessen, die ihr in einem fort die buntesten Bilder vorgaukelten, sie dann wieder durch Grausen und Furcht zu glücklichen Ausgängen führten, trugen viel dazu bei, die Ansprüche des Publikums an das Interesse des Stoffes und an geschickte Behandlung der Einzelheiten zu erhöhen. Die aufrichtigen Freunde Bojardos und Ariostens sind heute selten; vor hundert Jahren und vor fünfzig Jahren aber schwärmte man gern herum in diesen Märchenländern, die so reich waren an den blühendsten Gefilden, an den dichtesten Wäldern, an den grässlichsten Schlünden: die mutigsten Ritter zogen auf Abenteuer, gaben um Drachen und Teufel keinen Deut, Tage lang konnten sie kämpfen und im Blute waten, und jeden Tag begegneten ihnen Riesen und Zwerge, Zauberer und Zauberinnen und die wunderschönsten, liebreichsten Frauen. Jetzt sind die Namen vergessen, aber unsere Väter und Grossväter kannten sie wohl: Amadis, Gryphon, Agramant, Reinhold, Roland, Angelika, Alzire, Galwine, Marfise, und wie sie alle heissen.

Nicolays grössere Erzählungen in Versen sind in chronologischer Reihe die folgenden:

1773 Galwine, eine Rittergeschichte in 6 Gesängen.
1778 Richard und Melisse, eine Rittergeschichte.
1778 Alcinens Insel, in zwey Büchern.
1778 Gryphon und Orille, in zwey Büchern.
1779 Zerbin und Bella, in fünf Gesängen.
1779 Anselm und Lilla.
1780 Morganens Grotte, in 4 Büchern.
1780 Der Zauberbecher.
1781 Reinhold und Angelika, eine Rittergeschichte.

Von diesen sind zwei: «Morganens Grotte» und «Reinhold und Angelika» nach Bojardos «Verliebtem Roland», die übrigen nach Ariosts «Rasendem Roland». Nicolay steht seinen Originalen gegenüber wie die mittelhochdeutschen Epiker ihren Quellen; er gibt keine Uebersetzungen, sondern freie Bearbeitungen. Aus dem grossen Gewebe der italienischen Dichtungen löst er Nebenhandlungen und Episoden heraus, fügt eigene Einleitungen und Einschiebungen hinzu, streicht hier, verändert dort, passt das Einzelne dem deutschen Geschmack an, und was so entsteht, breitet er vor uns in deutschen Versen aus. Nicht wiederum in Stanzen, sondern in Tiraden von unbestimmter Länge und mit freier Reimstellung, in vier- bis sechstaktigen jambischen Versen, auch dreitaktigen an Tiradenschlüssen und erregten Stellen. Es ist oft Musik in diesen Versen und eine Gewandtheit in der Diktion, die an Wieland erinnert. Wieland war in allen Dingen sein grösserer Genosse; Nicolay sagt das selber in der Einleitung zum V. Gesange von «Reinhold und Angelika». (d. VII 5).

Wer ists, der auf dem ebenteuerlichen Wege,
Auf den die Laune mich geführt,
Mir vorläuft, schneller forteilt, nie die Kraft verliert?
Schon macht er, nah am Ziel, den Staub des Pfades rege;
Schon reicht ihm Ariost, zur Zierde für sein Haar,
Ein Zweiglein seines eignen, dichten Kranzes dar. —
Den Fuss beflügeln, hören will ich, was er mitten
Im Laufe singt. — O! welch ein süsser Ton
Strömt mir zurück von ihm: Versöhnt ist Oberon. —
Ich kenn', ich kenne diesen Sänger schon!
Er ists! — Gieb, Wieland, meinen kürzern Schritten
Dich zu erreichen Zeit! Auf langer Bahn ist ja
Gesellschaft angenehm, und Raum ist da
Für dich und mich und einen Dritten. [1]

---

[1] Wieland nahm diese Verse freundlich auf und zahlte Nicolay mit gleichem Lobe zurück. Seine Kritik im deutschen Merkur übertreibt den Wert der Nicolayschen Dichtungen allzusehr: man merkt die Absicht etc.

Wie weit Nicolay von Wieland beeinflusst ist, ist schwer zu sagen; wenn man immer wieder an den grossen Klassiker der komischen und romantischen Erzählung denken muss, so kommt das davon, dass Nicolay von Haus aus ein intimster Geistesverwandter Wielands war und dass er als Poet wie als Charakter ungefähr die gleichen Einflüsse erfahren hat. Nicolay nennt in den einleitenden Versen von «Morganens Grotte» Ariost seinen Lehrer, an seinem Stile habe er sich geübt, an ihn sich streng gehalten, bis er sich fähig glaubte, einem bedenklicheren Muster, Bojardo, mit grösserer Freiheit zu folgen.

Ausser diesen Erzählungen in Versen verfasste Nicolay auch zwei in Prosa. Die ältere ist betitelt «Das Schöne», sie erschien zuerst 1773 (einzeln und als Teil der Gesamtausgabe d). Folgendes ist in Kurzem ihr Inhalt: Ein asiatischer König hat vier Söhne, die er gleich sehr liebt, von denen er keinem das Recht auf den Thron rauben möchte. Er verspricht die Krone dem, der nach einer dreijährigen Reise das Schönste mitbringen würde. Die Brüder kommen wieder. Der Jüngste hatte schön und selten für gleichbedeutend gehalten, mit einem Vogel Phönix hofft er den Preis zu erringen. Der Zweite hatte das Kunstvollste mitgebracht, einen Kupido des Praxiteles. Der Dritte ein Buch des Zoroaster, Weisheit ist ihm eins mit Schönheit. Der Aelteste aber gewinnt die Krone, er führt einen Greis mit sich, der ein Inbegriff aller Tugend ist: Schönheit ist Tugend. Man sieht, der Aesthetiker fängt die Geschichte an und diskutiert die Frage nach dem Wesen der Schönheit — sie stand damals auf der Tagesordnung, man denke an Wieland — aber der Schulmeister macht den schlechten Schluss, denn das Büchlein ist «einem Prinzen gewidmet». Aber das Märchen fand seine Freunde, es wurde sogar in Berlin in französischer Uebersetzung herausgegeben, und der Minister Hertzberg, der Friedrich den Grossen zu freundlicheren Anschauungen über die deutsche Literatur zu bekehren suchte, legte ihm auch Nicolays Buch vor.[1] Der König las es bis pag. 62 und gab es unbefriedigt zurück, aber Hertzberg war

---

[1] Die Nachrichten über den Verkehr Hertzbergs und Friedrichs des Grossen entnehme ich einem Briefe des Pastors (?) Hänisch in Kolberg an Ramlers Nichte, den er ihr schrieb, als er ihr am 8. Nov. 1823 das in Rede stehende Exemplar von Nicolays Märchen zurückschickte. Hänisch schöpft seine Mitteilungen aus Nr. 30 des literarischen Conversations-Blattes vom 6. Februar 1822 und aus dem 6. Bande des pommerschen Archivs von Hahn und Pauli (Stettin 1787 S. 356).

Die Mitteilung des Briefes aus Ramlers Nachlass verdanke ich Herrn Dr. Schüddekopf.

hartnäckig und schickte das Märchen dem Monarchen noch einmal, mit folgendem Geleitschreiben:

«Ew. Majestät haben mich gestern durch eine strenge Kritik beschämt, die ich aber von dem Buche, welches ich Denenselben überreicht habe, nicht anders als richtig finden kann. Mich dünkt aber doch, dass der Schluss dieser Erzählung so erhaben sey, und den Regeln, welche Ew. Majestät mir gestern vorlasen, so sehr nahe komme, dass ich es wage, Denenselben dies Buch noch einmal zu überreichen, und es der Willkühr zu überlassen, ob Dieselben nicht von der 62ten Seite an, noch einige folgende zu lesen geruhen möchten. Man findet dort als Darstellung des höchsten Grades der Schönheit einen alten Ex-Minister, den einer von den Prinzen wiedergefunden und an den Hof zurückgebracht hatte. Er war durch die Verläumdungen eines Nebenbuhlers vertrieben worden, und nachdem dieser auch vertrieben worden, nimmt der erste ihn freundlich auf, und macht ihn zum rechtschaffenen Manne. Es dünkt mich, dass diese Erzählung Empfindungen darstellt, welche mit Nachdruck, Eleganz und Präzision vorgetragen sind, und man wird dadurch an den Telemach und Idomeneus erinnert. Ich halte mich indess für keinen competenten Richter, und bitte Ew. Majestät wollen es mir zu Gnaden halten, dass ich Denenselben noch einmal beschwerlich falle.

Sans-Souci, den 9ten November 1783.

von Hertzberg.»

Aber der König fand gleich wieder auf den beiden folgenden Seiten zwei Fehler; er korrigierte sie in seinem Exemplare — es gehörte Ramler, dieser hatte es dem General Buddenbrock geliehen und Buddenbrock Hertzberg. Das eine Mal wollte er, statt «gespannter Stirn» «geruntzelte Stirn» gesagt haben; auf der anderen Seite, wo von den «brennenden Wangen» eines vor Freude bewegten Fürsten die Rede ist, fand er den Ausdruck «brennende Wangen» eine «Hiperbole Impertinente». Hier ist seine Antwort an Hertzberg:

«Ce-ci est plus passable que ce que j'ai lu hier, mais toutefois dans deux pages il y a deux fautes. Les brennende Wangen, joues brulantes, peuvent avoir lieu chez un homme transporté de colère ou pris de vin, mais ici c'est une fausse epithète, qui ne convient point à un prince qui se rejouit; je suis trop sincère pour applaudir à de telles fautes.

Fréderic.»

Ebenfalls ein Märchen ist die dem Fürsten D. M. Galitzin gewidmete Erzählung «Idäa oder männliche und weibliche Tugend». (e.) Sie spielt in Rom zur Zeit des zweiten punischen Krieges: bekannte historische Personen treten auf: Scipio,

Fabius Maximus, Minucius Rufus, Manlius Torquatus. Auch ist das alles keine Verkleidung für Orte und Menschen des achtzehnten Jahrhunderts; hier folgt unser Dichter Wieland und den Franzosen nicht. Wir würden die Idäa mit modernen historischen Novellen vergleichen können, wenn nicht dem Wunder eine zu grosse Macht in der Geschichte eingeräumt wäre, des moralischen Endzweckes halber. Denn moralische Endzwecke hat Nicolay fast immer; hier will er beweisen, dass die höchste Tugend sich oft bei ganz anderen Männern und Frauen findet, als die Menge meint.

Viele moralische Absichten verfolgte der Dichter auch bei seinen Dramen, an denen sonst weiter nichts lobenswert wäre. Nicolay war ein guter und verständiger Mann, der in seinem Leben wenig Thorheiten begangen haben mag, er war ein wohlmeinender und vernünftiger Schriftsteller, der nie etwas Ueberspanntes oder Albernes schrieb, der jeden Satz klar gedacht hat, den er hat drucken lassen. Aber ein scharfer Verstand macht keinen Dramatiker, besser taugt ein warmes Herz, das Leidenschaft erfahren, das sie, von einer mächtigen Phantasie unterstützt, neu erzeugen kann, das die Worte in die Feder fliessen lässt, ohne dass jedes einzelne vor dem Richterstuhle des Verstandes abgewogen wird.

Die Dramatiker, die so zu schaffen gewöhnt waren, verachtete unser Dichter; er fand zu oft, dass Unsinn herauskommt, wenn das Herz diktiert; seine Freunde, die Stürmer und Dränger hatten es ja oft genug bewiesen. «Jetzt sind auf unserm Theater Sturm, Fieber, Wirrwar, Lärm, Schwulst, Bildersprache, ja Unsinn und Grässlichkeit an der Tagesordnung», schrieb er in der Vorrede zu seinen theatralischen Werken, 1811. Da war allerdings die Zeit des Sturmes und Dranges längst vorüber und ewige Dramen waren von Weimar aus über die deutschen Bühnen gegangen. Nicolay spricht nirgends von Schiller und Goethe; er mochte sie wohl noch zu ihren alten Kameraden von Dreiundsiebzig und Einundachtzig rechnen, denn in der deutschen Literaturgeschichte war er recht sehr zurückgeblieben, und warum sollte ihm Schillers und Goethes Sprache nicht als Schwulst und Bildersprache erscheinen, war doch seine eigene Tragödiensprache die platte Prosa in Jamben.

Auch über die Technik des Dramas hatte er ganz altfränkische Ansichten; er glaubte 1811 noch an Boileau und die drei Einheiten. Höchstens wollte er zugeben, dass bei Beginn eines neuen Aktes das Publikum nach gehöriger Vorbereitung auf einen neuen Schauplatz geführt werde; er selber gestattete sich aber diese Freiheit nicht. Dass seine Gegner

Shakespeare anführen konnten, war ihm unangenehm. «Niemand verehrt mehr als ich diesen grossen erhabenen Dichter, dem in seinen Meisterscenen vielleicht kein andrer an Stärke gleichkommt. Aber nur um dieser willen vergebe ich ihm auch den Widersinn, wenn ich seinen Helden im ersten Akte jung, im letzten alt geworden sehe, ohne Gesicht und Kleidung verändert zu haben; wenn er mich plötzlich aus England nach Frankreich versetzt, ohne dass ich vom Flecke komme. Nehmen Sie aber sein spanisch-gothisches Zeitalter, nehmen Sie sein ungebildetes, verwöhntes, eigensinniges Publikum, und urteilen Sie, ob auch ein Shakespear im Stande war, sich selbst aus diesem Schlamme loszuarbeiten, und den Geschmack seiner Nation auf einmal umzubilden. Stände er jetzt wieder auf, er würde gewiss die klugen Beobachtungen benutzen, die seit seiner Zeit zur Vervollkommnung seiner Kunst gemacht worden sind. Aber dass Zwerg-Genies sich Shakespeare dünken, wenn sie nur wie Lesage's lahmer Teufel, mich jeden Augenblick beim Schopfe kriegen und über alle Dächer schleudern, ohne mich irgend etwas sehen oder hören zu lassen, das nur eines Schrittes wert wäre, das ist doch zu verwegen, zu lächerlich.» (Vorr. zu Dion p. 211 der Th. W). — «Ebenso wenig mag ich die Verwebung komischer Scenen in die tragischen. Aergert es mich doch auch in der Gesellschaft, wenn jemand meine gespannte Erwartung, mein zur Rührung gestimmtes Gefühl durch Buffonaden störet und zerstreuet» (ebenda). Ebenso hatte Nicolay schon in den siebziger Jahren gedacht. Zur Zeit der literarischen Revolution schrieb er an den Grafen Panin:

«Was soll ich von den Barden sagen,
Die ohne Treffen uns durch ihr Geheul verjagen?
Vom Drama? das halb froh, halb traurig klingt,
In andre Gegenden bey jeder Scene springt
Und uns durch ekle Kleinigkeiten
Durch läppische Begebenheiten,
Verstiegenes Geschwätz und dumme Grässlichkeiten
Nur für den Dichter Mitleid bringt.»

Seinem ganzen Wesen zuwider waren die starken Affekte und die starken Effekte. «Der Dichter muss nie vergessen, dass er für das Vergnügen edler, feiner und kluger Menschen arbeitet, und nach ihrem Gefühle den Grad des Schreckens und Mitleids abmessen, den er in ihnen erregen darf. Wer für rohe Wilde schreibt, oder seine Richter als solche behandeln zu können glaubt, der wage auch das Grasseste. Aber im gebildeten Zuschauer wirkt dieser einen peinlichen Abscheu.» Und für solche edlen und klugen Leute hielt er die gebildeten

Deutschen; wie er sich selbst kannte, so dachte er sich den deutschen Theaterfreund: «Dieser liebt weder das fadgalante der Franzosen, noch ihre übertriebene Zartheit, mit der sie manches edeltragische von ihrer Bühne verbannen. Aber er mag doch auch auf seinem vaterländischen Theater, nicht wie auf dem Brittischen, jeden Augenblick einen Teppich bringen sehen, auf welchem eine der handelnden Personen abgethan werden soll, noch die Diele sich öffnen, um aus dem Loche ein Gespenst heraufzuwinden. Sein moralischer Charakter ist beydes zart und stark, und gerader Menschensinn sein Hauptzug. Und doch sehen wir manche Tragiker, die, um pathetisch zu werden, ihre Personen vom Anfang bis zum Ende handeln lassen, als ob sie aus dem Tollhause entlaufen wären, und das in einem so geschraubten Style, dass oft weder der Zuschauer, noch sie selbst, ihre hohlen, zwölffüssigen Worte verstehen.»

Bei solchen, gewiss zum Teil berechtigten Ansichten, konnte Nicolay nicht viel Erfolg haben. Von Haus aus nicht zum Dramatiker veranlagt, legte er sich noch überflüssige Fesseln auf und nahm sich so die Mittel, auf das Publikum zu wirken.

Und er wirkte auch nicht. Seine theatralischen Versuche waren erst einzeln und namenlos bei Nicolovius in Königsberg herausgekommen, «sie strandeten zwischen den Recensentenklippen», muss der Dichter berichten. Aber er zielte «auf die Nachsicht eines nur kleinen Publikums», und von verschiedenen Seiten waren ihm tröstlichere Urteile geschrieben worden; er glaubte, einige sehr schätzbare Stimmen für sich zu haben, und so ging er denn 1811 auf den Vorschlag seines Verlegers ein, die vier verunglückten Stücke in einer Sammlung und mit seinem Namen an der Stirne erscheinen zu lassen.

Es wurden zwei Bände: der eine enthält zwei fünfaktige Jambendragödien: «Johanna I.» und «Dion»; im zweiten finden wir zwei Lustspiele in Prosa, die «Familien-Neckereyen» in drei Akten, und «Der Clubb oder die vorwitzigen Weiber» in vier Aufzügen. Den Stoff zu den beiden Trauerspielen hat Nicolay aus der Geschichte entnommen; es ist ein Rätsel, warum er gerade diese beiden Grundlagen für seine Dramen ausgesucht hat. Die Handlung beider Tragödien hat so wenig Interesse, dass Einem bei dem Lesen Mitleid mit dem Dichter beschleicht, der das hat in Verse und Szenen bringen müssen. Es wäre Raumverschwendung, die Fabel der «Johanna I.» zu erzählen. Der Dichter hat sich die Mühe gemacht, die behandelten historischen Ereignisse in einer schlechten Prosa lang und breit darzulegen. Das Stück ist eine Haupt- und Staatsaktion, aber

ohne Skandal, und nur für diejenigen lesbar, die ein besonders starkes Interesse an der neapolitanischen Regentengeschichte des XIV. Jahrhunderts haben. An die «doch so ziemlich vernünftigen Regeln der Einheit» hat sich der Dichter gehalten, nur die wichtigste scheint er nicht recht verstanden zu haben: die Einheit der Handlung. Die einzelnen Szenen setzen sich nicht recht zu einem einheitlichen Gesamtbilde zusammen und mancher Auftritt ist da, der für das Ganze entbehrlich war.

Die fünf Akte des «Dion» gehen darauf zu, dass der Held, der Vertreiber des Dionys aus Syrakus, erfährt, dass ein Anschlag wider sein Leben geplant sei und dass er mit seinen Angehörigen nach dem Haupte der Verschwörung forscht. Da aber gerade diesem der Auftrag des Suchens erteilt wird, so kommt natürlich nichts heraus, und erst als Dion den Dolch in der Brust hat, kommt er auf die richtige Spur. Ausserdem stirbt Dions kleiner Sohn auf einem Landgute; das betrübt den guten Dion und die Frauen seines Hauses sehr, aber mit der Handlung des Stückes hat es gar nichts zu thun. Die poetische Gerechtigkeit wird missachtet, sonst geht aber alles recht vernünftig her in dem Stücke, die Personen treten hübsch leise auf und schreien nicht übermässig, und der Zuschauer würde, wenn solche Stücke aufgeführt würden, die Moral mit nach Hause nehmen: Sei recht hübsch vorsichtig und denke nicht, alle Leute seien so gut und ehrlich wie du.

Besser sind die beiden Lustspiele; hier ist unser Dichter wieder in seinem Elemente, denn hier stellt er sich die Aufgabe, ausländische Dichtungen für ein deutsches Publikum zu bearbeiten. Die Quellen für die Familienneckereien sind «I Puntigli Domestici», für den Clubb «Le Dame Curiose» von Goldoni. Nicolay gibt seine verbessernde Thätigkeit an diesen Goldonischen Komödien selber an, er habe gesucht, ihnen mehr Regelmässigkeit und Zusammenhang zu verleihen, ferner habe er die dem Autor eigentümliche Geschwätzigkeit bald abgekürzt, bald schärfer gewürzt — wieder ein Beweis für die alte Erfahrung, dass man die eigenen Fehler sehr leicht an anderen erkennt. Die letzten Worte der «Familien-Neckereyen» deuten Inhalt und Moral des Stückes an: «Die Familien-Neckereyen, welche oft die bittersten und grausamsten werden, entspringen meistens aus unbedeutenden Ursachen. Fast immer ist es das Gesinde, das den Samen dazu ausstreut. Speichellecker befördern den Keim, Advokaten begiessen und stärken ihn, bis endlich ein wahrer Freund kommt, der ihn ausreutet und Frieden und Segen an seine Stelle pflanzt». Und diese Philisterweisheit lässt der Dichter den «wahren Freund» im Stücke selber hersagen.

Lustig zu lesen und bei bescheidenen Ansprüchen in kleineren Städten bühnenfähig wäre «Der Clubb oder die vorwitzigen Weiber». Die Charaktere der auftretenden Spiessbürger sind mit Humor gezeichnet, die Konversation ist gewandt und den Personen angemessen, die Handlung interessant. Eine Anzahl Honoratioren einer kleinen Stadt haben sich zu einem Klub zusammengethan, in dem sie gut essen, Schach spielen und sich ganz harmlos vergnügen. Um der Gesellschaft Dauer zu verleihen, hat der erfahrene Präsident das Gesetz gegeben, dass keine Frau das Klubhaus betreten darf. Die Damen der Mitglieder sind unglücklich über diese Bestimmung; um sie zu erklären, lassen sie ihre Männer die abscheulichsten Dinge in dem Hause treiben, jede dichtet ihnen etwas anderes an; sie versuchen alle Mittel, endlich gelingt es ihnen, in das Haus einzudringen, (der Dichter hat die Einheit des Ortes geopfert); während sie beobachten, wie alles ganz harmlos hergeht, werden sie entdeckt, ihre Neugier ist beschämt und der Schluss ist neuer Friede zwischen den beiden Geschlechtern und allgemeine Freude.

Das Stück gehört ohne Zweifel zu den besseren unserer altväterischen Mittelgutdramen, ist jetzt also vergessen; wir haben genug moderne Mittelgutdramen. In demselben Sinne kann man nicht beklagen, dass sämtliche Werke Nicolays nicht mehr gelesen werden: es gibt genug bessere Poeten und wichtigere Schriftsteller, und die Verdienste, die er für seine Zeit hatte, sind heute keine Verdienste mehr. Aber wer die deutsche Literaturentwickelung im achtzehnten Jahrhundert verstehen will, wer das wechselnde Keimen, Blühen und Absterben auf allen Feldern der Dichtung erkennen möchte, muss Nicolay in der Literaturgeschichte den Platz belassen, den er in der Bibliothek verwirkt hat. Er hat ein gutes Teil an den Verdiensten der Wielandischen Schule, der ganzen französisch-romanischen Richtung. Auch er hat beigetragen, den deutschen Stil leichter und gefälliger zu machen, manche glückliche Wendung, manches hübsche Bild hat er für uns erworben, eine grosse Zahl von Lesern hat er in die Welt der romantischen Dichter eingeführt, bei angenehmer Unterhaltung auf ihren Geschmack und ihre Denkweise bildend eingewirkt, durch sein stetes Festhalten an dem Panier des gesunden Menschenverstandes hat er einen nützlichen Widerstand ausgeübt gegen die Uebertreibungen und Verirrungen mancher Zeitgenossen.

Dichter sind wie Berge. Wer das Gebirge kennt, der weiss, dass man thöricht thäte, nur immer auf die höchsten Gipfel zu klimmen, nur immer über den Wolken zu gehen; es lohnt sich auch, in den Thälern zu wandern und auf die Hügel zu

steigen: es wächst dort manche Blume, die auf den Felsenhöhen nicht gedeiht, und manches Vögelein singt im Gesträuch, das sich nicht im Aether verlieren mag. So kommt der Wanderer zuweilen auf eine Anhöhe, oben freut er sich des angenehmen Weges, und wenn er sich umblickt, auf das bekannte Gebirge schaut, so meint er, er habe es nie in diesem Lichte gesehen, er könne von hier aus seine Verzweigung und Verhältnisse besser erkennen als zuvor.

III.

Autobiographische Aufzeichnungen.

Von

Ludwig Spach.

Herausgegeben von **F. X. Kraus.**

(Schluss.)

Als ich an einem prachtvollen Morgen der letzten Maiwoche (1824) in das Coupé der Pariser Diligence mich setzte — mit ziemlich leichtem Herzen — überdachte ich mir die neuen Pflichten, die meiner warteten, mit festem Entschlusse, sie nach Kräften treu zu erfüllen. Ich wusste, dass ein Knabe von etwa 15 Jahren und drei Mädchen, in regelmässiger Abstufung zwischen 13 und 6 Jahren mir als Schüler und Schülerinnen zugetheilt wurden, dass meine Hauptobliegenheit in deutschem und lateinischem Unterricht bestände, ich meiner übrigen Zeit Herr und Meister bliebe. Die eigentliche Erziehung behielten sich ausschliesslich Vater und Mutter vor, und sie theilten sich hierin, der Natur gemäss; keines der beiden Ehegenossen griff in den Distrikt des andern über. In diesem Programm brachten indess Zeit und Umstände manche Variationen mit sich; einzelne Ansprüche mochte ich gut, andere mittelmässig, noch andre in ungenügender Weise erfüllen; mein fragmentarischer, oft unterbrochener Bildungsgang hatte in meiner intellektuellen Entwickelung manche Lücken hinterlassen; mein völlig ungenügender klassischer Unterricht in den Kinderjahren, im Gymnasium, dem Seminarium und der Akademie liess mich für die Leitung eines Zöglings im Lycée Henri IV noch unzureichen-

der scheinen, als ich es de facto war. Der totale Unterschied zwischen deutscher und französischer Methode brachte dem Knaben gegenüber einen unauflöslichen Zwiespalt in das ganze Verhältniss, und es brauchte Jahre lang Zeit, bis ich mich in den Augen des Vaters rehabilitirte, — doch ich will nicht vorgreifen und übergebe mich dem Vollgenuss der grünen Landschaft, des wolkenlosen Himmels, der jugendfrohen Zuversicht und einer anmuthigen Gesellschafterin, der jungen Frau eines Kapitäns, die mit ihrem Knaben zu ihrer Mutter in die Hauptstadt fuhr. Der Selbstmord eines Offiziers, zum Theil durch ein grausames Missverständniss herbeigeführt und sich an eine mir intim bekannte weibliche Persönlichkeit anknüpfend, gab den natürlichen Anlass zu vertrauterem Gespräche mit der Reisenden; wir standen auf gemeinsamem Terrain, und ich musste mich bei der Ankunft in der Hauptstadt gewissermassen zusammennehmen, um nicht die Fortsetzung dieses angesponnenen Verhältnisses zu erbitten.

Um 4 Uhr Morgens klopfte ich an der Wohnung Ozaneaux, ile St. Louis, quai d'Orléans, wurde von der Mutter des Freundes provisorisch bewillkommt und nach erquickendem Schlafe von dem jungen Ehepaar ebenfalls fröhlich begrüsst. Nicht ich schien der zur Erkenntlichkeit Verpflichtete, man rechnete mir hoch an, dass ich meine Irresolution überwunden und dem eigenmächtig vorgegangenen Freunde hochstehenden Persönlichkeiten gegenüber keine Verlegenheit bereitete. Ich war in tiefster Seele beschämt, wie denn in der jahrelangen Verbindung mit dem einfachen gastfreien Hause ich fast immer der Verpflichtete, sehr selten der Verpflichtende war.

Der erste Gang auswärts galt selbstverständlich dem Hôtel de la rue de l'Université und zwar selbander mit Ozaneaux. Es war Eile geboten, ich hatte mich über den anberaumten Zeitpunkt meines Eintritts zu Strassburg verspätet. Wir trafen die Gräfin St. Aulaire allein, in einem grossen, wie mir schien keineswegs prunkhaft möblirten Salon; die Inhaberin eine prachtvolle Erscheinung, imposant und anmuthig zugleich, eine Dame am Anfang der fatalen Dreissig stehend, doch, wenn man sie nicht neben ihrem Sohne sah, wenigstens um anderthalb Lustren jünger. Ozaneaux, mit dem zuversichtlichen Auftreten eines geborenen Parisers, betonte für mich die notwendige Erholung einiger Tage. Währenddem trat der Graf, von Besuchen heimkehrend, herein, ein bereits ältlicher Mann, in den Vierzigern, bleicher Gesichtsfarbe, mit spärlichem gepuderten Haare, ein freundliches, doch etwas höflingsartiges Lächeln um die Lippen; die ganze Physiognomie eher unschön, dagegen liebenswürdig und herzgewinnend. Er kam, wie er gleich sich

ausliess, vom Marquis de Jaucourt, wo er sich nach mir erkundigt hatte. — Mein künftiger Zögling, Louis, aus dem Collège nach Hause kehrend, stellte sich ebenfalls vor. «Voyons, embrassez-vous», sagte die Mutter mit einladender Miene, und der Uebergang über die erste steife Begegnung hinüber war angebahnt.

Von der rue de l'Université begaben wir uns in den faubourg St. Honoré, zu Fräulein Mendelssohn, in das Hôtel Sebastiani. Wir trafen sie in einem luftigen kleinen Salon, dessen Fenster auf die dichten Baumgruppen des Gartens und der Champs Elysées sich öffneten. Die ältliche, ernste Erzieherin war nicht in der Gesellschaft ihrer Pflegbefohlenen, der später so verhängnissvoll schmählich Ermordeten! Fräulein Mendelssohn verbat sich ausdrücklich jeden Dank für ihre Vermittlung. «Ich habe, wie oft! ja fast immer, das delikate Verhältniss der Hauslehrer zu den hohen Familien nach vielversprechendem Eingang so total umschlagen sehn, dass ich immer nur ungern zu solchen Verbindungen Anlass gab.» — Darauf sich ausschliesslich gegen mich wendend fuhr sie fort: «Sie treten indess in eine so distinguirte Umgebung, dass ich Ihnen nur alles Gute wünschen muss und von Ihnen hoffen darf. Sie haben die Eltern gesehn; Frau von St. Aulaire beehrt mich mit ihrer Freundschaft; der Graf, seitdem er nicht mehr Deputirter, ist ein ernsthaft beschäftigter Mann; er schreibt eine Geschichte der Fronde. Vielleicht hätte er sein sujet besser wählen können.» — «Ein Damenkrieg», fiel ich ein — «Nun, er behauptet das Gegentheil. Er wird die parlamentarische Seite des Zwists herauskehren. Sie, mein Herr, werden ihm zu seiner schon vorangeschrittenen Kenntniss im Deutschen behülflich sein. Er hat, Sie wissen es wohl, den «Faust» übersetzt. Die Manie, deutsch zu lernen, hat sich der höhern Pariser Gesellschaft bemächtigt; ich sehe dies ungern, es ist eben nur eine Modesache. In den Kern der Sprache und der Literatur dringt man nicht.» Hier unterbrach sie ihre rein französische Rede, liess einige Worte deutsch fallen, die mich zu einer germanischen Gegenrede aufzufordern schienen. Augenscheinlich wollte sie hören, wie weit etwa meine elsässische Intonation von dem reinen Hochdeutsch abweiche. Ich konnte aus ihrem Lächeln entnehmen, dass sie nicht ganz unbefriedigt war; etwas schelmisch, mit einem Seitenhieb auf meine Kompatriotin, bestätigte sie den vorläufigen Ausdruck ihrer Physiognomie. Drauf, wieder ins gemeinsame gallische Gespräch einlenkend: «Da haben sie dann den alten Comte de St. Aulaire, den Grossvater des Knaben; ein ehemaliger Emigrirter, jetzt Pair von Frankreich, denn der Sohn wollte von seinem Schwieger-

sohne dem Herzog Decazes jene Würde nicht bei Lebzeiten des Chefs der Familie annehmen. Nun, er sollte füglich Marquis heissen; er ist ein Musterbild des loyalen vorrevolutionären Adligen; Sie werden ihn gewiss verehren und liebgewinnen; den Knaben kenne ich nicht; die Mädchen sind gute, anspruchslose, lernbegierige Kinder.» Wir verabschiedeten uns, nachdem sie mich zu wiederholtem Besuche und zum Probevorlesen einiger meiner deutschen Produkte eingeladen. Mit der ersten Aufnahme bei der hochbefähigten Tochter des grossen israelitischen Philosophen konnte ich recht befriedigt sein. «Nicht jeden hätte sie so empfangen», sagte mir beim Hinausgehen Ozaneaux. — «Nun das verdanke ich Ihnen allein.» — «Nein, Sie verdanken es Ihrem einfachen Auftreten. Diesmal waren Sie nicht verschüchtert. Sie wissen nicht, jetzt kann ich es Ihnen gestehen, dass ich für Sie die Stelle eines lateinischen und deutschen Sprachlehrers für Fräulein Sebastiani im Auge hatte. Die Mendelssohn wird ihre Eleve in nicht ferner Zeit entlassen.» — «Wieso das?» — «Ach! das arme liebenswürdige Kind wird bald zu irgend einer Konvenienzheirath übergehn, und das drückt der Erzieherin das Herz ab. Sie konnten nicht wie ich den tiefwehmüthigen Zug um die feinen Lippen bemerken.» — «Nun, und Ihre vorläufige Empfehlung?» — «Man fand Sie, mein Lieber, viel zu jung; Sie hätten sich denn hinter Ihre deutsche Philosophenwürde zu verstecken gewusst!» — «Und der Vater, General Sebastiani?» — «O! das ist ein galanter Mann, nach allen Seiten hinaus, auch klassisch gebildet. Dann hat er aber die Eigenheit, seine Jugendzeit über das Mass auszudehnen.» Wir gingen soeben durch den geräumigen Vorhof des Hôtels — «diese Avenue ist bewohnt?» — «Sie scherzen, — mein Bester, Sie haben noch viel in Paris zu lernen.»

Am nächstfolgenden Tage waren wir bei den St. Aulaire zu Mittag geladen. Mir fiel die frugale Mahlzeit auf. Villemain war gegenwärtig. Ich war stumm und dumm wie ein Klotz, verlegen, weniger als einsilbig, schweigsam. Es war, als ob die aufmunternde Erinnerung an den vorigen Tag ausgemerzt wäre aus meinem Gedächtniss. Ich weiss nicht, welcher böse Genius über mich gekommen. Das Tischgespräch war auf deutsche Literatur, evident mich zu erproben, gelenkt. Man wollte eine Parallele zwischen der Luise von Voss und Hermann und Dorothea — wenn ich zu irgend einem extemporirten Thema ein Wort einzugeben befugt gewesen, so war es doch hier. Und nichts, nichts konnte ich hervorbringen, etwas Gemeinplätziges oder gar eine Absurdität. Die Unfähigkeit, meine Gedanken und Gefühle schnell zu formuliren in Gegenwart von Persönlichkeiten, die ihre Sprache mit der grössten Meister-

schaft handhabten, und die ich sternenweit über mir sah, diese Unfähigkeit übermannte mich auch in einem ungewöhnlichen Grade. Es kostete Mühe und Zeit, mich aus dieser Tiefe wieder heraus zu winden. Die Urbanität der Umgebung gab auch nicht der geringsten Befremdung Raum.

Mit meinem Vorgänger, Herrn Duport, unterhielt ich selbstverständlich mich. Es war ein vielbelesener, geistreicher Gelehrter, der Sohn eines Ballettmeisters der grossen Oper; zu ähnlichem Beruf herangezogen fiel er bei einer Probeaufführung aus einem von Engeln bevölkerten Wolkensitze, trug einen hinkenden Fuss davon und ergab sich der untergeordneten dramatischen Laufbahn, nebenher dem Erziehungsfache. Im beliebten Gymnase dramatique und Vaudeville hatte er schon Erfolge gehabt, er sollte späterhin mit Kettly, — einem Goetheschen Singspiel Georg und Bärbeli fast wörtlich entnommenen Sujet; und mit Sheridan's School of scandal gewinnreiche Resultate erzielen; genug er war nur provisorisch im gräflichen Hause gewesen und erwartete mit grosser Ungeduld meine Ankunft. Sein höfliches Entgegenkommen kann ich nur rühmlichst erwähnen; nur demüthigte es mich, da wir auf meine zukünftigen Aussichten zu sprechen kamen und ich von meinen schriftstellerischen Wünschen etwas äusserte, als ich von ihm die Belehrung annehmen musste, ich könne mir etwa durch deutsch-französische Schulbücher ein honorables Auskommen erwerben. Nun, beklagen konnte ich mich nicht; mein Behaben hatte ihn wohl zu seinem Urtheil berechtigt; nur fand ich bei später fortgesetzter wenn auch oberflächlicher Verbindung, dass er nicht ganz offen sich gegen mich betragen und mir verheimlicht, wie im Grunde Inkompatibilität zwischen seinem Charakter und dem seines Zöglings die Trennung herbeigeführt. Er konnte mich, ohne sich und ihm zu nahe zu treten auf Eigenheiten aufmerksam machen, die durch gehörige Schonung zu umgehen waren; freilich war er nicht dazu verpflichtet und mochte sich sagen: chacun à son tour.

Zu späterer Abendstunde begab sich die ganze Tischgesellschaft in das Erdgeschoss des Hôtels, der Wohnung des Herzogs Decazes. Ich wurde dem imposanten Ex-Minister und seiner Gemahlin vorgestellt und musste den Kontrast zwischen dem wunderschönen Mann und der schmächtigen Dame auf der Stelle bemerken, wurde aber bald durch einen Incident gefesselt, der mir gleichsam wie eine Vorahnung der künftigen Reise nach Italien entgegentrat. Ein italienischer Maler, dessen Namen mir entfallen, wird zugelassen; er wies genaue Kopien der Bilder und Arabesken der Raphael'schen Stanzen vor, die er durch eine Prachtausgabe zu verwerthen wünschte. Es

war ein höchst naiver, südlich expansiver Künstler, er beklagte sich beinah in poetischen Ausdrücken, dass «Excellenz» nicht mehr am Staatsruder sässe zur Beförderung der Herausgabe. Die weitschichtige Arbeit war in der That meisterhaft ausgeführt und brachte dem Vorweiser viel Lob, aber vermuthlich nicht mehr die erwünschte Befürwortung ein. Ludwig der XVIII., die letzte einflussreiche Stütze des Herzogs Decazes, ging ja bald darauf mit dem Tode ab. Eine andre Bemerkung machte beim Nachhausegehen mein in Jahren und Erfahrung vorgerückter Begleiter. Ich hatte die Gräfin St. Aulaire, die glänzende Blondine, einfach in ihrer blendenden Erscheinung bewundert. Ozaneaux fügte ohne Ironie hinzu: «ja, es ist eine herrliche Frau! doch scheint sie mir vielfach umworben.» — In der That war die jüngere und ältere Männerwelt bemüht, eines gnädigen Blicks ihrer blauen mild funkelnden Augen gewürdigt zu werden. Sie bewegte sich in der Weihrauchsluft wie in einer alltäglichen Atmosphäre.

Bei dem nächstfolgenden Dejeuner, ebenfalls in dem Appartement Decazes, kam ich in die nächste Nähe von Duport und von Madame Princeteaux, der Schwester des Herzogs, zu sitzen; auch eine zwar etwas abblühende, doch immer noch reizende Südländerin. Pikantes Gesicht, funkensprühende Augen! Sie hatte während dem Ministerium ihres Bruders freien Zutritt zu dem alten Könige, galt für dessen platonische Freundin und benutzte den Einfluss, den man ihr zuschrieb, höchstens zu unbedeutenden Dienstleistungen, nie zur Massregelung eifersüchtiger Hofdamen, welche der gutmüthigen Frau manche beinahe handgreifliche Beleidigung in den Vorzimmern der Prachtsäle zufügten. — Ich in meiner Wenigkeit habe bei einigen Gelegenheiten die Gewogenheit der früher so hochstehenden Dame erprobt und sie noch in höherem Alter bei ihrer Tochter zu Strassburg mehrmals gesehn und ausnehmend gütig erfunden. Auch etwas von ihren früher liebreizenden Zügen hatte die Greisin noch beibehalten. Es war eine unverwüstliche Jugend in ihr verkörpert. Damals — ich spreche von 1824 — blieb ich total und mit Recht unbeachtet.

Am Abschluss dieser Vorschule meines pädagogischen Lebens, am Pfingstsonntag, führte mich Ozaneaux über Neuilly und durch den Park von St. Cloud in den Landaufenthalt Casimir Delavignes unter Meudon. Er hatte im Schloss zu Neuilly den elsässischen Adjutanten des Königs besucht und mir an bestimmter Stelle zu St. Cloud rendez-vous gegeben; wir frühstückten in demselben Restaurant, worin Custaing seinem Busenfreund Gift beigebracht. Mein Freund ermangelte nicht auf den frevelhaften Mord anzuspielen. Doch ver-

wischte der Eintritt in das selige, reine Familiengebiet des gefeierten Dichters der Messéniennes jede derartige Erinnerung. Am hohen Festtage war vielfacher Besuch in Fleury sous Meudon; eine dichtbesetzte einfache Mittagstafel versammelte die Gäste. Casimir Delavigne zeigte sich gegen den Deutschen, der ihm durch den gegenwärtigen Freund zugeführt und durch zwei Elsässer (Verny und Lebert) doppelt empfohlen worden, in einem Grade zuvorkommend, der mich eher in Verlegenheit setzen musste, denn ich fühlte nur zu gut, die Begegnung gelte viel weniger mir als der Berücksichtigung der Empfehlenden. Wenn indess eine ganz uneigennützige, naturwüchsige Bewunderung, auch von einem Unbefugten ausgehend, einem allberühmten Manne nicht ganz unbequem und ungelegen fällt, so musste meine Naivetät, die auf Kosten des «Teutonen» angeschrieben wurde, ein zufriedenes feines Lächeln hervorrufen. Auch als Organ meiner elsässischen Kompatrioten und Studiengenossen, bei denen Casimirs Namen seit einem Jahre den besten Anklang gefunden, konnte ich mich immerhin der unbegrenztesten Panegyrik hingeben und den Verfasser der Comédiens und Ecole des vieillards als einen fast ebenbürtigen Zögling Molières herausstreichen. Weniger gelegen musste meine Gegenwart den Angehörigen des Dichters erscheinen; sie konnten wahrnehmen, dass er sich zu viel mit dem «Fremden» beschäftige und in «meines Nichts durchbohrenden Gefühle», las ich solche Eindrücke in den Mienen einiger Anwesenden, die sich beeinträchtigt glaubten. Man behielt mich indess gastfreundlich zur Nacht, da ich von der Fusspromenade bei grosser Hitze sehr ermüdet war; Ozaneaux schied noch im späten Abend und überliess mich meinem günstigen oder ungünstigen Sterne.

Den folgenden Morgen fuhr ich in einem Coucou, dem damals allbekannten Verkehrsmittel in den Pariser Umgebungen, in die île St. Louis zurück. Im Bureau des Vehikels war ich unter dem Namen des Delavigne'schen Landhauses zum Voraus eingeschrieben, ein Trupp lebenslustiger Aktricen, welche die Pfingstvakanz in Fleury zugebracht, sassen in demselben unbequemen Wägelchen; sie nahmen mich für ein Mitglied der Familie, und ich konnte aus den Aeusserungen der Damen abnehmen, in welchem Grade, absonderlich in den Schauspielerkreisen, der illustre Namen berühmt war.

Der Weg führte unter den Mauern des Parks von Issy hin. Ich konnte nicht umhin, die mächtigen Baumgruppen zu bemerken, die ihre Aeste und ihre Schatten über die Strasse warfen. Nicht ahnen aber konnte ich, dass mir auch in diesen stattlichen Alleen einst ein Aufenthalt angewiesen würde. In der

ile St. Louis nahm ich flüchtigen Abschied und eilte mit Sack und Pack, nach Uebereinkunft, der rue de l'Université zu. Nicht weit von dem Hotel zerbrach ein Rad am schäbigen Fiacre; war es ein übles Omen? mein Einzug war kläglich. Mit dem Grossvater meines Zöglings und ihm selber machte ich denselben Abend eine Spazierfahrt in das Bois de Boulogne und sah durch Staubwolken die gestern erst besuchten sonnigen Hügel von St. Cloud; auch dieser ungesunde Qualm verstimmte mich, die Nacht war schlaflos.

Gegen meine Erwartung verliefen die ersten Wochen nicht übel; ich hatte wie bei Felix de Faviers mir bei Louis de St. Aulaire festgesetzt, ihn als jüngern Bruder zu behandeln; gelang es mir bei dem einen, warum nicht bei dem andern. Sogar mein Vorgänger begrüsste mich bei unserm ersten Zusammentreffen mit dem ironischen Kompliment: Es sei mir ja ganz wunderbar gelungen, die Neigung des jungen lycéens zu gewinnen. Mit unwiderstehlicher Vorempfindung lehnte ich den Glückwunsch ab und erwiderte: «Wohl, wenn es sich so hält.» Die Verhältnisse und die Charaktere waren sehr verschieden. Im Hause Faviers wehte noch elsässische Luft, man sah mich an als einen halben Kompatrioten, Freund und Kameraden der Bussière: Schonung und Nachsicht schlangen sich wie ein unsichtbares Band um Eltern, Sohn und Präzeptor. So zuvorkommend im neuen Verhältniss jedermann sich erwies, machte sich doch der Kontrast zwischen französischem Geiste und elsässischer Unbeholfenheit fühlbar. Im Knaben St. Aulaire lag ganz natürlich der Keim des auf seine nationale Würde stolzen Galliers, der seinen Präzeptor als alienigenam gleichsam über die Achsel ansah, ihn zu den von Frankreich unterworfenen Unterthanen zählte und kaum gelten liess, dass Elsass in irgend einem Zweige des öffentlichen Dienstes, sogar des Kriegshandwerks Erhebliches geleistet, einen ausgezeichneten Mann hervorgebracht. Nur zu schnell brachten die entgegengesetzten Ansichten Konflikte zwischen Lehrer und Schüler hervor; und da der erste dem letztern, wie ich zum voraus andeutete, nicht in allen Disziplinen überlegen war, konnte ein oft herber Zwiespalt nicht ausbleiben. Dem Elsässer fehlte überdies das taktvolle Einhalten und die Abschätzung des eigentlichen Werthes gewisser Ausdrücke, er beleidigte die Eigenliebe und den gentlemanschen Charakter im Frühentwickelten; und der Knabe konnte nicht ahnen, wie oft er unwiederbringlich das Gemüth des «Deutschen» verletzte. Das alles ergab sich nicht auf einen Schlag, doch schnell genug zur Trübung der Honigmonde. Die Superiorität, die ich unstreitig über den Blutjungen in neuern Sprachen, in Geogra-

phie, in Arithmetik und andern gemeinnützigen Schulkenntnissen hatte, wurde in seinen Augen ganz in Schatten gestellt, indem er wohl durchsah, dass ich ihm in den Uebungen, in den Exerzitien, die man in den französischen Lycées mit der Benennung les devoirs bezeichnet, zu keinen glänzenden Erfolgen forthelfen würde. Es fand in seinem Geist eine für meinen Vorgänger günstige Reaktion statt, und ich hatte nur zu sehr Ursache gehabt, mit meinen Gymnasialanfängen unzufrieden zu sein. Der herzlichen moralischen Verehrung, die ich jenen Ehrenmännern zollte, that dieser Nachtgedanke keinen Abbruch.

Eine Lichtseite bot aber meine neue Lage ebenfalls. Gleich bei den ersten Besuchen auf dem Landsitze Etiole, wohin die Familie übergesiedelt, empfand ich den wohlthätigen Einfluss einer geistig gesteigerten reinen Atmosphäre. Schloss Etiole, etwa sieben Wegestunden südöstlich von Paris entfernt, am rechten Ufer der Seine, hatte der berüchtigten, verfehmten und doch adorirten Frau von Pompadour zur Villegiatur gedient; vom ehemaligen Schlosse war nur ein fragmentarischer Pavillon übrig, aber der schattenreiche Park, mit dem naheliegenden Walde von Senars beinahe ein Ganzes bildend, ein kleiner Rebhügel mit Spalieren und Nutzgärten gaben dem ganzen weitschichtigen Komplex ein halb herrschaftliches, halb landökonomisches Ansehen, das mir in jeder Hinsicht mehr gefiel und erspriesslicher schien, als regelrechte Alleen und sorgfältigere Kultur, die ich in benachbarten Villen zu Soisy und Champenay finden konnte. Die Gegend ringsum, dem Thal der Seine entlang, ist reizend, sie bietet nicht das grandiose und pittoreske unserer Gebirgslandschaften im Elsass, gar mit den Vorbergen der Schweiz hält sie keinen Vergleich aus; sie ist aber gleichsam das Abbild, der Reflex der städtischen Gesellschaft, die während Sommer- und Herbstmonaten ihre Pariser Salons dorthin verpflanzt. Der schöne breite Fluss bespült friedlich die leisaufsteigenden Ufer. Petit Bourg's majestätische Baumgruppen begrenzten vor einem halben Jahrhundert nordwestlich Etioles Horizont; eine milde, weiche Luft — nur etwas verrätherisch mit Fieberemanationen gesättigt, bietet bis in die späten Herbsttage einen für zarte Gesundheiten zuträglichen Aufenthalt. Der Verkehr zwischen den Nachbarvillen war damals frequent, und Besuche von entfernteren Freunden und Verwandten brachten in das Landleben eine öftere Abwechselung. Der mit hohen aber zerfallenden Mauern eingeschlossene Park mit Schloss war das Eigenthum der Grossmutter, die bereits hochbetagt selten ihr Schlafzimmer verliess, ihren eignen Haushalt führte. Sie hatte mit ihrem

Sohne, dem Grafen, während der Schreckenszeit alle Gefahren in Paris bestanden, als heftige Gegnerin der sich ankündenden Jesuitenherrschaft hatte sie der Bourbonischen Restauration feindlich gegenübergestanden, noch zwei Revolutionen, die von 1830 und 1848, in vollem Genuss ihrer geistigen Kräfte durchlebt, und erst im Hochsommer 1854 beinah hundertjährig und gleichzeitig mit ihrem Sohne war sie abgeschieden. Ich hatte das Glück, der ehrwürdigen Gräfin, wohl als Protestant und anspruchsloser Ankömmling, genehm zu sein und durfte mir manches erlauben, was andern nicht so leicht hingegangen wäre. Frau von St. Aulaire sah und hörte nicht gern, dass man die an einigen Stellen lückenhaften Parkmauern von innen her überschritt; nie vernahm ich über diese meine Ungezogenheit den geringsten Vorwurf. Auch mein massloses Plündersystem in den reichen Rebspalieren blieb ungeahndet. Waren die gräflichen Eltern abwesend, so hatte ich das unerhörte Privilegium, mit meinem Schüler und seinen Schwestern bisweilen in dem Wohnzimmer der siebzigjährigen Dame das Mittagsmahl zu geniessen; sie selber hatte aber ihr eignes Regime, ihre eigne Stunden, ihre eigne Gewohnheiten. So ging sie bei strömendem Regen mit entblösstem schneeweissen Haupt in ihren Gärten spazieren und brachte es mit dieser Naturdouche zu dem hohen eben angedeuteten Jubilaralter. Ungemein rührend war die gegenseitige Deferenz von Sohn zu Mutter und von Mutter zu Sohn, auch die jüngere Gräfin bezeugte ihrer Schwiegermutter eine ungezwungene Huldigung, sie verehrte in ihr den Freisinn, die Erfahrung und die muthig erduldeten Drangsale.

Die Mahlzeiten in Etiole waren womöglich noch einfacher als die Pariser. Der Tischwein bestand aus dem an Ort und Stelle gekelterten. In diesem Fache höchst unerfahren, nahm ich das ungefälschte Lokalprodukt, als wäre es das feinste, hin, man hörte mich nie über den üblichen Tafelwein klagen, der ja nie ungemischt an dem spartanischen Tische genossen wurde. Lebhaft vergegenwärtigt sich mir einer meiner ersten Ausflüge nach Etiole. Ich war bereits in vorgerückter Abendstunde an einem Samstag mit Louis aus der Hauptstadt abgefahren, sehr primitiv in einem Coucou. Zu Villeneuve St. Georges halbwegs erwarteten uns Droschke und Pferde vom Landsitz, wir fuhren bei Nacht und stürmischem Wetter durch den unheimlichen Wald von Senars; die knarrenden Aeste überluden uns mit einem Blätterregen, der stockfinstre Weg liess uns nur langsam anrücken; ich war zufrieden, durch das Nachtgrau endlich die erleuchteten Schlossfenster zu erblicken. Eine Erinnerung an diese nächtliche Fahrt ist in einem meiner lyrischen

Gedichte bedeutsam niedergelegt. Und dann der plötzliche Uebergang in den freundlichen Billardsaal und die herzliche gegenseitige Begrüssung. Charakteristisch bleibt jedenfalls die unmittelbar darauf folgende Schul- und Familienscene. Man legte Beschlag auf mich und begann — Vater, Mutter und die zwei ältern Töchter — eine deutsche Lektüre, wozu Gellerts Tod Abels als leichte Waare sich hergeben musste. Der mir werthe Idyllendichter wurde unbarmherzig durch die Hechel gezogen, seine anspruchslose Naivetät verspottet und ich glaube gar, dass ich mit einstimmte. Ich ziehe diesen unerheblichen Umstand der späten Abendlektüre blos zum Beweise heran, wie sehr in gräflichem Hause jede Stunde praktisch benutzt wurde. Mir war indess die Vorliebe für deutsche Sprache nicht unlieb, knüpfte sie doch das feste Band zwischen Eltern, Kindern und meiner Wenigkeit. Spöttisch liess sich schon in erster Zeit der vorwitzige Junge vernehmen: «Sais-tu, cher Maman, que vous êtes le plus fort.»

Während die sonntäglichen Morgenglocken im Dörfchen Etiole und dem nicht entfernten Städtchen Corbeil zur Messe riefen, durchstöberte ich Park und Wald und athmete mit vollen Zügen die erfrischende, balsamische Luft. An meine mütterliche Gönnerin Frau von Mathieu Faviers schrieb ich einen von Dankgefühlen überquellenden Brief und spendete absichts- und willenlos den Schlossbewohnern ein wohlverdientes Lob. Die Antwort war in jedem Sinne taktvoll, den Umständen entsprechend; sie enthielt für die Fortsetzung unsrer gegenseitigen Bezüge die bestimmte Zusicherung. Mir gab die verehrte Frau das schmeichelhafte Zeugniss, dass mehr hinter mir stecke als man vermuthe. Wie gerne hätte ich diese Ueberzeugung in den Geist meiner nunmehrigen Gönner übertragen; doch sollte ich durch mannigfache Peripetien mich durchwinden, bevor diese Ansicht über mich zum Durchbruch kam. Zum Theil durch eigne Schuld habe ich in den meisten Lagen meines lange hinziehenden Lebens viel Zeit, viel Mühe, viel Geld verloren, bin oft erbittert hin und hergeschwankt, bevor ich ins Gleichgewicht kam. Die Aufregung der letzten Monate, die Unzufriedenheit mit mir selbst, die Befürchtungen für die nächste Zukunft, der klimatische Einfluss von Paris im Sommer legten den Grund zu einem Uebelbefinden, das ich vergebens niederzukämpfen suchte; ich wurde von einem gastrischen Fieber befallen, das mich im Laufe Julis einige Wochen lang an Bett und Zimmer gefesselt hielt. Man gab mir auf der Stelle eine Krankenwärterin; ein noch jugendlicher, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückter Arzt, Herr Auvity, spendete mir seine Pflege; er war ein

Anhänger von Broussais und traktirte mich nach dem bekannten Systeme, doch mit Mass, da er wohl sah, er habe es mit keiner Riesennatur zu thun. Ozaneaux schenkte mir alle disponiblen Stunden, und ein Strassburger Freund, ein junger Doctor juris, Hickel, hielt ebenfalls treu bei mir aus. Madame Princeteau, die noch in Paris anwesend war, liess Nachricht von mir einziehen; ich fühlte mich durch diese Aufmerksamkeit nicht wenig geschmeichelt, auf Ozaneaux Lippen rief sie ein kaum bemerkliches Lächeln hervor. Das alles war nicht vermögend, meine Aengstlichkeit zu bewältigen. Kaum war ich meiner fünf Sinne mächtig, da schien mir nach einem so unseligen Debut das Verbleiben im noblen Hause nicht rathsam; ich wandte mich schriftlich an Verny; seine Antwort war kategorisch abwehrend; auch Ozaneaux stemmte sich gegen meinen voreiligen Entschluss; sie erriethen, dass meine Eigenheiten und Unzuträglichkeiten wohl ein Hemmniss für mich, aber für meine jetzigen Patrone kein Motiv zu Scheidung biete. Die Vakanzen im Collège Henri IV nahten; das Familienhaupt nahm seinen Sohn in das Boulogner Seebad, und ich wurde in das Gewahrsam des Grossvaters und der dames Chatelaines gegeben. Die Anordnung war mir durchaus nicht unerwünscht. Im Laufe desselben Spätsommers, während der Abwesenheit des Grafen, war mir die Einführung in zwei unbekannte Familienzirkel beschieden. Bis jetzt hatte ich nur die Verwandten Herrn von St. Aulaires gesehen, es lebte aber auch ein beträchtlicher aus den Angehörigen der Gräfin bestehender Kreis; diese einer ganz andern politischen und religiösen Richtung angehörig. Wie sollte ich mich nun in jener Atmosphäre benehmen? Marquise Du Roure (della Rorra), die Mutter der Gräfin, verbrachte die Sommermonate auf einem Gut in der fruchtbaren Ebene der Beauce, nicht fern von Chartres zu. Sie gehörte zu den strengkatholischen Legitimisten, war aber eben so wenig als die alte Frau von St. Aulaire emigrirt, hatte die Schreckenstage im Kerker zugebracht und ihre Rettung nur dem 9. Thermidor verdankt. In die Beschaffenheit dieses Zweiges wurde ich durch die Mutter meines Zöglings eingeweiht, übrigens aber mit keinen Verhaltungsmassregeln belastet; man traute, denk ich, meinem Takte und hatte wohl so viel aus mir herausgelesen, dass ich mich den Verhältnissen anzuschmiegen wisse. Ein Theil der gräflichen Dienerschaft bestand aus Eingebornen von Louville, so hiess das reiche Ackerdorf, welches an den ehemaligen Park der Herrschaft stiess. Als wir durch die Stoppelfelder des einförmigen, aber gesegneten Landstrichs fuhren, flüsterte mir die Gräfin zu: «Ich rathe Ihnen, vor meinen Leuten, vor

dem Kutscher Leon zum Beispiel, der da oben aufsitzt, kein verächtliches Wort über die Gegend zu äussern; sie hängen leidenschaftlich an ihrer Heimath und finden sie anziehend vor allem.» Die alte Dame du Roure fand ich schneeweiss wie die Kastellanin von Etiole, abgemagert und mit strengen markirten Zügen. Ihr Gemahl, ein hoher Siebziger und ehemaliger königlicher Beamte im Senegal, zeigte sich dagegen rüstig, leutselig und nicht ungern von der ile St. Louis erzählend. Eine kerngesunde Natur, so wenig von dem afrikanischen Sumpfklima belästigt, dass er schädliche Südfrüchte und Citronen wie gemeine Aepfel verspeiste. Nur sein Augenlicht nahm ab und spielte ihm unangenehme Streiche. Er wurde steinalt. Die ächte noble altfranzösische Race lässt sich durchaus mit den knorrigen Eichen, die alle Stürme überdauern, zusammenstellen. Marquis du Roure war, so viel ich mich entsinne, dem Terrorismus durch Emigration ausgewichen. Seine Schwiegertochter, die jüngere Marquise du Roure, bot die rührenden Züge einer kränklichen Frau; ihr Gatte, ein höherer Offizier in der königlichen Garde, war im Dienst abwesend, ein passionirter Bibliophile, wie ich späterhin erfuhr, ein Herausgeber von kuriosen pastrocini, dabei zärtlicher Familienvater; eine Baronin von Hulst, in Louville gerade anwesend, die Wittwe eines Belgiers, zeigte sich als eine bereits in Jahren vorgerückte Tochter der alten Schlossdame, mit der Gräfin von St. Aulaire nur durch die Bande der schwesterlichen Verwandtschaft und kaum durch Konformität der Ansichten verknüpft. Ich hüllte mich von allem Anfang fast immer in pythagoräisches Schweigen, was nicht mit Unrecht meiner Schüchternheit zugeschrieben, aber doch nicht ganz gerne bemerkt wurde. Man quartirte mich in eine Dependenz des sehr einfachen, unzulänglichen Hauses. Das alte herrschaftliche Schloss war schon lange in Folge der Revolutionszeit abgebrochen und der Waldpark ebenfalls aus ökonomischen Rücksichten ausgehauen, total verstümmelt. Mich zog diese Wildniss an; ich durchirrte sie stundenlang und komponirte dort eine längere elegische Skizze, der ich den Titel «Lord Byrons Krankenbett» beilegte; einzelne Theile waren nicht misslungen und vielleicht über dem Mittelgut der lyrischen französischen und deutschen Ergüsse, die nach des grossen Dichters Tode das Publikum überschwemmten. Von Verny, dem ich eine Abschrift übersandte, wurde es mit schneidender Kritik aufgenommen, mir hinterliess es die Erinnerung seliger Augenblicke, in denen ich, meine Genesung ausnützend und von aussen her durch keinen unangenehmen Zwischenfall verstimmt, dem Leben wieder hoffnungsvoll entgegen ging. Im

häuslich ländlichen Zirkel, worin sich ebenfalls einige Kinder, den verschiedenen Zweigen zugehörig, herumbewegten, fiel kein Wort, das mich, den Protestanten und Wildfremden, unangenehm berühren konnte. Hätte ich mich in ähnlicher Lage z. B. in einem elsässischen oder sonstigen Provinzial-Kreise befunden, wäre wohl dieselbe taktvolle Schonung nicht denkbar. Nur einmal in laufendem Gespräche hatte ich den heiligen König Ludwig etwas schüchtern und verlegen mit dem Titel Louis IX bezeichnet. — «Nun, dächte ich,» fiel die alte Dame ein. «Sie könnten ihn wohl St. Louis nennen.» Sie rechnete sich selbst zu der verdienstvollen Fraktion der Königlichen, die «unter dem Messer» ausgeharrt, während die andern das Weite gesucht. Mit der grössten Verachtung liess sie sich über die frivole Emigration vernehmen. Respekt musste ich dieser todesmuthigen Ahnfrau zollen, doch sie lieben konnte ich nicht.

Auf dem Hin- und Herwege nach und von Louville wurde jedesmal in der Kampagne des Grafen Mollien bei Etampes Halt gemacht. Ich rechne die dort verbrachten Tage zu den angenehmsten meiner Präzeptorenlaufbahn, obgleich die Rolle, die ich dort spielte, gerade keine glänzende war. Graf Mollien war bekanntlich unter dem ersten Kaiserreiche ein verdienstvoller, kenntnissreicher, hochgeachteter Finanzminister gewesen; er trug auf seinem gealterten Antlitz die Züge der Ermüdung, unbescholten blieb seine Ehrenhaftigkeit. Seine bedeutend jüngere Gattin, eine Busenfreundin der Frau von St. Aulaire, ging sichtlich auf in der unaffektirten Pflege des greisen Gemahls, sie schien die verkörperte Anmuth, kenntnissreich, huldvoll auch für den schüchternen Fremdling. Den Afrikareisenden Mollien, den Neffen des Hausherrn, lernte ich dort kennen; er hatte sich in Senegambien sehr weit vorgewagt, den endemischen Fiebern getrotzt, doch eine zerrüttete Gesundheit davongetragen. Er bereiste ebenfalls in Südamerika den Magdalenenstrom und wurde, wenn ich nicht irre, nach 1830 französischer Geschäftsträger bei der Republik von Columbia. Von den deutschen Forschern in Centralafrika schien er keine Kenntniss zu haben; so war ihm der Name des verunglückten Roentgen, eines Verwandten unsers Oheims Roederer gänzlich unbekannt. Er selber war ganz anspruchslos und einfach und schien auf seine geographischen und literarischen Leistungen beinah keinen Werth zu legen. Dass er physisch viel ausgestanden, davon trug sein frühgealtertes Gesicht die Spur. Intimere Bekanntschaft mit einem andern Neffen des Hausherrn machte ich um dieselbe Zeit; Herr Petit de Bantel, ein junger Beamter des Finanzministeriums, eine anziehende

Persönlichkeit, melancholischen Temperaments, geleitete mich zuerst durch den geschniegelten Park. Der weite Komplex war ein Produkt der Kunst und der Natur; die Essonne, ein liebliches Wässerchen, das bei Essonne und Corbeil in die Seine mündet, fliesst mitten durch die pittoresken Anlagen. Breite, in jeder Witterung sorgfältig rein gehaltene Wege, zum Theil fahrbar, durchziehen mäandrisch das Ganze, wie ich denn erfuhr, dass ohnlängst der impotente Graf von Talleyrand in bequemer Kutsche die Gartenbeete, das Flüsschen und die Boskette besehen. Ein totaler Kontrast mit den verwilderten Waldungen von Louville. Auch das Innere des Schlosses und die häusliche Einrichtung trugen das Gepräge des englischen Comforts. Ich liess mir das gar wohl behagen und kehrte gerne bei späteren Besuchen wieder in die wohnlichen, eleganten Räume zurück. Mit Herrn de Bantel pflog ich vertrauliche Gespräche, er rühmte in herzlichen Ausdrücken das generöse Verfahren des Oheims und liess, nicht gerade bei der ersten Begegnung, doch später, durchsehen, dass er sich nichtsdestoweniger unglücklich fühle. Es hing dies augenscheinlich mit seiner hypochondrischen Anlage zusammen, und ich hätte ihn gerne durch die Schilderung einer ungewissen Laufbahn gleich der meinigen mit seinem Loose versöhnt, doch war das nicht thunlich, er selber schon im tiefsten Lebensmark angegriffen. Ich fand mich wohl zum ersten Mal im Falle, eine halbe Konfession anzuhören und sie nicht ganz erwidern zu können. Dass er überaus unglücklich und zwar in nicht ferner Zeit enden würde, fiel mir indessen nicht bei. Ich war dankbar für seine humane Zuvorkommenheit und versprach ihn zu Paris im Hôtel Mollien aufzusuchen. Belehrend war für mich jedenfalls dies unverhoffte Zusammentreffen; ich lernte zu meiner Beschämung einsehn, dass äussere Unabhängigkeit und entgegenkommendes Protektorat nicht immer den innern Frieden gewähren.

Der ländliche Salon von Madame Mollien war auch des Abends belebt; einige beaux esprits aus der Nachbarschaft kamen auf Besuch, und Frau von St. Aulaire war genöthigt, ihr zu Ehren improvisirte oder komponirte Verse anzuhören; ich vermass mich die Gnädige schon hinreichend zu kennen und las die Langeweile auf ihrem kaum beherrschten schönen Antlitz.

Ein andrer Umstand musste mir auffallen. Ich war in dem Wahne nach Paris gekommen, die drei oder vier damaligen Dichterheroen seien als solche allgemein anerkannt. Hier erfuhr ich das Gegentheil. Der Racinesche Klassizismus herrschte despotisch, und es schmerzte mich unendlich, Frau von Mollien

über die schönsten Méditations poétiques de Lamartine ein absprechendes, beinahe geringschätzendes Urtheil äussern zu hören. Auch hier verdammte mich meine unüberwindliche Schüchternheit zum geduldigen Schweigen, umsomehr da sich ebenfalls Frau von St. Aulaire des von ihr patronirten Dichters nicht annahm. Wollte sie ihre Freundin nicht verwunden? Fürchtete sie eine ungünstige Auslegung ihrer Parteilichkeit? Genug, ich stellte in meinem Innern Betrachtungen an über die Nichtigkeit des Ruhms und über die grosse Perfidie der Pariser Gesellschaft.

Gleich nach unsrer Heimkehr, in Etiole, machte ich eine andere beschämende Erfahrung. Ich hatte in Paris einige Aufträge und Eignes berichtigt und war im Begriff, mit der Lokaldiligence von Corbeil abzufahren. Hickel, ein vertrauter Strassburger Freund, hatte mich bis an den Wagen begleitet, worin ich die Halb-Gouvernante der Sainte Aulairschen Kinder vorfand, sie kehrte aus ihrer Heimath, der Picardie, zu ihrem Berufe zurück. Hickel, durch einen halb ernsten, halb spasshaften Einfall von mir aufgeregt, ob er nicht Etiole und Corbeil besuchen wollte, setzte sich in die Diligence und fuhr bis nach Soisy sous Etiole, wo er sein Nachtquartier nahm und mir am folgenden Morgen einen Besuch zusagte.

Die Gouvernante, die ich durchweg mit ihrem Taufnamen Julienne bezeichnen will, klopfte spät Abends an meine Thür. Ueber die ungewohnte Störung betroffen, fragte ich selbstverständlich nach der Ursache: «Sie sind schüchtern wie ein kleines Mädchen, erwiderte mir die alternde, doch immer noch jugendlich anmuthende erste Pflegerin der Kinder des Hauses; ich erzählte soeben der gnädigen Frau, wie der Strassburger Herr Sie so freundlich begleitet; warum haben Sie ihn nicht ins Schloss eingeladen? Wenn er morgen kommt, lässt ihn die Frau Gräfin zum Déjeuner bitten oder schickt es Ihnen auf Ihr Zimmer.» — «Ganz wohl, danken Sie aufs Beste. Ich denke, ich werde meinen Freund selber vorstellen.» — Die improvisirte Einladung wie die aus dem Stegreif unternommene Tour meines Kompatrioten ergötzte mich aufs Beste. Hickel war durchaus kein Alltagsmensch, Jurist, witzig nach unserm Strassburger Begriffe, durch ein kleines Vermögen unabhängig, hatte er nach absolvirten Studien Göttingen besucht, ganz Deutschland durchschweift, war nach Kopenhagen hinüber gefahren und somit in Gegenden bewandert, wohin die gräfliche Familie persönliches Interesse mitbrachte; er schien mir ganz geeignet, der Mutter meines Zöglings einen günstigen Begriff von meinen Kompatrioten beizubringen. Ihm selber, als er sich bei mir einfand, war die Einladung schmei-

chelhaft. Eh ich ihn vorführte, machte ich ihn etwas mit den Verhältnissen des Hauses bekannt. Das Déjeuner verlief erträglich, obgleich mir eine gewisse vornehm abstossende Kälte in dem Benehmen der Gräfin auffiel, ein Benehmen, das sich noch steigerte, indem die gnädige Frau beim Aufstehen allein vor uns her in den Billardsalon schritt und sich nach kurzer Zeit von uns verabschiedete. Der deutsche Jurist, der übrigens ganz untadelhaft französisch sprach, hatte augenscheinlich nicht gefallen. Hickel, der seinem Naturell nach keineswegs wie ich Anlage zur Schüchternheit hatte, musste sich doch etwas in der fremden vornehmen Umgebung verlegen fühlen; genug, mein wohlgemeinter Versuch misslang. Der Freund, den ich nach Tische noch durch einige benachbarte Parks und die Hauptalleen des Waldes von Senard führte, liess mich nicht merken und nicht entgelten, dass ihm die Aufnahme etwas kalt gewesen schien; er hatte eine so bedeutende Eigenliebe und so viel Strassburger Suffisance, dass er sich wohl keiner Selbstkritik unterwarf und dem untergeordneten précepteur in seinem Innern die Verantwortlichkeit auflud. In einem der folgenden Herbste besuchte er mich nochmals, nahm sein Standquartier zu Corbeil, woselbst ich mit ihm zusammentraf und durch meinen Zögling bloss hinterliess, dass ich mit einem Freunde, der vor Jahren Etiole besehen, nun die Ufer der obern Seine auf einige Stunden in Augenschein nehmen wolle. Auch mit Louis konnte sich Hickel nie verständigen; es waren gegenseitig sich abstossende Temperamente. Die in Paris ansässigen Elsässer haben seitdem solche Ecken wohl sehr abgeschliffen, zu meiner Zeit standen sich die «unterworfenen Teutonen» und die herrischen Gallier noch schroff gegenüber.

Der erste in Etiole zugebrachte Spätherbst sollte mich noch zu einem zweiten Beweise führen, wie wenig unsere Elsässer Naturen mit den Parisern übereinstimmten. Frau von St. Aulaire eröffnete mir die Absicht der Familie de Broglie, für Alfonse Rosen, den Halbbruder der Herzogin, den Sprössling des letzten Gatten der Frau von Stael, einen geeigneten Gouverneur ausfindig zu machen. Es wäre weniger auf einen klassisch als naturwissenschaftlich gebildeten jungen Mann abgesehn, der seinem kränklichen Zögling gemeinnützige Kenntnisse spielend beibringen könnte. Ich musste unwillkürlich an meinen Strassburger Bruder Eduard denken, der sich fast ausschliesslich mit Botanik und neuen Sprachen abgegeben und mir zu solchem Berufe gleichsam voraus bestimmt erscheinen musste. Nach mancher Hin- und Widerrede und in Strassburg bei Professoren der Fakultät eingezogenen Erkundigungen kam es zu keinem Entschluss; man lud meinen Bruder am Anfang

des Winters ein, sich selber in Paris zu zeigen. Es war nun, in einem andern Sinne, das Widerspiel des Auftretens von Hickel. Mein Bruder, womöglich noch schüchterner als ich und im Salon ganz unbehilflich, wurde nicht angenommen, fand aber bald darauf eine Verwendung als botanischer Mitarbeiter und Sekretär bei Herrn de Mirbil, einem Mitglied des Instituts, ehemaliger Generalsekretär des Herzogs de Decazes. Als ich Fräulein Mendelssohn die Unterkunft meines Bruders ankündigte, rief sie lächelnd aus: «Nun, so findet doch zuletzt ein Jeder in dieser Stadt seine angemessene Beschäftigung.» Das liess ich wohl gelten, und beide Brüder waren in hohem Grade erkenntlich für die wenngleich kärglich besoldete arbeitsreiche Stellung, worin mein Bruder nicht weniger als 4 Jahre vegetirte, bis sein Patron als Professor in den Jardin des plantes ernannt wurde und meinen spartanisch mässigen Bruder als aide-naturaliste nach sich zog. Für mich war die Gegenwart des geliebten Gefährten meiner Kinder- und Knabenjahre eine Quelle der Freude und des Kummers; ich konnte nie das Gedrückte, das Eingeschränkte seiner Lage verwinden und mochte mich mehr als einmal befragen, ob ich recht gehandelt, als ich den schroffen Elsässer aus seinem heimathlichen Kreise in die feindliche Weltstadt herbeizog. Ich konnte mich nur mit dem Bewusstsein beruhigen, dass er aus ganz unsicherer Provinzial-Existenz zu seinem eigentlichen Berufe befördert worden. Nie hörte ich von seinem Munde den Vorwurf, dass ich in sein Schicksal eingegriffen; wir fühlten nur den Genuss des brüderlichen Zusammenlebens und das intermittirende Bedürfniss, unserm innern Groll im Kampfe ums Dasein Worte zu leihen.

Um dieselbe Zeit, am Eingang von 1824—25, kam auch Stahl zur Fortsetzung seiner orientalischen Studien ganz mittellos an. Er hatte der Theologie und der Juristerei entsagt, seine Bibliothek um einen Spottpreis verkauft und einzig und allein auf das Protektorat des Strassburgers Herrn Kiefer, Professor der türkischen Sprache fussend sich in den Strudel geworfen. Ebenso bedürfnisslos, abgehärtet und auf alles gefasst wie mein Bruder, fand er sich höchst beglückt, dass Ramond, der Pyrenäenbesteiger, ihm die philologische Bildung seines Sohnes übertrug. Stahl hatte sich in einer Mansarde der rue Tournon bei dem Luxembourg eingenistet; mit der mässigen Besoldung, die ihm Ramond auszahlen konnte, vollkommen befriedigt, lebte der unvergleichliche «Gymnosophist» jahrelang seinen vielumfassenden vergleichenden Sprachstudien, war bald einheimisch auf der königlichen Bibliothek bei Van Praet, wie er es zu Strassburg gewesen und eroberte bei den dortigen Bibliothekaren selbst nach und nach die persönliche Freund-

schaft der angesehensten Gelehrten des Collège de France. Unter denselben nenne ich vor allem Herr von Chézy, dem mein Freund wie ein Sohn sich anschloss; auch mit Jaubert, Abel Remusat, S. de Vaux und andern stand er in näherem Verkehr und füllte jahrelang die Stelle eines Sekretärs der orientalischen Gesellschaft aus. Seine polyhistorischen Kenntnisse und Leidenschaft versperrten ihm aber den Zugang zu irgend einer Spezialität, und er kehrte Ende 1839 in seine Vaterstadt als modester Professor der Geschichte am protestantischen Seminar zurück, ohne seinen Hauptzweck, eine Reise in den Orient, erreicht zu haben.

Wir standen zu Paris, wonicht in täglicher doch in ununterbrochener brüderlicher Verbindung und in gegenseitigem intellektuellen Austausch, wobei ich allzeit der Gewinnende war, er als der Gebende sich answies.

Im Laufe des Winters von 1824 auf 1825 wurde bereits im Hause eine künftige Reise nach Italien besprochen; ich sah mich vorläufig in der Geschichte der Italienischen Republik von Sismondi und in Daru's Geschichte von Venedig um und freute mich selbstverständlich zum Voraus auf die bevorstehenden artistischen und landschaftlichen Genüsse. Wie vieles mir durch unvorhergesehene Incidenzen vergällt werden sollte, darauf war ich in jugendlicher Zuversicht kaum bedacht. Auch beging ich den grossen Fehler, die gehörigen strikten kunsthistorischen Vorstudien zu versäumen; nun holte ich zwar Einzelnes, in Rom besonders mittelst lokalen Veröffentlichungen nach; doch betraf dies mehr die altrömische Topographie und Bildwerke; das Mittelalterliche blieb ganz vernachlässigt. Goethe hat hierin vielleicht ungünstig auf mich eingewirkt.

Bei einer andern Gelegenheit habe ich die ersten Begegnungen mit Lamartine erwähnt, worin ebenfalls von der Bereisung Italiens, den Hauptrouten und Hauptstädten die Rede war. Für mich war die persönliche Erscheinung des grossen Dichters bei weitem das wichtigste. Die unbegrenzte Verehrung, die ihm von der St. Aulaire'schen Familie und Gesellschaft gezollt wurde, bot mir das direkte Gegenspiel der absprechenden Urtheile auf dem Landsitz des Grafen Mollien.

Noch vor dem Anfang des Winters hatte ich mit Ozaneaux an einem der letzten schönen Oktobertage Casimir Delavigne in Fleury sous Meudon einen Besuch abgestattet, mit der zweifachen Absicht, für die im Hochsommer genossene Gastfreundschaft zu danken und ihm eine wörtliche Uebersetzung meines lyrisch erzählenden Gedichts über Lord Byrons Abscheiden vorzutragen. Sei es, dass ihn gerade das fremdartige Gewand bestochen oder eine angeborene Nachsicht und der Wunsch,

Auftretende zu ermuntern, genug es wurde mir ein unerwartetes Lob zutheil, dem auch der mich begleitende Ozaneaux beistimmte. Ich war dadurch gegen die später vernommene strenge Kritik Verny's einigermassen gewappnet und nicht leicht zu entmuthigen, obgleich mir das Mangelhafte des Plans und der Ausführung durchaus einleuchtete.

Mit dem Ende des Jahres zeigte sich ebenfalls Henri Lebert, und seine belebende, freundliche Gegenwart übte den gewohnten, ich darf es «Zauber» nennen. Sein naives Anempfinden wäre in andern Umständen nachtheilig geworden, doch in meiner Vereinzelung, in der totalen Abgeschlossenheit von Deutschland war dieser stille Applaus ganz ungefährlich. Doch warnte er mich taktvoll, wie ich es kaum von ihm erwarten konnte, nicht den politischen Ansichten der Elsässer Freunde in meinen deutschen Versen Ausdruck zu leihen; er sah deutlich, dass mich eine derartige Tendenz auf Abwege führen würde und er ermahnte mich, den meiner Natur konformen elegischen Anklängen treu zu bleiben. — Dass ich Fräulein Mendelssohns Zumuthung, für ihren Neffen, den nachmaligen illustren Felix Mendelssohn, einen Operntext zu bereiten, kein williges Gehör schenkte, ist mir jetzt noch unbegreiflich; es hätte ein solches modestes Beginnen einen Anknüpfungspunkt mit Deutschland gegeben. Die werthe Gönnerin verreiste im folgenden Frühjahr (1825) zu ihrem Bruder nach Berlin und ich blieb von fernerer Verbindung mit der ausgezeichneten Dame geschieden. Es ist ihr das erwünschte Loos geworden, früh das Zeitliche zu segnen und nicht mehr das fürchterliche Schicksal ihrer Schülerin zu erleben. Ihren Neffen Felix sah ich, einen kurzen Augenblick nur, in Paris; schon damals, kaum den Knabenschuhen entwachsen, war er ein vielversprechender Komponist, und seine offne, noble Physiognomie wies auf einen hohen Künstlerberuf hin. Ueber die neuere italienische Schule, Verdi und Konsorten, sprach er in wegwerfendem Tone, der nur verfrüht, aber durch seine spätern Leistungen vollkommen sich rechtfertigte.

Mit Felix Mendelssohns Sohne, dem Professor der Geschichte zu Freiburg i. Br., kam ich nach dem Kriege von 1870 bei Professor Loening zusammen und konnte mich beim ersten Bewillkommen auch auf die Bekanntschaft mit seiner Grosstante berufen. Das unbedingte Lob, das ich dem «Briefe seines Vaters an seine Familie» ertheilte, schien den kindlichen Gefühlen des jungen Professors zu entsprechen. Leider musste ich bald darauf vernehmen, dass er, räthselhaft genug, in eine unheilbare Geisteskrankheit verfiel und mit einem frühen Tode abging.

Eine treue Anhänglichkeit an das Haus Mathieu-Faviers bewahrte ich in meiner neuen Lage. Es ging mir von Herzen

und war nur eine dankbare Erwiderung der rührenden Freundlichkeit, die mir dort entgegenkam. Sogar auf meinen ungehobelten Bruder dehnte sich dieses Protektorat aus. Mein temporärer Schüler war in die Militärschule von St. Cyr eingetreten, und ich besuchte ihn sehr regelmässig in der fünf Stunden von Paris entfernten Anstalt, jedesmal wenn seine Schwester, die brillante Gräfin von Montigny-Jaucourt mich sie dorthin zu begleiten einlud. Es waren für mich mit rothem Bleistift angestrichene Sonntage. Doch will ich nicht verhehlen, dass auch in diesen bevorzugten Ausflügen sich mir das Phantom meiner untergeordneten Lage in der bequemen Chaise an die Seite setzte und mich unwillkürlich im Salon des Kommandanten der Schule überfiel, wenn die junge, vornehme Dame mich mit einer unnachahmlichen sans façon als den ehemaligen précepteur ihres Bruders vorstellte. Nur wer in ähnlichen Verhältnissen sich hinhielt, kann mich vollständig verstehn und meine Gefühle begreifen. In Paris traf ich eine Zeitlang die Gräfin an Feiertagen, zu bestimmter Morgenstunde, um mit ihr Goethiana zu lesen; es waren seltene, doch erwünschte Augenblicke, in welchen dann die angeborene und angezogene Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit der Salondame zu voller Geltung kam. Auch mit Frau von St. Aulaire und ihren Töchtern machte ich als obligater Begleiter einen Ausflug in das winterliche Versailles, wo die Grossmutter von Herrn du Roure eine bescheidene Wohnung in einem Schlossflügel innehatte. Dies war noch gleichsam ein Ueberbleibsel der vor mehr als dreissig Jahren genossenen Hofprivilegien. Ich weiss nicht mehr, in welcher Eigenschaft die alte Marquise bei einer Persönlichkeit der königlichen Familie eine Ehrenstelle versehen; genug sie schien an diesem pied à terre zu halten, obgleich die Erinnerungen mit einem tragischen Beischmack versetzt sein mussten.

Schloss und Prachtgärten von Versailles und beide Trianons übten immerfort eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich, nie ermangelte ich, Elsässer Freunde an die geschichtlichen Lokalitäten zu begleiten und gönnte mir mehrmals das Vergnügen, die Wasserkünste an betreffenden Feiertagen zu begaffen. Louis XIV. Regierung und seiner beiden Nachfolger wird erst durch Versailles in volles Licht gesetzt. Es sind darin Abschnitte von unwiderstehlicher Plastizität. Das kleine Trianon, der Weiher, seine lieblichen Baumgruppen, die architektonischen Spielereien bilden die Unterlage zu einem Theil der Geschicke Marie Antoinettes. Mit welchen Gefühlen mochte Helene von Orleans diesen Bezirk betreten und vielleicht in banger Vorahnung vor der tragischen Zukunft, die ihrer wartete, zurückbeben.

Der schöne frühzeitige Maimond 1825 war herangekommen, die Zeit der Abreise in die Schweiz und nach Italien nahte. Ich sollte, ein erwünschtes Loos, bei der Gräfin mit ihren Töchtern auf drei Sommermonate hinaus in Zürich meine Lehrerstelle versehen, der Vater während dieses Interims mit dem Sohne allein sich befassen. In den ersten Junitagen reiste ich mit dem Courier de la malle zu flüchtigem Besuch meiner Eltern nach Strassburg. In Basel sollte ich mit der weiblichen Reisegesellschaft an bestimmtem Tage zusammentreffen. Meine kurze Abwesenheit hatte schon bedeutende Veränderungen im Personal meiner näheren Kreise zuwege gebracht. Im Vaterhause zeigten sich die ersten Spuren des herannahenden Alters, und mein jüngerer Bruder Gustav, für seine nächste Zukunft besorgt, theilte mir unwillkürlich seine Beängstigung mit. In den Häusern Renouard de Bussierres und de Coehorn war alles in freudiger, vielgeschäftiger Aufregung. Die zweitälteste Tochter der letzteren Familie, Mélanie de Coehorn, stand auf dem Punkte, sich mit dem zweitältesten Sohne de Bussierre zu verbinden. Alfred de Bussierre, im gleichen Alter, sogar etwas jünger als seine Braut, hatte seit einigen Jahren eine tiefernste Leidenschaft für die anziehende Generalstochter gefasst, einige Zeit bekämpft, dann aber mit unwiderstehlicher Ueberredungskunst seinen Eltern erklärt, er könne sich dieser ersten Jugendliebe nicht entziehen und würde nie eine andere Heirath eingehen. Sein fester männlicher Wille drang durch. Er hatte kaum seine Majorität erreicht, doch frühzeitig in die Bankgeschäfte des grossmütterlichen Hauses Franck eingeführt, versah er bereits einen Theil der vollgewichtigen Obliegenheiten. Ich nahm aufrichtigen und herzlichen Antheil an der bevorstehenden Allianz.

Madame Mathieu de Faviers war zu der naheliegenden Ceremonie herbeigekommen; ihr Neffe Alfred de Bussierre lag ihr am Herzen. Sie verhehlte kaum, dass sie eine glänzende finanzielle Partie für ihn gewünscht. Meine Befürwortung der gegenwärtigen glücklichen Verbindung, meine Verurtheilung der Konvenienzheirathen liess sie nicht gelten. Bei ihr, auf einem Landgute in der Ruprechtsau, wo sie temporäres Absteigequartier genommen, traf ich den eleganten Baron Edmond de Bussierre, einen Vetter des Bräutigams, der unter Ludwig Philipp, mit welchem, so hiess es, ihm verwandtschaftliche Bande gemein waren, eine glänzende Carrière in der höheren Diplomatie durchlief. Edmond de Coehorn, der unterdessen ebenfalls, doch in bescheideneren Verhältnissen dieselbe Laufbahn betreten, war ebenfalls gegenwärtig. Freunde und Bekannte beneideten mich um die Lustreise, an deren Eintritt ich stand: eine Volltour nach Italien galt damals noch für eine nicht hoch genug

anzuschlagende Glücksparthie. Bei näherer Beleuchtung und Erkenntniss meiner Lage wäre die Beglückwünschung ruhiger und mässiger ausgefallen. Schützenberger versuchte sich als Advokat in seinen ersten Vertheidigungsreden; er sollte nicht lange im Dunkeln bleiben und durch eine mit Vermögen gesegnete Frau seiner modesten Laufbahn eine festere Basis geben. Bei Verny, auf meiner Durchreise in Colmar, ward mir eine ganz entgegengesetzte Mittheilung; er hatte bereits insgeheim den Entschluss gefasst, die Carrière seines Vaters zu verlassen und sich der Theologie zu widmen. Da er mir die eigentlichen Beweggründe dieser totalen Metamorphose nicht angab, konnte ich ihm nur mein Befremden bezeugen, und musste vorerst auf Fakten, über die ich kein Urtheil hatte, zurückgreifen. Dieses Durcheilen Colmars war in jeder Hinsicht moralisch und materiell erschütternd; ich hatte meinen jungen Bruder bis dorthin mitgeführt, trennte mich schmerzlich von ihm, von Verny und Spenle nach kaum halbtägigem Verweilen und bestieg 9 Uhr Nachts, den 13. Juni, die Diligence von Basel. Es war schon eine sommerliche Gluthhitze eingetreten. Der Einfluss der ersten Tagshälfte, die Aufregung des Abschieds verfolgte mich in das Kabriolet des öffentlichen Wagens, und die gefährliche Morgenkühle, der ich mich unbedachtsam aussetzte, verschlimmerte mein Unwohlsein, wie mir denn von jeher die Reisegenüsse durch solche Incidenzen vergällt wurden. In Mülhausen hatte ich den anbrechenden Tag, den heilbringenden begrüsst. Sollte ich doch in wenigen Stunden mit Wesen zusammentreffen, die ich verehrte und liebte, mit all der Uneigennützigkeit einer naiven, deutschen, jugendlichen Anhänglichkeit liebte. Ich war mir unbewusst an dem Scheidepunkt angelangt, an dem ich meine bisherigen Empfindungen analysirend zum beschämenden Selbstgeständniss gelangen musste, dass in meinen ausklingenden Jünglingsjahren dieses Hinträumen nicht mehr gestattet sei und dass ich zu einer strengen Theilung zwischen Pflicht und Neigung schreiten müsste. Dieser innere Selbstmord sollte mir erleichtert werden, denn jedesmal, wenn ich mich dem natürlichen Hang meiner Gefühle, meiner Selbsttäuschung, meines Traumlebens hingab, wurde ich durch ein herbes oder pikantes Wort, durch einen äussern Umstand an die Realität erinnert und unsanft aus dem Träumen aufgerüttelt.

An einem Tage und einer Nacht hatte ich nun den grössten Theil der heimathlichen Ebene durchzogen, nur mit der einzigen fixen Idee im Hirne: in Basel triffst du deine zweite Familie. Die Berge von Kinzheim, die lange Reihe der Burgruinen, die Kirchthürme der bekannten Dörfer, die Schlettstadter und Colmarer Strassen und Plätze, die Kathedrale und Abteien lagen

rechts und links an meiner Strasse; ich warf sehnsüchtige Blicke nach den lieben Wahrzeichen, doch voran musste ich, wollte ich nur mit dem einen Gedanken: Zu Basel, welche Vergütung für diesen unwillkommenen Gast! Und nun, als ich durch die wohlbekannte Pappelallee von St. Louis gegen die Schweizerstadt hinzog, im Widerschein der schon glühenden Morgensonne, die pittoresken Schwarzwaldthäler und die länglichen Jurarücken begrüsste und im Gasthofe der drei Könige anlangte, wird mir statt des ersehnten Empfanges und Wiedersehens ein Brief eingehändigt: vor einer geraumen Stunde war die weibliche Karawane wieder abgezogen gen Zürich. Wie vom Donner blieb ich gerührt, las den Brief wohl drei bis viermal und ergab mich zuletzt in mein vereinzeltes Nacheilen.

Die von dem Jahren 1810 und 1819 wohl in Erinnerung gebliebenen Lokalitäten besah ich in Hast und ging über die Rheinbrücke nach Kleinbasel in ein erfrischendes Bad. Ein Hauderer war auf dem Punkte, mit einem Fabrikanten und seiner Frau aus der Umgebung Zürichs abzufahren, ich belegte einen Platz und fort gings wieder in die glühende Hitze. Verfrühte Hundstage lagerten über dem Lande; mein Reisegefährte, ein robuster Schweizer, war einer Ohnmacht nahe; seine um ihn besorgte Gattin war durch die gemeinschaftliche Noth zu improvisiertem Zutrauen beinah gedrungen; dieser Umstand kürzte die gewöhnlichen Präliminarien einer neu anzuknüpfenden Bekanntschaft. In Rheinweiler erfuhr ich von einer behäbigen Wittwe, dass die Gräfin vor kaum 4 oder 5 Stunden gegenwärtig gewesen, wie in Basel auf dem Balkon des Drei Königshôtel hatten sich die Mädchen des grünen Rheinstroms gefreut, ihn jubelnd begrüsst. Ein Wagen mit sechs weiblichen Insassen vollgepfropft und einem polnischen Diener auf dem Kutschersitze, fiel überall in die Augen. Mich fesselten Strom und die ganze Umgebung, die ich nicht in diesem Grade anziehend und mannigfaltig erwartet. Das römische Augst mit seinen hinter Laub und Schilf kaum angedeuteten Ueberresten aus der Vorzeit hatte ich in der Tiefe liegend gesehen und mir wohl im Stillen ein Gelübde abgenommen, auch dorthin einmal abzulenken. Die Fahrt nahm ich geduldig hin; denn die Gluthatmosphäre wurde mir erträglich durch den Hinblick auf die Schwarzwälder Berge und Thäler zu unseren Linken, auf das in einem Winkel am Rheine gelagerte Säckingen, das wir von der Herberge zu Stein herab überschauten. Erinnerungen an Ozaneaux und Verny, die auf einer Schweizerreise dort bei einem Zögling des Colmarer Collège ihre erste Station aufgeschlagen, tauchten auf; doch von einem «Trompeter von Säckingen» konnte damals keine Rede sein. Die unabweisliche Geschichte aber kam zu

vollem Rechte, als bei wieder aufgenommener Fahrt den Boetzberg hinauf rechts das Schloss von Habsburg hinter Tannenwäldern sich zeigte. Bei der Einfahrt durchs finstre Thor in das Städtchen Brugg fielen mir unwillkürlich die Verse Schillers ein: «Bei Brugg fiel König Albrecht.» Es war Abend geworden, die Pferde des Hauderers hatten noch mehr als wir Ruhe von Nöthen; ohne das Nachtessen abzuwarten, begab ich mich ins einladende Bett eines höchst freundlichen Gasthofs, konnte es aber bei der krankhaften Aufregung kaum zum Schlafen bringen. Es lag übrigens Ermüdung und Abspannung auf allen Gesichtern; ein honetter Fusswanderer, der von St. Blasien herübergekommen war und um Nachtquartier bat, führte dieselbe Klage. Mit seltener Klarheit sind mir Land und Leute, alle einzelnen Szenen dieser anderthalbtägigen Miethskutschen-Tour gegenwärtig geblieben. Die Treuherzigkeit meines Schweizergefährten liess ebenfalls unverwischbare Spuren zurück, und ich bereute es, ihm den halbweg versprochenen Besuch nicht eingehalten zu haben. Es war ein vielgereister Mann, dem ich aber seine Lobeserhebungen von Wien nicht gelten liess und mit meinem damaligen Pariser Enthusiasmus zu Boden schlug.

Wir besahen bei frühem Morgen das hart an der vorbeiführenden Strasse gelegene Königsfelden, wo die Ueberreste des ermordeten Habsburgers und seiner grausamen Tochter, der Ungarischen Königin Agnes in vernachlässigten, von altem Mobiliar und Ackergeräthe vollgepfropften Räumen vorgezeigt wurden. Noch am Ende desselben Sommers konnte ich zu wiederholtem Male desselben Anblicks theilhaftig werden und mir die damals geringe archäologische Pietät kaum erklären.

In Baden hatte ich den Vorgenuss eines längeren, drei Monate spätern Aufenthalts im traulichen Thale an der Limmat. In den Wagen wurden leider noch zwei neue Schweizer Passagiere aufgenommen, wovon der eine, in einer Badewanne sich verspätend, ungebührlich lange auf sich warten liess und den etwas derben Spott über seine Verzögerung von seinen Kompatrioten erdulden musste. Man fragte ihn cynisch, ob er mit den Badedienerinnen zufrieden gestellt, was mir, wo nicht über die Sittenreinheit der Schweizer, doch über die Redefreiheit einigermassen neue Begriffe beibrachte. Der eine der neu Aufgenommenen erwies sich als ein zum gelehrten Corpus gehöriger Dialektiker, ein schon etwas älterer Mann, der meinem Optimismus über die Selbstbestimmung und den freien Willen des Menschen etwas herbe Schläge versetzte. Ich unterliess es, ihn um seine Adresse zu bitten. Die Strasse im breiten Thal der Limmat über Altstätten war bedeutend kühler als die bisher befahrene. Ich kam vor dem weltberühmten Gasthof

zum Schwert in Zürich restaurirt an, erkannte unter dem Thorweg den herrschaftlichen Wagen und wurde von einem Kellner berichtet: Die gnädige Frau sei gegenwärtig an der table d'hôte. Dorthin eilte ich, fand eine schon vollbesetzte Tafel und selbstverständlich frostigen, offiziellen Empfang.

Eine Wohnung war für die ganze Sommerzeit im Hause des Herrn Meister gemiethet; sie lag in einem entfernten Stadttheil, nahe bei dem Thore, das sich nach Winterthur und dem Thurgau öffnete. Auf der Rückseite mit schöner Aussicht auf Vorstadthäuser, Wiesen und die Tannenwaldungen des Zürichberges, mit der Front gegen Abend an einem offenen, im Sommer bis zur Unerträglichkeit erhitzten Platze. — Der Eigenthümer, Herr Bürkel, brachte die Sommerzeit auf einem Landhause an der Limmat zu, etwa anderthalb Stunden von der Stadt entlegen. Das Ablassen der städtischen Wohnung war eine besondere Vergünstigung, man verdankte sie der Vermittlung des Barons August von Stael, eines Freundes Herrn Heinrich Meisters.

Es war dieser mehr als achtzigjährige Greis einer der wenigen Ueberlebenden der Encyklopädisten, mit welchen er, besonders mit Diderot, Grimm und d'Alembert, in litterarischem und freundschaftlichem Verkehr gestanden. Er selber schriftstellerte, wohlverstanden in französischer Sprache, hatte nicht lange vor unserm Aufenthalt einen pittoresken Ausflug nach den Borromäischen Inseln veröffentlicht; mir war das anziehende Opuskel durch das Morgenblatt bekannt und ich erfreute den alten Herrn nach näherer Bekanntschaft nicht wenig durch meine aufrichtige Anerkennung. Seine früheren Schriften, meist sentenzartigen Inhalts, waren mir nicht zu Handen gekommen; ich lernte seitdem den geistreichen, feinen, in guter Schule gebildeten Autor schätzen. Er bewohnte als Schwiegervater Herrn Bürkels, dieselbe Behausung und stellte uns — ich sage euphemistisch uns — das heisst, der Gräfin eine reichhaltige litterarische, geschichtliche und für die Schweiz reichhaltige Bibliothek zur Verfügung. Mir kam das auf der Stelle zu gut, und bald war ich durch meine rücksichtsvolle Verehrung des in der That ehrwürdigen Herrn in vollem Genuss dieser lokalen Schätze. Mich beschenkte er nach und nach mit einzelnen konfidentiellen Broschüren, die sich absonderlich auf seine Jugenderfahrungen und hygienische Vorschriften bezogen. Leider habe ich diese Erinnerungsblätter in meinen mannigfachen Umzügen verzettelt.

Bei der deutschen Züricher Jugend schien er mir als Schriftsteller in keinem grossen Ansehen zu stehen, was sich schon aus dem Gegensatz der Nationalität und der divergirenden

Ausbildung erklären lässt. Ein Züricher Theolog, dem ich von Hickel empfohlen war, und der noch mehr als einmal erwähnt werden soll, sagte mir ziemlich derb von dem liebenswürdigen Autor sprechend und mit der eigenen Schweizerintonation: «Ach ja! er schimmert immer noch.» Diesem absprechenden Urtheil konnte ich durchaus nicht beistimmen; ich war bestochen durch die Gegenwart des alten Mannes und seine unstreitig geistreich belehrende Unterhaltung. In der Literatur der kaiserlichen Epoche war er ebenfalls wohlbewandert; seine selige Freundin, Frau von Stael, vergötterte er und wusste die geheimen Beziehungen der Romane Delphine und Corinne zu erörtern. Auch die früheren deutschen Klopstockischen und Gellertschen Poesien hatte er in treuem Gedächtniss bewahrt und war mir gut, weil ich die literarischen Grössen von Zürich und der Schweiz in vollem Werthe, vielleicht darüber, gelten liess.

Herr Meister hatte sich gleich im Gasthofe eingefunden und der hochangesehenen Mietherin die für sie bestimmten Räume gewiesen. Der Umzug fand bereits im Laufe des folgenden Tages statt. Ich verliess den komfortabeln Gasthof ungern. Die in Paris geregelten Unterrichtsstunden wurden sofort wieder pünktlich befolgt, als ob nicht die geringste Unterbrechung stattgefunden hätte. Doch hatte ich bereits am ersten Tage, mit einem Lokalbedienten herumziehend, Zeit gefunden, meine von Hickel an mehrere seiner Universitätsfreunde, Göttinger Kumpane, mir mitgegebenen Briefe abzugeben, — an Meyer und Wyss — und mich in der pittoresken alten Stadt umzusehen. Da wurde dann Lavaters Wohnung und die Stelle bemerkt, wo der verehrte Schweizer Patriot von einem französischen Fanatiker tödlich verwundet, dann einem langwierigen Märtyrerthum entgegen ging. Die baumreichen Promenaden im Innern der Stadt, auf der Katze und über der östlichen Vorstadt nahm ich gleich in Augenschein. Auch besuchte ich den Bruder eines Elsässer Fabrikanten, der vor wenigen Jahren mir in bedeutsamen, leidenschaftlichen Verhältnissen nahe gestanden, ich erkannte in des Bruders Zügen den entfremdeten Freund. Ich hatte mich dem unabhängigen Züricher Bürgersmann ohne Hintergedanken oder herbe Rückerinnerung vorgestellt, wurde gemüthlich aufgenommen, knüpfte indess nicht näher an; ich ward unverzüglich in ganz andere Kreise hinübergezogen. Ich habe den Freundesdienst, den mir Hickel leistete, nicht nur nicht vergessen, ich rufe ihm noch Dankesworte ins Grab nach, denn er brachte mich mit würdigen, ernsten Jünglingen in Verbindung: Kandidat Meyer zeigte sich, nachdem er Zutrauen in mich gefasst, wie ein langbewährter brüderlicher

Freund, indem er mich als solchen in seiner eigenen Familie, bei Verwandten und Bekannten, bei den ehemaligen Göttinger und Berliner Genossen, in näherer und fernerer Umgebung, mit unermüdeter Sorglichkeit einführte. Noch jetzt weiss ich nicht, womit ich des Ehrenmannes Neigung mir erworben. Es ist wohl eine der liebreichsten Begegnungen, die mir in meinem vielgeplagten und geprüften Leben widerfuhr; er mochte wohl errathen, dass er sie an keinen Undankbaren verschwendete und dass meine bedrängte Lage von Hause aus einer Aufmunterung und Aussicht auf künftige bessere Zeiten bedurfte.

Sein Vater, eine der Notabilitäten der Stadt, bewohnte in der damaligen östlichen Vorstadt ein komfortables Haus, mit Aussicht auf den See und einem Garten gegen Morgen gelegen. Er war zum zweitenmal verheirathet und erzählte mir, nicht ohne schmerzlichen Rückblick auf Strassburg, dass er seine gleich nach der Heirath erkrankte erste Gattin dorthin geführt und von einem Strassburger Arzte, den er zu nennen unterliess, auf eine unerhört indelikate Weise behandelt worden. Diese traurige Erfahrung mochte wohl auf das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückgreifen. Nicht nur liess er mich, den Kompatrioten jenes Charlatans, die Erinnerung nicht entgelten, er behandelte mich beinahe mit derselben Zuvorkommenheit wie sein Sohn. Die Treuherzigkeit dieser Züricher von altem Schrot und Korn vergegenwärtigte mir die geschichtliche Zeit, als beide Städte in engem politischen Verbande zu einander standen. Es ward mir wohl, ich darf es wohl sagen, wie in einer zweiten Vaterstadt, und dazu legte dieses Anschliessen an Meyer und seine Freunde den festen Grund.

Zu den anziehendsten Bekanntschaften, die er mir vermittelte, rechne ich eine Pfarrersfamilie in Kilchberg, einem $1^1/_2$—2 Stunden weit höchst pittoresk gelegenen Dorfe, südwestlich von der Stadt. Der friedliche Sonntag, an welchem er mich in der einsamen Behausung einführte, ist mir unvergesslich geblieben. Ich traf dort ausser dem alternden Pastor und seiner Frau eine verwittwete Tochter, die ebenfalls schon mit einem halb erwachsenen Kinde gesegnet war, und eine zweite, wenn ich mich recht besinne, noch nicht verheirathete Tochter. Die ungeheuchelte Freundlichkeit dieser patriarchalischen Familie, das offene ungezwungene Benehmen, das anspruchslose Klavierspiel und der Gesang der Frauen mit Kandidat Meyer, wobei mir Körners, Schillers, Uhlands beliebte Lieder in die Ohren klangen, gehören in die Reihe, ich darf es wohl ohne Affektion sagen, platonischer Genüsse, die nur in solcher Umgebung und in einer viel anspruchsloseren Epoche als der unsern sich ermöglichten. Es wurde gleich bei dieser ersten Zusammenkunft eine

gemeinsame Fuss- und Wassertour auf den Rigi und an den Vierwaldstättersee besprochen und auch kurz darauf zu Wege gebracht. In später Abendstunde kehrten wir durch die hügelige Gegend, durch Tannenwälder und Obstgelände in die schon tief in Nacht gesunkene Stadt zurück.

An einem der nächsten Tage fuhr ich mit demselben Freunde über den See nach Wollishofen, dem vielversprechenden Landsitze von Wyss, traf den aber nicht zu Hause. Er sei Bräutigam, sagte mir Meyer beiläufig, wie ich denn auch beim Besuche auf Hessen's Landgute dessen Schwester mit ihrem Verlobten in einer Gartenlaube sitzen sah. Jedesmal während solcher Begegnung regte sich in mir das Schmerzgefühl meines vereinzelten Lebens mit der leidigen Voraussicht, dass ich, auf einem Irrwege verloren, keinem ähnlichen Ziel entgegenginge.

In denselben ersten Wochen meines Züricher Lebens geleitete mich der unermüdliche Freund auf den Härtler zu einem ziemlich entlegenen Wirthshause in grüner Wald- und Wiesengegend, 1½ Stunden südwestlich von der Stadt. Eine ganz unverbürgte Legende verlegt dorthin in ein verfallenes Ritterschloss den Aufenthalt des Minnesängers und Liedersammlers Rüdiger von Manesse. Mich interessirte vorerst nur die Gegenwart und die reizende Gegend. Eine Züricher gemischte Primärschule beging dort einen Ferientag, vielfache Gruppen in gymnastischen Uebungen sich vergnügender Knaben tummelten sich auf dem Rasen. Auf einer Holzbank bemerkte ich einen einzelnen traurigen Schüler. Ich konnte nicht umhin, nach der Ursache mich zu erkundigen, im irrigen Glauben, es sei der Kleine irgend einer Strafe verfallen. Man bedeutete mir, er leide an Rheumatismus. Ein Mitschüler nahte inzwischen, legte theilnehmend beide Hände auf die Schultern des Halbkranken und erkundigte sich nach dessen Befinden. Die kleine, kurze Episode rührte mich; wusste ich doch aus meiner vielgeprüften Kindheit mir ähnliche Szenen zu vergegenwärtigen. Dagegen blickte unter den Mädchen im Bernerkostüm ein feines Gesichtchen hervor, das nicht unwillig die Augen der Vorübergehenden auf sich zog. Wir genossen auf dem sogenannten Walkam die Aussicht auf nahe und ferne Vorberge und liessen uns am späten Abend über die nahe Sihl an einen Wasserfall übersetzen.

Der festgesetzte Termin für die Rigireise nahte und schon war mir bang, durch meine Gegenwart Ungelegenheiten zu veranlassen. Ich theilte dem Freunde meine Befürchtung mit: da er mich indess auf näheren Spaziergängen als tüchtigen Läufer gesehen, belächelte er mich zuversichtlich.

An einem der ersten Julitage fuhr ich mit Herrn Gessner, einem Schwiegersohne des Pfarrers, nach Kilchberg, wo man

uns schon erwartete. Auf der Höhe des Albis begegneten uns zwei Brüder von Meyer; sie kehrten gerade vom Rigi zurück. Unsre Reisegesellschaft, halb in die Kutsche gepackt, zur Hälfte oder doch zum Drittel nebenher gehend, stimmte Lieder an, ich vertiefte mich im Anblick der lachenden Umgebung. Am Turler See vorbei ging es nach Näfels, wo man obligater Weise Zwinglis Schlachtschwert besah. Die ersten Durchblicke auf den romantischen Zugersee und die klassischen Bergformen des Rigi und des Pilatus übten auf mich den unaussprechlichen Zauber, welcher in diesem Rahmen den Neuling und den gebornen Schweizer gleichermassen berückt. Für mich war es, als zög' ich durch ein paradiesisches Gessnerisches Idyllenland, um so mehr, da ich mich ohne die lästige Zuthat der Berufspflichten in der anspruchslosen Gesellschaft der Familienglieder des Pfarrers frei wie der Vogel in der Luft fühlte.

Das alterthümliche Zug und die Ufer des Sees wurden noch vor Einbruch der Nacht betreten, ich ging früh zu Bette, konnte aber zu keinem Schlafe kommen, da die männlichen Touristen nebenan bis spät in die Nacht ihre patriotischen Gesänge herunterdonnerten.

Die jenseitigen Ufer des Zugersees waren am folgenden Morgen zur Hälfte verschleiert, der Regen drohte; während der Ueberfahrt über den buchtenreichen niedlichen See musste ein Schutzdach aufgespannt und die unter sich zankenden Schiffsleute besänftigt werden. Nach der Landung in Arth begab man sich in die katholische Kirche. Und hier muss ich einen Umstand vermerken, der mir an meinen Gefährten missfiel und zum erstenmal das günstige Urtheil, das ich bis jetzt über sie gefällt, etwas herunterstimmte. Man betrug sich den Altären gegenüber etwa wie protestantische Engländer, wenn sie sich unbehelligt wissen, in italienischen Kirchen. Ich hatte nicht den Beruf, mich als Sakristan zu gebärden, aber die Intoleranz meiner Glaubensgenossen berührte mich aufs peinlichste, ich hätte ihnen eine Lektion herbeigewünscht. Ich weiss mich nicht zu besinnen, ob meine erstere Haltung auffiel.

Auf den Trümmern des verschütteten Goldau wurde Halt gemacht in einer Kneipe und berathschlagt, ob bei dem herunterrieselnden Regen und dem Nebel, der um die Mittelhöhe des Rigis lag, man das Hinaufsteigen wagen oder direkt gegen Luzern sich wenden sollte. Das erstere wurde beschlossen, ein Hirte mit Alphorn vorausgeschickt und durch die Obstgärten am Fusse des Berges vorwärts geschritten, wobei die vollbeladenen Kirschbäume etwas herhalten mussten. Ein gegenwärtiger Eigenthümer wurde leicht befriedigt. Am sogenannten Dächli bot man uns die ersten Alpenrosen. Mich ergötzte vor

allem das Durchschreiten des Nebels und die Lichtung, die am Kapuzinerkloster bei Maria zum Schnee sich bot. Ich sammelte Alpenpflanzen für meinen Pariser Bruder; zu meiner angekündigten Herbarisation hatte mir eine theilnehmende nervenkranke Schwester Meyers eine Blechkiste geliehen, die sehr bald ihrem Zweck nicht mehr genügte. Ich wünschte den Fernen leidenschaftlich und sehnsüchtig herbei. Jeder Schritt, als wir durch den Schleier der mittleren Bergzone gedrungen, brachte mir eine Ueberraschung. Matthisons harmonische Verse aus seinem Alpenwanderer füllten mein Ohr:

Hier, wo die Heerde brüllend
Zum Blumengrase geht
Und Wohlgeruch verbreitend
Die Bergluft milder weht — u. s. f.

Allein das Beste blieb mir noch vorbehalten. Der Rigi Staffel war erreicht und der Ausblick auf See, Berge und Thäler nicht ganz verschleiert. So schön, so grossartig, so mannigfach hatte ich in den regsten Träumen meiner Einbildungskraft das Riesengemälde mir nicht vorgestellt. Ich brach unwillkürlich in einen Schrei des Entzückens aus. «Das ist wohl Paris werth», rief mir Meyer zu, der sich an meinem kindlichen Staunen ergötzte. — «Was, Paris,» entgegnete ich — «das ist das grösste Schauspiel, das ich je genoss». Das wunderbare Wolkenspiel spann sich fort und fort ab; bald fegte der Wind die Thäler, bald verdeckte der Nebel einzelne Theile der Seen und Berge, bald raste das Gewölk stäubend und geisterhaft anstürmend den Weg herauf — ein titanenhaftes Andringen — und verhüllte den Rigistaffel. Wir mussten in die damalige einfache Herberge flüchten, temporäre Dunkelheit umgab uns. Als wir ganz im Nebelflor eingehüllt dasassen, spielte ich Schach mit einer der gegenwärtigen Frauen und erwartete ganz geduldig, der anmuthigen Partnerin gegenüber, die Wiederkehr der Sonne.

Bei der launigen Aprilsatmosphäre kam dann auch das Juligestirn wieder zum Durchbruch. Auf dem nahegelegenen Rothenstock sah ich den bizarren felsigen Vorsprung im Vierwaldstätter See, die Nase, und in unzähligen Abstufungen die dahinterliegenden Vorberge und Bergriesen, so viel es der wandelbaren Windsbraut beliebte den Schleier zu lüften. Ich ergoss mich in Dankesäusserungen gegen den Schweizerfreund, als ob er diesen Anblick für mich vorbereitet. — «Ich bin jedesmal, wenn ich hier oben gestanden», erwiderte er freundlich, «einem neuen Gemälde begegnet». In meinem exaltirten Hirne tanzten die Neugestaltungen verwirrend herum. Und nun war ja noch Rigi Kulm zu erklimmen. Der Wirth kam uns freundlich

entgegen, bei dem unsichern Wetter war das Haus nicht übermässig besetzt, und meine männlichen Begleiter waren ja oft gesehene liebe Gäste. Wir richteten uns schnell ein, und hinaus gings, alles was im unendlichen weiten Umkreis sichtbar, ins Auge zu fassen, womöglich zu künftigem Genuss in ein treues Gedächtniss zu prägen. Die fernern Gletscher blieben verdeckt, und dennoch wie grandios war das von Schlaglichtern hin und wieder erhellte Gesammtbild. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist über diese meine erste Rigitour weggegangen, und in frischer Erinnerung schimmern die Wasserspiegel des Zuger, des Lowerzer, des Luzerner und Sempacher Sees, wie sie damals in dem flüchtigen Widerschein der Sonne sich zeigten, und am fernen nordwestlichen Horizont hoben die Jurassischen und Vogesischen Gebirge sich ab. Die Gesänge meiner Begleiter tönten in die Ferne hinaus, ich kletterte wonnetrunken an den Abhängen herum, im Abendroth die glühenden Rhododendrenfelder bewundernd und mich auf den Sonnenaufgang des nächsten Morgens freuend.

Die hereinbrechende Nacht vertrieb uns in das Gasthaus. Ich kam bei Tische neben einen Winterthurer Bürger zu sitzen, der einem Waldesel glich. Als er meine Herkunft erfragt, erkundigte er sich sehnlichst nach einem Handelsmann Bucher, bei welchem er als Commis in Condition gestanden. Da ich ihm die Aussage gab, dass ich ihn genau kenne, dass er mir sehr nahe stehe, betrachtete mich der naive Tischnachbar nachdenklich und sagte. «Sie sind wohl sein Sohn,» und mit diesem Ausruf wollte er mich vor aller Welt in seine Arme schliessen. Ich besänftigte ihn: «Mein Vater war ein Associé von Herrn Bucher, der nach Rom übersiedelte». Nun musste ich aber die vertraulichsten Mittheilungen des guten Mannes über seine Eheverhältnisse und seine Gattenliebe mit anhören: Es fehle ihm hier oben nur eines: Die Gesellschaft seiner lieben Frau. Mir wollte es vorkommen, als hätte ihn die liebe Frau zur Reise bewogen, um ihn sich eine Zeitlang vom Halse zu schaffen. Meinen Argwohn theilte ich selbstverständlich nicht mit.

Ein dichter Nebel verhüllte des Morgens die nächsten Gegenstände, kein Alphorn tönte zum Morgengruss. Mit enttäuschten Gesichtern begegnete man sich im Esssaal; die Gäste zerstoben allesammt, wir allein harrten aus. Die vielfache Erfahrung hatte Meyer belehrt, dass eine Besserung in der Atmosphäre zu hoffen. Sie erfolgte in der That nach einigen Stunden, d. h. es zeigten sich wie am vorigen Tag häufige Risse im Morgenschleier; mir war die eisige Kälte in hohem Grad empfindlich und für einen schwächlichen Novizen meiner Sorte, der in der leichtesten Sommerkleidung heraufgekommen

und sich nicht vom Hinaustreten auf die windgefegten Abhänge abhalten liess, geradezu gefährlich. Es stellten sich bald im Laufe des Tags Beklemmungen ein, die ich aufs Beste verschwieg, die sich aber auf Stirn und bleichen Wangen abspiegelten. Von irgend einer ärztlichen Hülfe auf der einsamen Höhe war keine Rede, die damalige Abgeschlossenheit und das Nichtvorhandensein der kleinsten Hausmittel war absolut. Man schlug mir vor, aus dem Kapuzinerkloster Kamillenthee herauf zu holen. Zu dieser Auskunft verweigerte ich meine Einwilligung und vertraute auf mein gutes Gestirn.

Von diesem Regen-, Nebel- und Frosttage auf Rigikulm bleibt mir eine Szene erinnerlich, die auch nicht zu Gunsten der Frauen unsrer kleinen Bande ausfiel. Wir sassen vereinzelt im Gastzimmer; all die gestrigen Nachteinwohner der Herberge hatten sich verabschiedet, nur eine polnische Familie hielt standhaft auf dem Gipfel des Berges aus. Die elegante, vornehme Dame sass lesend in einer Ecke des bäuerischen Saales; meine Freunde hatten ihre Schnupftücher zu Spielballen zusammengeknüpft, und theils aus Langeweile, theils zur Belebung im ungeheizten Raume ergötzten sie sich mit dem Zuwerfen der Ballen, vor der Nase der polnischen Dame, die sich in ihrer affektirten Ruhe nicht aufstören liess, gewiss aber von dem unhöflichen Benehmen der Schweizer und Schweizerinnen kein gutes Andenken mitnahm. Ich wenigstens war verlegen und hätte gerne die schöne Fremde um Entschuldigung gebeten. Im Fremdenbuch traf ich den Namen Graf Potocki, durch eine seltsame Verkettung von Umständen sollte mir nach einigen Jahren die Familie näher gebracht werden. Beim Mittagsimbiss, von dessen hartgekochten Fleischspeisen ich nichts oder wenig in den Mund brachte, nahm ich bei meiner Nachbarin Unterricht im Schweizerdialekt, den ich radebrechte, was mir von der gegenübersitzenden Dame ein nur halbunterdrücktes Lächeln zuzog. In ihrem jugendlichen Uebermuth glaubten die unschuldigen Zürcherinnen bei alledem nichts ungebührliches zu begehen, ländlich sittlich! Mein Fieberfrösteln trennte mich Nachmittags von dem gesellschaftlichen Vereine. Draussen hatte sich vorübergehend Schnee eingestellt. Ich suchte im Bette etwas Wärme und Schlaf.

Bei fortdauernder unstäter und eiskalter Witterung war beim Anbruch des dritten Tages die Widerstandskraft auch der Nichtinvaliden gebrochen. Man verliess den Kulm, während die Sonne vorübergehend die Gletscher im Hintergrund der grossen Landschaft vergoldete. Bei der Staffel trennte sich die Bande, ein Theil zog dem Kaltbad zu und wollte den Luzerner See befahren. Mit Herrn und Frau Gessner ging ich nach

Goldau hinunter, um auf kürzestem Wege nach dem heimathlichen Zürich zu gelangen. Meyer gab mir einige mit Bleistift gekritzelte Zeilen an einen Zuger Bekannten und eventuell zu einem dortigen Doktor mit. Ich schritt mit meinem Alpstock so ziemlich akkurat einher, es liegt in der Bergluft ein unwiderstehlicher Balsam, mit abnehmender Höhenkälte, zunehmender Milde des Thales kam mir zu meiner Fusswanderung die nöthige Kraft. In Arth verliess ich die Ehegenossen Gessner und fuhr nach Cham; ich warf mich allein in einen Nachen und schiffte mit verbittertem Genuss an den wunderlieblichen Buchten der Ostseite des Sees vorüber. In Zug fand ich, doch mit bedeutendem Kostenaufwand erkaufte Pflege. Meyer's Freund bedachte mich mit getrockneten Alpenpflanzen, als ich ihm meine vollgepfropfte Kiste vorwies. Er erbot sich, mich in die Kirche zu geleiten, diesen kunsthistorischen Vorschlag musste ich zurückweisen und auf weichem Pfühle die Erkältung der Bergreise zu bekämpfen suchen.

Am folgenden Mittag nahm ich bei wieder eintretendem Giess-Regen ein geschlossenes Wägelchen und fuhr über Horgen und Thalwyl nach Zürich. Ich kam zusammengebrochen an und betrug mich elegisch. Der land- und wetterkundige Herr Meister beklagte mich aufrichtig, Frau von St. Aulaire dagegen sagte mir spöttelnd: «Machen Sie doch Gebrauch von ihrer Einbildungskraft und schreiben Sie Verse.» Das hatte ich denn mehr als sie wusste und glaubte, in den intermittirenden erträglichen Augenblicken gethan. In der Sammlung von Ludwig Lavaters Gedichten sind einige Erinnerungen stehn geblieben, sie fanden bei Ozaneaux Gnade, er übersetzte einige Strophen, und ich gestehe zu meiner Beschämung, dass dem gewöhnlichen Ausspruch zuwider der Uebersetzer wohl über das Original sich erhob.

Den Tag nach meiner Heimkehr besuchte mich Herr Gessner zuvorkommend; seine Frau war bei ihren Eltern in Kilchberg, wo auch die übrige Reisegesellschaft sich wieder einzustellen hatte, zurückgeblieben. Ich erklärte meinem Besucher, dass ich am nächsten Sonntage mich ins Pfarrhaus begeben und meine nochmalige Entschuldigung über meinen erzwungenen Rückzug und die etwa verursachte Störung anbringen würde.

Wir fuhren selbander in den Pfarrhof, der mir bereits lieb geworden, hinaus. Nun sollte ich einer Familienscene beiwohnen, wobei ich den improvisirten Vermittler spielte. Die Gessners hatten die Trennung am Kaltbad hoch aufgenommen, sie behaupteten, die ganze Bande wäre zur Rückkehr verpflichtet gewesen. Dieser rigorosen Ansicht konnte ich nun einmal nicht

beipflichten, ich brachte zwischen Schwestern und Schwager eine Aussöhnung zuwege, die mich in der Gunst der alten Pastorin hochstellte. Ihr patriarchalischer Gatte theilte mir deskriptive Verse einer vormaligen Rigibesteigung mit, Meyer hatte meine Versuche verrathen; ich möchte sehr bezweifeln, ob es lobend geschah. Es war eine korrekte, theologische Natur, und der viele Singsang über sein Vaterland mochte ihm diese Dilettantenpoesie zum Voraus verleidet haben. Ich wenigstens verschonte ihn mit fernerer Mittheilung aus meinem anwachsenden Vorrathe.

Frau von St. Aulaire sprach ebenfalls von einer bevorstehenden Rigitour. Herr Meister hatte den Plan dazu regelmässig entworfen, man fragte mich, ob ich Theil daran nehmen wolle. Wie hätte ich, der eben erfahrenen Lektion zum Trotze, solchem Vorschlag widerstanden? In der Zwischenzeit war Graf Molliens Neffe, Herr Petit de Bautel angekommen, ihm stand wie uns eine Reise nach Italien bevor. Ich machte ihn mit Zürich und Umgebung bekannt, und pflichtgemäss bekämpfte ich seine bereits überhandnehmende Hypochondrie. Das Uebel sass tief und mir fehlte die Gabe der Ueberredung. An unsrer kleinen Schweizertour nahm er willig Theil.

Wir zogen Mitte Juli ab, die Gräfin mit ihren beiden ältern Mädchen. Aus der Vogelperspektive liess sich wohl nichts Anziehenderes sehen als eine derartige Reise. In der Nähe betrachtet liess für mich wenigstens manches sich daran aussetzen. Mit der Kasse war ich beauftragt, mithin war die Oekonomie ein Ehrenpunkt; ich wusste zumal, dass die häuslichen Finanzen durchaus keine laxe Verschleuderung gestatteten. Dann stellen sich bei solch intimem Zusammenleben die Ecken der Charaktere noch viel schroffer heraus, — und die «Engel» waren schon für mich ins Fabelbuch geschrieben. Auch Herr Petit war kein Milado.

Beständige Witterung, aber dafür auch ein glühender Juli war eingetreten. In Zug, etwa um elf Uhr angelangt, lag der wolkenlose Himmel schon bleischwer auf uns allen. Ich bestellte ein bedecktes Schiff und liess vom Gasthof ein einfach komfortables Frühstück in die bedeckte Barke bringen. Allein Frau von St. Aulaire, die allen Wasserfahrten abhold, wurde auf der Stelle von Beklemmung und Migraine heimgesucht; das Uebel steigerte sich mit jedem Ruderschlag und als wir in Arth landeten, ging sie gleich gezwungen zu Bette. Herr Petit erklärte mir, er wolle allein den Rigi besteigen; ich verschaffte ihm einen Führer, und nachdem er versprochen, in der Morgenfrühe wieder zurück zu sein, liess er mich mit meiner Verantwortlichkeit allein. Die Töchter pflegten ihre

Mutter, die sich gegen Abend mit total verstörten Zügen nach einer heftigen Krisis sehen liess und sich an meinem Arme dem südlichen Seeufer entlang hinschleppte, berathend, was zu thun, was zu lassen. Ich vertröstete auf totale Besserung für den kommenden Morgen und stimmte für das Nichtaufgeben des Plans. In später Abendstunde kletterte ich, von einem Schifferknaben begleitet, an den Obstgärten von Arth und den alten Lagermauren der Oestreicher herum, die Abendsonnenstrahlen vergoldeten den See und Rigikulm, in manchen Bauernhütten hörte ich das Nachtgebet sprechen und vom Kapuzinerkloster herauf tönte die Betglocke. Ich war feierlich gestimmt. Bevor ich in die Herberge zurückkehrte, blieb ich noch eine Weile auf dem Gottesacker sitzen und betrachtete die einzeln hervortretenden Sterne, die mit wundervoller Klarheit am Nachthimmel leuchteten. Erst spät entschloss ich mich zum Eintritt in das beengende niedre Zimmer. Auf der Gräfin Seite war alles still und ruhig.

In den ersten Morgenstunden war mein leichtfüssiger Pariser schon zurück. «Nie habe ich einen Herrn so steigen, laufen und herunterstürmen sehen», sagte mir unaufgefordert der Führer.

Wir schickten uns gegen 7 Uhr zur Besteigung des herrlichen Berges an. Herr Petit war bereit, noch einmal den Weg unter die Füsse zu nehmen; er war nicht in der Thalschlucht über Goldau hinaufgestiegen, hatte von Arth aus direkt die steile Höhe erklommen. Nicht die geringste Ermüdung war an ihm bemerklich. In Goldau wurde ein Pferd für die jüngere, elfjährige Tochter Fräulein Eulalie gemiethet. In der günstigsten Atmosphäre lief alles gut von statten. Die zutraulichen Kühe, die bis an den Rand des Pfades und der Stiegen traten, belustigten die Mädchen aufs Beste, das Alphorn entzückte sie, und Fräulein Victorine, die ältere, liess sich nichts von dem romantischen Eindruck nehmen, obgleich meine Neckerei sich die Bemerkung erlaubte, es sei eine berechnete Opernexhibition.

Die Mutter verwies mir nicht mit Unrecht mein muthwilliges Zerstören einer erlaubten Illusion. Im Wirthshaus bei «Maria zum Schnee» wurde eine kleine Erfrischung eingenommen; Freunde von Meyer, die dort schon ihre Sommerfrische zubrachten, begrüsste ich vorübergehend, erfuhr indess beim Nachhausekommen, dass mein Benehmen dem schröpfenden Wirthe gegenüber verrathen worden. Ich verbiss meinen Aerger. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die total verschiedene Berechnung kennen, die in der Schweiz Heimischen und Fremden widerfährt. Der Spaziergang mit Meyer und Konsorten hatte sich auf eine Minimalausgabe beziffert.

Beim Betreten des Kulms bemerkte ich in der Begegnung des Wirthes mit unserm Pariser Begleiter etwas Abnormes. Herr Petit bekannte mir sofort, dass er sich mit dem «Banditen» überworfen, weil er für die Nachtruhe in einem schlechten Zimmer und die nicht genossene Kost eine ganz ungebührliche Rechnung sich erlaubt. Die noch übrige Zeit vor dem Nachtessen brachten wir auf der freistehenden Bank am Wirthshause zu. In unsrer Gegenwart entspann sich ein heftiger theologischer Streit zwischen einem katholischen und einem reformirten Geistlichen, beide ihrer Aussprache nach Schweizer; im Ausdruck ihrer Gesichtszüge lag ein konfessioneller Hass, der recht sehr mit der feierlichen Ruhe der Abendstunde auf dem Kulm und dem langsamen Verglühen der Sonne auf den Gletschern und Schneefeldern kontrastirte. So einsam der Kulm vor einigen Wochen, so bevölkert zeigte er sich diesmal, und ein unaufhörlicher Lärm ankommender Gäste störte die Nachtruhe. Petit de Bautel und ich verweilten in derselben Stube, von südlichen Flöhen heimgesucht und unter guten und schlechten Witzen bis zur ersten Morgendämmerung die Zeit verplaudernd. Der vielgeschilderte Sonnenaufgang mochte wohl einer der splendidesten des ganzen Sommers sein. Im Anschauen verloren stand die ganze aus allen Ecken der Schweiz und der benachbarten Länder zusammengeströmte Touristenmasse. Der zauberhafte Anblick war durch ermüdendes Bergsteigen und schlaflose Nacht erkauft, aber der Genuss, sollte ich denken, grösser als er es heutzutage sein mag, nachdem zwei irrationelle Eisenbahnen den prachtvollen Gipfel zum Gemeingut und Gemeinplatze heruntergedrückt. Mein Ausspruch erscheint vielleicht paradoxal; ich wage es, für dessen Richtigkeit bei all denen einzustehn, die eine Alpenreise noch nicht zu einer vulgären Modesache gestempelt. Einen partiellen Beweis für meine Behauptung liefern bereits die allseitig auf bekannten und bis dato ignorirten oder unzugänglichen Berggipfeln aufgebauten oder extemporirten Wirthshäuser und Zufluchtsstätten. Die Solennität grosser Naturphänomene verträgt sich nicht mit dem Zusammengaffen von Modepuppen, in der Alpenwelt mehr als in der Literatur entwerthet die Vulgarisation.

Um die Mittagszeit verliessen wir den Kulm: Schwyz blieb für diesen Tag der Zielpunkt. Auf einem schmalen Seitenpfade, etwa oberhalb von Lowerz, in einem Tannenwald verlor Victorine das Gleichgewicht und fing an den Berg hinunter zu kollern. Petit und ich erfassten sie noch beim Kopf und Hals. Die Mutter mit der zweiten Tochter und dem Führer war um mehrere Schritte voraus und erfuhr den Zufall erst, als alles vorüber. Ich war einen Augenblick im wörtlichsten Sinne vom Schrecken

gelähmt, und als wir Lowerz erreicht, bat ich um Erlaubniss, mit einem kleinen Retournachen über den See zu schiffen, wozu ich die Gräfin bei ihrer Wasserscheu nicht bestimmen konnte.

Im Nachen sass ein medicinae doctor von Schwyz mit einer jugendlichen Frauensperson, die weder seine Frau noch seine Tochter zu sein schien, er gab mir das unerfreuliche Schauspiel grosser Vertraulichkeit, ein neues Kapitel zu den Sitten Helvetiens. An der Insel im Lowerzersee landeten wir auf einige Augenblicke. Ich besah die armselige Wohnung des Webers, der sich dort zwischen dem wilden Gebüsch angesiedelt und über dieser morschen feuchten Gebäulichkeit die Ruine des Schwanauerschlosses. Wäre ich frei und unabhängig gewesen, ich hätte wie etwas später auf der Ufenau die absurde Idee ausgeführt, mich dort eine unbestimmte Zeit lang verborgen zu halten, mich in träumerischem Nichtsthun auf dem Wasser herumzutreiben und die nahen Bergzüge einzeln zu besteigen. Die trüben Fluthen des Lowerzersees, noch vom Goldauerbergsturz her mit den feinsten Erdschichten und Geröllen versetzt, boten eher einen unheimlichen Anblick, aber ich hatte in jener Zeit nun einmal die Monomanie der Vereinzelung. Die Realisirung meines Wunsches hätte wahrscheinlich bald durch das Unbequeme und vermuthlich durch die lokale Unreinlichkeit mich bald wieder ins Weite getrieben, und die gewinnsüchtige Intoleranz der Wirthe der Nachbarschaft hätte der Gastfreundschaft des armen Webers bald ein Ziel gesetzt.

An der südlichen Seespitze erwartete ich die mühsam im Sonnenbrande sich hinschleppenden Spaziergänger. Wir kamen alle geröstet nach Schwyz. Auf einer Wiese, unter Obstbäumen gelagert, wickelte sich zwischen der gnädigen Frau und unserm Pariser eine religiöse Diskussion ab, die mir klar bewies, wie wenig Herr Bautel in seinen künftigen Lebensnöthen auf den Sukkurs seiner Kirche bauen könne. Mich interessirte das Gespräch überdies viel weniger als die originellen Mythenberge und das gesegnete Thal von Schwyz mit seinen Wiesen und Obstgärten. Es ging die ganze Gesellschaft früh zu Bette; ich besuchte im verklärenden Mondschein und bei eintretender Nachtkühle wie den vorigen Abend den ganzen aromatischen Bezirk. Wie gestern entschloss ich mich ungern zur Heimkehr in die dumpfen Räume. Als ich das mit Bautel getheilte Schlafzimmer betrat und den Schlafbeseligten schnarchend fand, konnte ich meine nervös gesteigerte Ungeduld nicht überwältigen, es herrschte eine Stickluft im engen Zimmer; er lag in der Nähe des Fensters. «De l'air,» rief ich ihm als wahrer Störenfried zu: «il faut donner de l'air». — «Was?» rief er schlaftrunken,

«Luft? es ist genug da.» Ich sah, dass ich zu keinem erwünschten Erfolg gelangte, wollte nicht in das Vorurtheil der Gefährlichkeit der Nachtluft eingreifen und zog mich in die grosse Gasthofstube zurück, wo ich mich in einem Anfall von Unmuth auf eine Holzbank ausstreckte. So fand mich ein gutwilliges Dienstmädchen und bot mir an, eine andere kühlere Kammer zur Verfügung zu stellen. Mit beiden Händen ergriff ich den Vorschlag und erwartete bei geöffneten Fenstern, das Arom der nahegelegenen Wiesen einathmend die Morgendämmerung.

Auf einem Wagen zogen wir weiter, in der Richtung von Einsiedeln, durch die pittoresken Oertlichkeiten hin, wo a. 1815 Oestreicher und Schweizer sich gegenüberstanden. Ich erlaubte mir auf die bezüglichen historischen Fakten die Aufmerksamkeit zu lenken, aus der Bibliothek Herrn Meisters hatte ich mir neben anderm italienischen und deutschen Vorrath Zschokkes populäre Schweizergeschichte herbeigeholt.

In Rothenthurm hielten wir einen Augenblick Rast; im Fremdenbuch des Gasthofs stand mit dem Datum . . September 1814 Marie Louise eingeschrieben; unter ihrem kaiserlichen Namen: comte de Neipperg et Suite. Es war etwas verfrüht nach der Abdankung von Fontainebleau. Die Gräfin machte dabei kurze, aber keineswegs für die Strohwittwe schmeichelhafte Bemerkungen. Man vergegenwärtigte sich den Durchzug Marie Louisens zu Strassburg im Märzmonat 1810.

Mit Rothenthurm nimmt die Gegend einen andern ernsteren, einförmigeren Charakter an. Einsiedeln mit Kirche und Kloster, Dorf und Umgebung enttäuschte mich. Ich hatte grösseren architektonischen Pomp am Gotteshause und in den innern Räumen geschmackvollere Pracht erwartet. Ein Klosterdiener führte uns zu den Werkstätten und den Sehenswürdigkeiten. Die Gräfin schien ebensowenig erbaut als ich. Wir verweilten nur die unbedingt nothwendige Rastzeit in einem unreinlichen Gasthofe und fuhren über den Berg an die Südostspitze des Zürichersees. Mir war die düstere Umgebung des Wallfahrtsortes und der darauffolgenden Einöde, wo Theophrastus Paracelsus geboren, unheimlich erschienen, und ich begrüsste den Anblick des lieben Sees mit seiner magischen Umgebung wie einen alten erwünschten Freund und Bekannten. Vom Wirthshaus auf dem Etzel schickten wir das Schwyzer Wägelchen zurück, entschlossen, die Strecke, die uns noch von Zürich trennte, zu Fuss zurückzulegen. Um 6 Uhr Abends zogen wir über die lange Brücke von Rapperschwyl in das Städtchen, das wir schon vom Etzel herab mit seinem Lindenhof, mit der nahen baumreichen Ufenau und rechts mit dem verlorenen Theile des

Zürichersees willkommen geheissen. Bei der klaren, halb italienischen Atmosphäre hatten wir die ganze Ausdehnung der lieblichen Wasserfläche mit ihren vielfachen Buchten, Flecken und Dörfern bewundert, es war ein seltener Einklang in der Stimmung der Wanderer. Frau von St. Aulaire fühlte sich bereits an Zürich wie an eine zweite Heimath gekettet, es kam ihr dort eine so herzliche Liebe und Verehrung entgegen, dass ich diese Anklänge sehr wohl verstand und mir waren ja ebenfalls schon manche unverdiente Beweise von Anhänglichkeit dort zu Theil geworden. Genug, wir betraten Rapperswyl, wo die Nacht zugebracht werden sollte, in der besten Hoffnung auf gastlichen Empfang. Allein in der Herberge waren die Eigenthümer abwesend; ein williges, aber unerfahrenes, schüchternes Dienstmädchen stellte uns nur Eier und Suppe zur Verfügung und gab auf eine beinah indiskrete Art zu verstehen, dass sie uns lieber fort wünschte. Die Gräfin war schnell entschlossen. Wir nahmen gegen meine Einsprache den staubigen Weg unter die Füsse, in der Ueberzeugung, Stäfa, das wir ja vom Etzel herab so nahe gesehn, zeitig genug zu erreichen. Die Mädchen aber waren müde und schleppten sich an ihren Alpstöcken, die uns allen den Anschein rückkehrender Pilger gaben, langsam fort. Die Nacht brach an, von Mondlicht erhellt, aber auf dem durchaus einsamen Wege doch etwas unheimlich. Bei einem einzeln gelegenen Wirthshause vor dem weitgedehnten Stäfa rieth ich Halt zu machen, die Gräfin bestand auf weiterem Fortgehen. Ich sollte bald eine nicht gewünschte Revanche erleben. An zwei Wirthshäusern wurden wir kategorisch abgewiesen, unser Auftreten war augenscheinlich nicht korrekt. Ich liess meinem unseligen Humor freien Lauf. So gelangten wir auf den sich kreuzenden Pfaden erst um 10 Uhr in ein Schifferwirthshaus am See. Dort wurden wir endlich aufgenommen. Ich hatte mich in der That unartig gezeigt, weil ich auf Elsässermanier recht zu haben glaubte und den verworfenen, freilich sehr vernünftigen Rath betonte, aber der selbstverständlich gebotenen Galanterie keine Rechnung trug. Diese Nachtscene war der Beginn einer Störung in unserm Verhältniss, ich musste in meiner fieberhaften Unruhe und in der Sorge um eine Unterkunft einige Worte ausgestossen haben, deren Sinn mir völlig entfallen, die von der Herrin treu aufbewahrt wurden.

Die Fusswanderung wurde in früher Morgenstunde fortgesetzt; aber die Ermüdung der beiden Mädchen war nicht gehoben, und in Meilen, beim Frühstück resignirte sich die Gräfin zum Miethen eines Schiffes. Die verhasste Wasserfahrt begann; die unvermeidliche Migraine stellte sich ein und eine mir unerklärliche Befürchtung der sonst so charakterfesten

Dame, das im etwas lecken Schiff hervortretende Wasser möchte so sehr überhand nehmen, dass ein Untersinken möglich werde, ja gewiss sei. Durch die Vorwürfe des vorigen Abends noch verstimmt, setzte ich mich, eine philosophische Gleichgültigkeit affektirend, auf die Vorderplätze des Kahns und besah mir die rebenbekränzten Ufer, die niedlichen Wohnungen und rückblickend die verschwundene Ferne mit ihrer Alpenwelt. Da musste ich wohl bemerken, wie Herr Petit de Bautel, im verständigen Anbequemen an die Wasserfurcht und -Scheu der Gräfin, von Zeit zu Zeit einen Strohhalm in den lecken Untertheil des Schiffraums tauchte und damit den unwidersprechlichen Beweis beibrachte, die Gefahr nehme nicht zu. So landeten wir um elf Uhr in Zürich. Ich sollte während unserm ferneren Aufenthalt keine Fuss- und Wassertour mehr mit der Gräfin vornehmen. Mit den ehemals täglichen Spaziergängen wurde beinah total abgeschnitten. Ich war in temporäre Ungnade gefallen.

Von dort ab kam ich in nähere Berührung mit Meister.

Einen Ausflug, welchen die Gräfin nach Höngg im Sinne hatte, benützte ich meinerseits zu einer Fusstour in dieselbe reizende Seegegend, die wir zusammen vor einigen Wochen durchwandert. Insel Ufenau mit Umgebung zog mich magnetisch an; Pläne, leider nur Pläne zu einem längeren Aufenthalt daselbst wie auf Schwanau verklärten meinen bereits aufgeregten Kopf; mir dort einige Erholungszeit zu gönnen, schien mir kein Hirngespinst. Die historischen Erinnerungen an Ulrich von Hutten mochten dabei im Spiele sein, vor allem aber war es mein krankes, liebebedürftiges Herz und mein entzündliches Temperament, welche mir in der abgeschlossenen Insel eventuelle Rosenmonde vorspiegelten. Mit diesen leichtsinnigen Träumereien bestieg ich am Nachmittag des 30. Juli ein schwerfälliges Marktschiff von Stäfa, das nicht einen fremden Reisenden in sich schloss, nur eine Musterkarte von Anwohnern des östlichen Seeufers bot. Die ganze ländliche Gesellschaft nickte ein unter dem Einfluss einer Hundstagsatmosphäre, der Thermometer wies im Schatten unter dem Segeltuche 31° Reaumur. Der Höhenduft verhüllte die Ferne, ich bereute es beinahe, mich in die Gluthitze mit einer von Hause aus schlimmen Disposition zu wagen. Der Schritt war geschehen. In Meilen oder Herrlisberg wurde an einer Fischerkneipe geankert; ich erfrischte mich an lokalem sauern Gewächs. Mit anbrechendem Abend wurde in Stäfa gelandet. In der Meinung, dasselbe Wirthshaus zu betreten, wo wir vor Wochen die Nacht über geblieben, verirrte ich mich in eine andre Bauernkneipe, wollte aber den ehrlichen Gastgebern nicht den Rücken weisen und

bestellte auf 3 Uhr Morgens einen Kahn zur Mondscheinfahrt nach Ufenau und von dort nach Richterswyl am westlichen Ufer. Die erübrigten Abend- und ersten Nachtstunden verwandte ich zu einem planlosen Spaziergang in den Obstgärten und Reben des weithingestreckten Stäfa. Am Pfarrhof vorbeischreitend hörte ich dort deutliche Stimmen und erinnerte mich lebhaft, dass in diesem idyllischen Aufenthalt der Vater eines ehemaligen lieben Elsässerfreundes die Stelle eines Seelsorgers bekleidet. Auch Goethes längerer Aufenthalt im Spätjahr 1798 tauchte in meinem Gedächtniss auf. Eine falsche Scham hinderte mich, wäre es auch nur auf eine Viertelstunde gewesen, bei den dermaligen Bewohnern vorzusprechen, ich ging höher hinauf bis zu einem Punkte, wo der ganze Reben-Bezirk ausgedehnt vor mir lag. Eine wohlthätige Kühle umfing mich, der Abendwind flüsterte durch Blatt und Laub, Mondlicht zitterte auf dem Spiegel des Sees und von dort herauf schallte das Lustgeschrei der badenden Jugend. Auch diesmal entschloss ich mich unwillig zur Rückkehr in die Wirthsstube. Die Erinnerung an diese splendide Sommernacht habe ich im Eingang von Henri Farel verwerthet.

Der Schlaf blieb aus, um halb drei fing ich an, das bestellte Schiff zu erwarten und genoss wenigstens vollauf die ersehnte Mondlichtscene auf dem windstillen See und den etwas getrübten Sonnenaufgang über Alpen und Gletschern des Hintergrundes. Mit Schlag fünf Uhr betrat ich das liebe Eiland. Aus der Kapelle tönte die Morgenglocke, im thaubenetzten Grase sprang mir ein Wachthund entgegen und wenig Augenblicke darauf begegnete mir der Inselpächter, welcher berufsmässig die Glocke geläutet. Nach Huttens Grab ward vergeblich geforscht.

Mit dem Schifferknaben, der mir gefolgt, durchzog ich das liebliche Eiland, zum verwahrlosten Pavillon emporsteigend, der sich damals auf dem höchsten Punkt erhob, kritzelte meinen Namen ein und prägte die herrliche Rundschau in mein Hirn und mein Herz. Es kostete mir eine Ueberwindung, von diesem Ueberblick zu scheiden und mir wiederholt zuzurufen, dass meine Pflicht in einer andern Richtung liege.

Bei dem einfachen Pächterhause bestieg ich einen fruchtbeladenen Kirschbaum. Aus dem Giebelfenster lugte neugierig ein rothwangiges Mädchen hervor, und die Treppe herabsprang, als ich die Stube betrat, ein gleichaltriges kindliches Geschöpf. Als ob der Pächter meine geheimsten sehnsüchtigen Gedanken errathen, bot er mir inständig Herberge und Versorgung an. Ich musste mit verneinender Antwort begegnen, doch liess ich durchsehen, dass meinem Wunsche gemäss ich noch einmal

im Lauf des übrigen Sommers zu längerm Verweilen zurückkehren dürfte.

Meine beiden Ruderer trieb ich an zur Ueberfahrt nach dem nahen Richterswyl und fasste vom Schiff aus noch einmal das paradiesische Gemälde ins Auge, die waldigen Ufer der Insel und die östlichen und westlichen Gelände des Sees, die halbverschleierten Alpen von Glarus. Während unser Schiff durch das etwas seichte, schilfbewachsene Wasser glitt, kam uns von Pfäffikon herüber ein andrer Nachen entgegen, mit einer ruderbewaffneten Schifferin. «Das ist die älteste Tochter des Pächters,» sagten mir meine Gesellen, «sie hat in Pfäffikon die Messe gehört.» Wir tauschten flüchtige Grüsse. Der Roman war vollständig in meinem Kopfe. Wäre ich auf der Insel auch nur auf kurze Zeit geblieben, da hätte sich selbstverständlich ein mehr oder weniger idyllisches Liebesverhältniss entsponnen, und ich hätte mich zuletzt nach langem Hin- und Herschwanken, wunden Herzens, reuevoll entfernt und vielleicht einen Stachel in unschuldiger Brust zurückgelassen. Dieses Thema variirte ich mit unzähligen Incidenzen, die sich alle zum Schluss meiner aufgedrungenen Entsagung hinneigten. Noch jetzt, nach mehr als 50 Jahren, taucht es unwiderstehlich auf. Es ist ein trauriges Geständniss, das mich psychologisch fast auf dieselbe Linie wie Jean Jacques stellen würde, wenn nicht das Facit meiner Rechnungen auf ein ganz anderes Resultat hinausliefe.

In dem anmuthig gelegenen Richterswyl drängten sich Ein- und Umwohner zur Kirche. Ich durchschritt die Reihen der sonntäglichen Bevölkerung, meinen kleinen Ranzen auf der Schulter, und kam so rüstig voraneilend an die Au, das waldige kleine Vorgebirge, das Klopstock in seiner Ode vom Zürichersee gefeiert. Dies war ebenfalls eine der Lagen, die auf mich eine poetische Anziehungskraft ausübten. Ich bat einen Ackers- oder Rebmann, den ich am Eingang des Besitzthums traf, um Erlaubniss einzutreten und um seine Begleitung. Bei der Rückkehr setzte er mir auf Begehren treffliche Kirschen vor und begann mit mir ein politisches Gespräch, das mir am Ufer des Zürichersees auffallen und ein Schlaglicht auf dortige Zustände und vielleicht die nächste Zukunft werfen musste. Der Mann war nämlich oppositionell gestimmt, erging sich gegen den Druck der Züricher Herren und rühmte die Franzosenzeit.

In Thalwyl kam ich Mittags mit leise beginnendem Regenwetter an, liess mir ein frugales Mahl reichen, kleidete mich um, so viel es mein sparsamer Kleidervorrath gestattete, und stieg zum lieben Kilchberg hinauf. Dort traf ich Meyer und die gewohnte liebreiche Aufnahme. Nur wollte eine der Frauen

meine Begegnung auf der Au nicht gutheissen, ich hätte den rebellischen Bauern systematisch zurechtweisen sollen. Kaum liess man meine Entschuldigung gelten, dass ich mit den Verhältnissen ganz unbekannt. Der Abschied war treuherzig, ich ahnte nicht, dass ich zum letztenmale die liebgewordene Schwelle betrat. «Sie kommen doch bald wieder?» rief mir meine Gegnerin zu. «O noch viel mal!» — Und Adis Adis aus beiderseitigem Munde.

Mit Meyer setzte ich spät Abends über den See. Beim Nachhausekommen begrüsste mich die Gräfin lächelnd: «Ah! vous voilà rentré au bercail». Sie hätten noch länger ausbleiben können, wir fahren erst morgen nach Höngg.

Dieser folgende Tag — es war der erste August — sollte mir einigermassen verhängnissvoll werden. Meiner Ufenautour wollte ich die Krone aufsetzen und in den Nachmittagsstunden den «Uto» besteigen, führte meinen Plan aus, aber kam oben angelangt in Regen und Gewitter, flüchtete mich auf die Hochwacht und komponirte im Unwetter einige Strophen, die mir noch immer als der Ausdruck einer seltenen, frohen Stimmung wohlthun; aber ich hatte die Erkältung nicht berechnet, die mir während dem sonst so ergiebigen Züricheraufenthalt Striche durch die Rechnung gemacht, und fand mich am Eingang einer selbstquälerischen Leidensperiode, die mich sogar befürchten liess, ich müsste mich lossagen von der ersehnten Reise nach Rom und Neapel.

Nach einigem Zögern glaubte ich zu einem Arzte Zuflucht nehmen zu müssen, man empfahl mir Dr. Lavater, einen Neffen des weltberühmten Physiognomisten und Märtyrers. Ich fand in ihm einen freundlichen Berather, nur gab er meiner hypochondrischen Aengstlichkeit viel zu sehr nach und überlud mich mit Arzneien, die ich gewissenhaft an- und einnahm. Frau von St. Aulaire, obgleich sie denselben nie zu Gesichte bekam, erklärte ihn für einen unehrlichen Mann, der sich über mich lustig mache, das war in der That der Fall nicht. Ich litt unendlich an nervös gesteigertem Uebel und verbrachte beinahe den ganzen Augustmond in dieser höllischen Stimmung. Spaziergänge in der näheren Umgebung, besonders in den Waldungen des Zürichbergs, den mannigfaltigen daran grenzenden Thälchen und auf den einsamen Berg- und Waldpfaden, die gegen Greifenstein führen, zerstreuten mich indess hinreichend, und wenn ich dann allzu niedergeschlagen mich in banger Sehnsucht nach Freunden und Heimath verzehrte, bot mir in Meyers liebreicher Familie sich ein Ersatz und Gegengewicht. Eine naive, wo nicht täglich, doch wöchentlich sich immer mehr kundgebende Neigung seiner trefflichen, leider sehr kränklichen

Schwester bewies mir wieder einmal, wie uneigennützig in edlen weiblichen Gemüthern Freundschaft und Liebe sich gestaltet.

Die etwa in gleichem Alter mit mir stehende Kranke bekümmerte sich um mein materielles und moralisches Wohlsein zehnmal mehr als um ihren eigenen höchst bedenklichen Zustand, welcher ihr kein langes Leben, höchstens ein mühsam gefristetes, hinsiechendes Dasein versprach. Ihre Gesichtszüge waren sehr regelmässig, aber die Jugendfrische ging ihr völlig ab; die Zeit, die sie ausserhalb ihres Bettes zubrachte, verstrich, wie ich ahnend durchsehn konnte, mit Wohlthätigkeitsbesuchen in ihrer Nachbarschaft oder im innern Haushalte. Ich traf sie fast nie allein und vermied, vielleicht mehr als sie selber, jede Gelegenheit solchen Zusammentreffens. Sie war geneigt, sich im Französischen weiter fortzubilden und ich bereit, ihr diesen Freundesdienst zu leisten, doch kam es nur einigemale zu einem Anfang dieser Uebungen. Ihr Nervensystem war in immerfort aufgeregtem Zustande und zwar so sehr, dass ich fest entschlossen, jede nähere unschuldige familiäre Berührung zu vermeiden, mich nur einmal verleiten liess, ich weiss nicht mehr wie und warum, zum Abschied die Stirne zu küssen; das liebe, arme Wesen brach wie vom Schlage gerührt vor mir zusammen und sank auf einen Lehnstuhl nieder. Es war das erste und letzte unwillkürliche Zeichen einer Erkenntlichkeit für so viel unverdientes Entgegenkommen.

Frau von St. Aulaire hatte die Kranke, ich weiss nicht mehr auf welchem Wege, kennen gelernt. Sie setzte sich eine künftige Verbindung zwischen dem armen Mädchen und mir in den Kopf. Man hatte im gräflichen Hause eigentlich nie recht gewusst, ob man mich zu den Theologen oder Juristen zu zählen habe, der Gräfin schien ein Pfarrhof für mich und für Emilie ganz eigens geschaffen, ich hatte einige Mühe, ihr beizubringen, dass ich jener Laufbahn schon seit lange her entsagt. Sie blieb, ich weiss es, noch Jahre lang mit Emilie in schriftlicher Verbindung und konnte, glaub' ich, mir nie verzeihen, dass ich ihre Idee nicht realisirt und der patronirten Züricherin nicht Hand und Herz geboten.

Es herrschte überhaupt seit der Rigireise zwischen der Gräfin und mir eine gewisse Spannung, die oft durch höchst peinliche Szenen sich Luft machte. Der 25. August 1825, mein Namenstag, blieb mir, durch eine derartige Szene gebrandmarkt, lange in tragischer Erinnerung. Frau von St. Aulaire war mit dem achtzigjährigen Herrn Meister und den Mädchen nach Richterswyl gefahren, ich hatte in einem Gespräche mit einer der Bewohnerinnen unseres Sommerasyls mich in meiner

naiven Unbefangenheit etwas scharf über meine Patronin ausgelassen, die gütig und nachsichtig für andere, mich dagegen hart behandle. Es war von meiner Seite eine Unvorsichtigkeit, die mir hoch angerechnet wurde und einen grausamen Verweis zuzog, weil ich durch mein Urtheil den ganzen Charakter der Gräfin in schiefes Licht stellen könne. Keine Entschuldigung half, ich brachte den Abend meines «Feiertags» auf der Stadtpromenade in einem wahren Paroxysmus zu.

Ein nicht geahnter Besuch von herzlichen und verehrten Strassburger Freunden drängte glücklicherweise in den ersten Tagen des Septembers den Ludwigstag in den Hintergrund. Bei meiner Nachhausekunft fand ich eine Karte von Alfred Renouard de Bussierre vor, der mit seiner jungen Frau und seiner Schwägerin, Adele von Coehorn, aus dem nördlichen Italien und der Centralschweiz zurückkehrend auf der Heimreise begriffen war. Seelenfroh eilte ich ins «Schwert», sie waren schon ermüdet zu Bette gegangen, doch am andern Morgen, einem Sonntage, stellte ich mich ihnen zur Verfügung, führte sie in den öffentlichen Gottesdienst, auf die Promenaden der Stadt und Nachmittags auf den Höckler. Es war ein Jubeltag für mich, eine Erfrischung, die sich in meinem Tagebuch durch hyperbolische Ausrufungen Luft machen konnte. So unbedingt und tief gewurzelt war damals diese Hingabe, dass spätere trostlose Erfahrungen die Neigung nie ganz ausmerzen konnten.

Auf dieser kurzen Durchreise wurden die gegenseitigen Erlebnisse seit den letzten drei Monaten besprochen. Sie, durch ihre Erzählung und Besprechung der norditalienischen Reise, des Lago Maggiore und seiner Feeninseln verdoppelten meine masslose Sehnsucht nach dem gelobten Lande. Ich schalt mich einen Thoren, nur einen Augenblick an meiner physischen Kraft gezweifelt zu haben, ich verlachte die trüben Erfahrungen des verflossenen Monats und nahm mir selber den Eid ab, gepanzert zu bleiben gegen eventuelle Misshelligkeit.

Wir trennten uns in später Abendstunde; sie reisten gegen Norden der Heimath zu, wir vorerst gegen Westen, dem Grafen und meinem Zögling entgegen, wir sollten sie in Bern treffen.

Unsere erste Station war vorläufig im aargauischen Baden, wir reisten zusammen mit der Familie Meister. Ich war in einem Zimmer an der Limmat einquartirt und benutzte die achttägige Rast zu Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung, die in ihrer mannigfachen Lieblichkeit mich die Grösse der kaum verlassenen Seen- und Alpenlandschaften nicht vermissen liess. Ein treffliches Vademecum fand ich in dem Lokalwerke von Huss, in geschichtlicher, topographischer und balneologischer Hinsicht lässt es nichts zu wünschen übrig,

einige geschmacklose Beigaben französischer Verse und ähnlicher Allotria konnte man dabei hinnehmen. Von den Thermen hütete ich mich wohl einen Gebrauch zu machen, ich hätte mich nach erlittener Doktorei an mir selber zu versündigen geglaubt. In der Nacht ergötzte ich mich an dem Rauschen der Limmat und dem Gelispel der Nachtwinde in den dichten Baumalleen unter meinem Fenster. Es war eine Zeit erwünschter Ruhe und Erholung. Die intellektuellen Resultate des Züricher drei monatlichen Aufenthalts konnte ich rekapituliren, sie waren zwar für Italien nicht erheblich: in Sismondis gedehnter, aber gewissenhaften Histoire de républiques italiennes war ich nicht viel weiter als vergangenen Winter gerückt, die Bände, die ich von der Züricher Bibliothek geholt, lagen beinahe unberührt auf meinem Tische; dagegen hatte ich mich in der Schweizergeschichte und in den statistischen, topographischen Werken über alle Kantone eingehend umgesehen. Herr Meister's Bibliothek bot mir in dieser Hinsicht vieles und der ehrwürdige Greis konnte meinen «übertriebenen» Eifer für dieses Fach kaum begreifen. Er mochte kaum errathen, mit welchen Opfern ich damals mir feste, bürgerliche, modeste Stellung in irgend einem Kantone erkauft hätte. Mit Virgils Aeneis hatte ich mich wieder eingehend befasst, ich vermuthete, der Graf würde mir vor allem diese Lektüre mit meinem Zögling befehlen. Meine für helvetische Geschichte erworbenen Kenntnisse liess er kaum gelten und bestritt vom kritischen Standpunkte aus Zschokkes lebhafte Darstellung des Graubünder Aufstandes, was mich nicht verhinderte, als wir den Kanton durchzogen, an jenen legendenhaften Fabeln festzuhalten. Das Italienische hatte ich ebenfalls betrieben, in ältern und neuern Dichtern mich umgesehen, mit Ugo Foscolo, der — sei's im Vorübergehen erwähnt — in Zürich üblen Nachruf hinterlassen, in seinen Sepolcri und seinem Jacobo Ortis mich befreundet, der letztere indess schien mir, nach Werther, ungemein deklamatorisch, retrospektiv ahnte ich die Tiefe und die ungeschminkte Leidenschaft des vaterländischen Dichters.

Einen Besuch im nahen Kloster Wettingen, oberhalb Badens an der Limmat, machte ich mit der gnädigen Gräfin und Frau Zeerleder. Wir wurden von einem gefälligen, jovialen Konventbruder in die Sakristei geführt und mussten dem Auseinanderlegen einer Masse von Prälatenkleidungen und Schmuck unsere Bewunderung zollen. Frau von Zeerleder ermangelte nicht der hohen «katholischen» Abkunft der Besucherin zu erwähnen, ein Umstand, der nicht wenig zu der Höflichkeit des Klosterbewohners beitrug. Ich bemerkte, obgleich mir diese Kunstpartie damals völlig fremd, die zahlreichen Glasgemälde in

verschiedenen Theilen des Konvents. Ein zweiter Mönch, dem wir im Hofe begegneten, zeigte uns nicht die freundliche Miene seines Klosterbruders; er schien finster und hätte mich vom Eintritt in die Gemeinschaft abgeschreckt, wäre mir solche im Sinne gelegen.

Soviel mir von der näheren Umgegend von Baden erinnerlich, waren es besonders die hügeligen oder in Schluchten sich verlierenden Waldpartien, die mich anzogen. Ob in dem langen seitdem verflossenen Zeitraum sich nicht alles verändert, ob die wilden Laub- und Nadelholzgruppen nicht in zahme Parks und Promenaden umgewandelt oder gar ausgereutet worden, wüsste ich nicht zu sagen. Obgleich ich einigemal noch durch Baden zog, war es vorübergehend und eiligst, der September 1825 gewährt mir somit einen eignen ungetrübten Rückblick.

Auch einer Theatervorstellung wohnte ich dort bei, selbstverständlich einer Exhibition, die mit den Uranfängen der Kunst sich messen durfte. Es war eine herumziehende Komödiantentruppe, zu der uns Herr Meister, ich glaube in einer zugerichteten Scheune, einlud. Man gab das «Donauweibchen»; die Nixen im Bade hätten auch den erregbarsten Novizen kalt gelassen. Was mich aber seltsam rührte, war die ehrbare Frau des Theaterdirektors, die jedesmal, wenn ihre Rolle als Donauweibchen sie in die Koulissen herabliess, einen Strickstrumpf vornahm und, mir von der Seite her sichtbar, ihrer häuslichen Beschäftigung oblag. Ich musste fürchten, Skandal zu erregen, hätte ich mir beikommen lassen, die ökonomische Frau heimzusuchen. Der Mann dagegen hatte das Aussehen eines Galgenschlingels und mag aus seiner weiblichen Waare auch in der sittenreinen Schweiz Profit gezogen haben.

Ein anderer Umstand blieb mir aus diesem seltsamen Theaterabend bemerkenswert. Ich kam neben eine junge Zürcherin aus einer bürgerlichen Familie zu sitzen und erlaubte mir, eine unverfängliche Unterredung mit dem Mädchen anzuknüpfen. Da konnte ich leider augenblicklich den unendlichen Abstand in Bildung und Benehmen zwischen Emilien und dieser «Citoyenne» einsehen. Ich war augenscheinlich vom Zufall begünstigt, der mich sogleich nach Kilchberg und an das Krankenlager einer Dulderin geführt.

Auf dem Wege nach Bern kam ich zum zweitenmal nach Königsfelden, über die geschichtlichen schlecht versorgten Ueberreste etwas ergrimmt, doppelt entzückt über die von drei Flüssen durchströmte Gegend, die ich diesmal ruhig genoss, nicht mit Fieberhast wie vor drei Monaten. In Bad Schinznach wurde gerade damals ein neues Gebäude aufgeführt. Gerne wäre ich auf Habsburg gestiegen, gerne hätte ich die Lage von Windisch

(Vindonissa) des nähern besehen; aber wie selten konnte ich über meine Persönlichkeit verfügen! In Aarau, während dem Halt im Gasthof, erfrug ich die Wohnung der Gebrüder Frey, die ich in Lausanne vor sechs Jahren gekannt, traf aber nur ihren Vater, dessen Gesicht mir lebhaft des ältesten Sohnes Züge abspiegelte. Die Söhne waren, wenn ich mich recht entsinne, in Schaffhausen; wie gerne hätte ich die ehemaligen Spaziergenossen wieder gesehen! Auch bei Zschokke klopfte ich an, der berühmte Schriftsteller war in Luzern. Ich hätte es in meiner damaligen guten Stimmung leicht gewagt, mich als mehrjährigen Verehrer seiner literarischen Thätigkeit vorzustellen. Waren mir doch seine vorzüglichsten Romane familiär und hatte ich doch in dem kaum verflossenen Sommer seine populäre Schweizergeschichte mir angeeignet. Frühere periodische Zeitschriften mit seinem Namen auf dem Titelblatt waren schon in meinem elterlichen Hause zu finden. Es hatte mich in Zürich geschmerzt, dass dem freisinnigen Manne im theologischen Studienkreis nicht die Anerkennung zu Theil wurde, auf die ich für ihn Anspruch machte.

Im wohlhabenden «Morgenthal» mussten mir die ländlich-elegant gekleideten Bäuerinnen auffallen, die sich in den Strassen des Dorfes am öffentlichen Brunnen und am Wirtshause zeigten. Bei Alten schob sich der lange Felsrücken des Jura wie ein Riegel vor, der mir die weitere Aussicht in den heimatlichen Horizont verbarg. Auf einem isolierten Kegel sah ich die Feste Aarburg mit dem Städtchen am Fusse in deutlichster Nähe und im klassischen Grauholz, wo sich 1798 die Truppen der französischen Republik mit den Schweizern schlugen, erkannte ich ganz genau eine Stelle, die mir persönlich nichts Erfreuliches zur Erinnerung brachte. Vor siebthalb Jahren war ich dort nach einem heftigen Wortwechsel mit einem unverschämten, unsittlichen Reisegefährten ausgestiegen, meinen Zorn durch Vorauslaufen zu beschwichtigen. Ich setzte mich auf den Kutschenbock, den widerlichen Menschen wollte ich durchaus vermeiden.

Diesmal gestaltete sich die Ankunft zu Bern ganz anders. Frau Wittwe Zeerleder, indem sie mit Eltern und Freunden ihr verödetes Haus betrat, konnte auch in unserer Gegenwart den Schmerz, der sie überwältigte, nicht bezwingen, sie stürzte mit hervorbrechenden Thränen in ein Nebengemach, wir alle waren heftig ergriffen; die Dame, die mir selbst nicht gerade sympatisch gewesen, wurde mir hochschätzbar und verehrungswürdig.

In der komfortablen Patrizierwohnung wurde mir wie in Zürich ein guter Empfang. Ich zog es indess vor, gleich am nächstfolgenden Tag mit einer Landdiligence nach Thun zu

fahren und, soviel es einige Tage zuliessen, ein Stück des Berner Oberlandes mit hinzunehmen. Die Diligence war mit Schweizeroffizieren vollgepropft, ich bekam wenig von dem pittoresken Wege zu sehen und war froh, von der unerquicklichen Reisegesellschaft zu scheiden. Auf den frühen Morgen bestellte ich gemeinschaftlich mit einem Neuchateler Maler einen Kahn und schwelgte dann im Anschauen einer der schönsten Schweizeridyllen. Der Tag liess sich herrlich an. Morgennebel auf der Aar hatten zuerst die Ferne verschleiert, bald aber erhob sich rechts Stockhorn und Niesen und die fernere Blümlisalp in all ihrer Felsen- und Gletscherglorie, und auf dem linken Ufer folgten sich Villen, Dörfer und waldige Buchten in all' ihren unvergleichlichen Reizen. Als ich im Kahne vor der altertümlichen Schadau vorüberglitt, hatte ich nicht die allergeringste Ahnung, dass mir beschieden sei, nach 8 Jahren in dieser Umgebung schöne Ferientage hinzuleben. Nunmehr war ich ganz befangen in der Gegenwart. Der Neuchateler mit einer etwas überreifen Tochter, ebenfalls einer Porträtmalerin, erwies sich als ein ganz bequemer Schiffsgenosse; nur wollte mir nicht behagen, dass er und seine Tochter sich über Zürich, dessen Bewohner und Gewohnheiten unliebsame kritische Aeusserungen erlaubten. Zwei junge Handelsleute von Basel, die geläufig Italienisch sprachen, hatten sich bei der Abfahrt auf der Aar zu uns gesellt und suchten uns für ihre Schnelltour ins Oberland zu gewinnen. Ich war schnell bestimmbar. Die Neuenburger richteten sich gegen Brienz. In Unterseen, wo damals eine weitberühmte superbe Schifferin als Frau des beinah hässlichen Gastgebers thronte, mieteten wir ein Wägelchen nach Lauterbrunnen und Grindelwald und fuhren am Schloss Unspunnen vorbei in das Lütschinenthal hinein. Ich glaubte durch den Aufenthalt an dem Genfer- und Zürichersee und durch die neulichen Rigireisen beinah abgestumpft zu sein für grossartige Berg- und Felsenszenen. Wie gross war mein Erstaunen, hier in neuen, womöglich noch grossartigeren phänomänalen Thalwänden meine Erwartung übertroffen, meinen Zweifel an der Originalität des Berner Oberlandes beschämt zu sehen. Auch meine zwei Schweizergefährten brachen in öftern Jubel aus. In einer einfachen Herberge an dem Scheidepunkt beider Lütschinen liessen wir vorerst das Wägelchen zurück und durchzogen zu Fuss das Lauterbrunnenthal bis zum Staubbach, der gerade nicht reichhaltig an Wasser und in der Nachmittagsstunde ohne Iris, mir dennoch eine der wundervollsten Ansichten der Schweiz vor Auge führte. Die vor Jahren hochgeschätzten Reiseerinnerungen von Friderike Brun vergegenwärtigten sich; ich dankte retrospektiv der berühmten Reisenden,

der Freundin von Bonstetten, Mathisson und Salis, mich auf diese Genüsse vorbereitet und eingeweiht zu haben.

Vor dem Lauterbrunner Wirte, der für einen Raubritter galt, eilten wir im Hin- und Herwege vorbei, obgleich er uns mit submissem Blicke nachsah. An der Scheide der beiden Lütschinen bestiegen wir wieder das offene Wägelchen und hatten im Aufwärtsfahren gegen Grindelwald überall gegen bettelnde Kinder anzukämpfen. Das Plünderungssystem war schon damals im Gange. Der Grindelwalder Gletscher-Eisportikus ward alsobald besucht; vom Weiteraufklimmen konnte bei einbrechendem Abend nicht mehr die Rede sein; bei mir beeinträchtigte überdies die bedeutende Luftabkühlung und Ermüdung den Genuss des neuen Schauspieles.

Ich enthielt mich der Wirtschaftstafel, vernahm vom Bett aus das obligate Jodeln und setzte am folgenden Morgen zu Pferde die Tour gegen Rosenlani fort. Im Dorfe Grindelwald sah ich den Pfarrer in propria persona das Heu auf dem Kirchhof einheimsen und am obern Gletscher sah und hörte ich den Fall einer Lawine, ebenfalls ein obligates Schauspiel, das jedem Touristen zum voraus verkündet wird.

Meine gestrigen Reisegefährten waren mir voraus geeilt und hatten mir durch ein unterwegs geschriebenes Handbillet von meinem ferneren Voranschreiten abgeraten. Sie wollten evident einen unbequemen Kumpan, der nicht wie sie gut zu Fusse war, von sich abschieben; ich war ein grosser Thor und zürnte in petto gegen ihr ganz natürliches Verfahren. So sah ich bei meiner Ankunft im niedlichen Rosenlani-Bad den Rücken der Abwärtseilenden; sie einzuholen, glaubte ich mich halbweg verpflichtet und besah mir nach frugalem Frühstück nur im Fluge die imposanten Wasserfälle (Reichenbach etc.), bis ich in Meyringen endlich das Nachjagen aufgab und die improvisierte ephemäre Freundschaft belächelte. So gross die Naturszene, so erträglich die etwas umflorte Herbstwitterung, so war dennoch der Tag eher zu den verlornen zu rechnen, mir selber hatte ich das ruhige Anschauen der Gletscher und der Wasserstürze vergällt, in wirrer Hast wie ein blasierter Engländer war ich vor all dem Herrlichen, Wundervollen vorbeigejagt, da es nur Aufschauen gekostet, nur ein momentanes Ausschnaufen, um Erinnerungen für das Leben mitzunehmen.

An den verschiedenen Stufen des Reichenbachs traf ich Touristinnen und Maler, die tausendmal vernünftiger als ich, entweder in dem Gischt sich wie in einem gesunden Kühlbad gefielen oder in ihr Skizzenbuch die ersten unbezahlbaren Eindrücke hefteten.

Die vulgäre Alleweltsstrasse von Meyringen nach Brienz

durchritt ich wie ein müder schlotternder Schneidergeselle und warf nur flüchtige Blicke auf die Wasserfälle, die links von den etwas fernen Felsenwänden herabfielen. Brienz war ein heissersehnter Ruhepunkt. Nur liess mich im reinlichen, von schmucken Dirnen bedienten Gasthof der wenig korrekte nächtliche Lärm im Hausflur nicht zum Schlafe kommen. Es fanden sich jugendliche egoistische Touristen vor, welche der anderen Gäste gänzlich vergassen und eines der zehn Gebote fast ungebührlich übertraten.

Am frühen Morgen fand sich eine zusammengewürfelte Gesellschaft in der für den Giessbach bestimmten Barke, unter den Anwesenden traf ich einen jungen Avocat stagiaire von Colmar, einen Freund von Verny, mit dem ich schnelle Bekanntschaft schloss und der mich nicht wie die Basler gleichsam abschüttelte.

Unten am Giessbach blieb ich, zurückgehalten nach dem Parforce-Ritt des vorigen Tags, und begnügte mich, die Beschreibung der Zurückkehrenden entgegenzunehmen. Die Fahrt auf dem Brienzersee bot keinen andern Incidenzpunkt als die hysterischen Ausbrüche eines Novizen, der weniger von den unbestreitbaren Reizen der idyllischen und grandiosen Umgebung als von den Reizen der Gasthofdirnen sprach. In einer Bucht des Thunersees nahm er mit dem Kolmarer ein herbstliches Bad, um welches ich sie beneidete. Die Landhäuser des linken Seeufers betrachtete ich, nicht in Ferne ahnend, dass ich nach einigen Jahren schöne Sommer- und Herbsttage in diesem Gelände zubringen würde, und kam spät Abends nach Bern, einem freundlichen Ausflug entgegensehend. Der Graf und mein Zögling waren indessen noch nicht angelangt, es herrschte sogar einige Beklemmung deshalb im häuslichen Kreise. Auch die Gräfin hatte mittlerweile Thun berührt, mit ihrem greisen Verehrer, Herrn Meister, die Schadau und die Karthause besucht und sich gnädigst im Gasthof nach mir erkundigt. Nun verflossen einige Tage, an die ich freudig zurückdenke. Die Ungeduld über die verspätete Rückkehr des Familienhauptes zu beschwichtigen, wurden öffentliche Gebäude, Hospitalanstalten und selbstverständlich die Bären und die Münsterterrasse mehreremal zum Ergötzen der Mädchen besucht und eine Fahrt nach Hofwyl zu Fellenberg veranstaltet. Der geniale Gründer und Vorsteher führte die Gräfin in die Lehrsäle und Annexe des beträchtlichen Pensionats ein. Mir imponirte Fellenbergs Persönlichkeit über die Massen, sein Adlerblick, soll ich es nur gestehn, schien meine Wenigkeit zu durchbohren, und ich konnte nicht umhin, in der ganzen Anlage einen, wenn auch reduzirten Abdruck und Abglanz des grossen Pädagogiums zu

finden, welches Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren geschildert. Besonders anziehend war mir der Musikunterricht in der freundlichen lichthellen Rotunde. «Es versteht sich», sagte der Führer beim Eintritt in jede Klasse, «dass man uns nicht beachtet; wir stören niemanden.» Auch die Gräfin sah ich tief ergriffen von dem natürlichen, ungezwungenen Wesen des Introduktors, der Lehrer und der Schüler. Auch die freien herrlichen Anlagen wurden besichtigt; Herr von Fellenberg beklagte sich über den herbstlichen Dunstkreis, welcher die Fernsicht der Alpen verhinderte. Aus den Schulanstalten für die ärmeren Kinder in das grosse Empfangszimmer zurückgekehrt, erging er sich in der fasslichen Darlegung seines Erziehungssystems und setzte es in Parallele mit dem System der französischen Lyzeen. Mehreremale betonte er seine Grundideen: er halte weniger, viel weniger auf die frühzeitige Entwicklung der Intelligenz, weniger auf das Anhäufen abstrakter Sach- und Sprachkenntniss als auf die gymnastische Sorge für den Körper und die prophylaktische Entwicklung des Charakters. Er hatte den Sohn einer Freundin der Frau von St. Aulaire herbeigerufen, man wollte sich des Wohlseins des Knaben vergewissern und der Mutter schriftliche Nachricht geben. «Sehen Sie, Frau Gräfin», sagte Fellenberg, als er den Jungen mit einem väterlichen Pfuff auf die Schulter entlassen, «sehen Sie, wir hatten aus dem sonst guten Knaben mehrere Teufel auszutreiben; aber er wird total gereinigt in seine Familie zurückkehren.» Die Prophezeihung des erfahrenen Kenners der Jugend und des Alters sollte genau in Erfüllung gehen. Er, der Sohn eines braven französischen Generals, war keine blendende Individualität, aber ein freisinniger, kerngesunder Mensch, der seinem Pädagogen in den öffentlichen Aemtern, in der höhern Verwaltung und in den Kammern alle Ehre machte. Ich lernte ihn und seine ehrenwerthe Familie später kennen und blieb dem patriarchalischen Hause in stiller Treue ergeben.

Die ganze Unterredung Fellenbergs sprühte ungesuchte Geistesfunken aus. Es war indess eher ein Monolog. Frau von St. Aulaire, einem genievollen, praktischen, keineswegs belletristischen Mann gegenüber, war sichtlich überrascht, hatte sich im ersten Augenblick nicht zurechtgefunden und sagte mir im Nachhausefahren durchaus nicht unwillig, sondern anerkennend: «Sa conversation se passe en têtes de chapitre.» Ich war in meinem Innern beschämt über die stumme Rolle, die ich gespielt und spielen musste. Als ich beinah zwei Lustren später mich weniger flüchtig ihm gegenüber befand — ich hatte einen Zögling dort abzuholen — gestaltete sich das Verhältniss bedeutend anders, doch ebenfalls nicht ganz zu meinen Gunsten.

Herr von Fellenberg war ein Repräsentant der Opposition im Bernerland geworden, seine freisinnigen Ansichten harmonirten nicht mit den Prinzipien, die sich während meiner zweiten Italiener- und Römer-Reise in mir befestigt, und ich hatte die Aufrichtigkeit, das Urtheil des trefflichen Mannes über die französischen Zustände zu bekämpfen. Ich bereue mein Gebahren nicht; aber es stand geschrieben, dass ich 1825 und 1832—1833 dem grossen Pädagogen in trübem Lichte und sehr kleinem Mass erscheinen sollte.

Einen andern weniger bekannten, doch immerhin rührigen und ausgezeichneten Mann ward mir mehreremale zu sprechen gestattet. Es war Prediger Baggesen, der Sohn des berühmten deutschen und dänischen Dichters. Als enthusiastischer Verehrer des Literators fand ich bei dem Sohne herzliche Aufnahme. Der Theologe Baggesen war orthodox, mochte somit weit abweichen von den Prinzipien des Vaters, den mir Professor Gottfried Schweighäuser als leichtlebig geschildert. Widerstehn konnte er aber nicht meiner genauen Kenntniss auch einzelner Versuche und Produkte des Verfassers der «mittelmässigen» Parthenäis. Die Betrachtungen, die Baggesen auf der Münsterplattform von Strassburg anstellt, seine Beschreibung meiner Vaterstadt, hatten mich in meinen Knabenjahren bezaubert und kamen mir jetzt zu Gute. Baggesen Sohn beschenkte mich mit einem Faszikel seiner gehaltreichen Predigten, die mich vielfach an Timotheus Emmerich gemahnten. Er liess es sich nicht nehmen, ein Porträt seines gefeierten Vaters, das schon zur Uebersendung an einen fernen Freund verpackt und sorgsam eingehüllt war, mir vorzuweisen. Auch den Fortsetzer von Johann von Müllers Schweizergeschichte, Glutz von Blotzheim, entsinne ich mich in einer höchst aristokratischen Berner Abendgesellschaft gesprochen zu haben. Bei Tage lief ich viel unter den Arkaden mit einem andern Kolmarer Bekannten herum und streifte auf alle vier Seiten des Horizonts in der hügeligen, waldreichen Umgebung der Stadt; ich trug in der That ein kompletes Bild der originellen Lage von der rauschenden Aar, der Enge etc. mit mir davon und langweilte mich keineswegs bei der Verzögerung der fernern Reise. Als endlich in später Nachtstunde des vierten oder fünften Wartetages der Hausherr von dem Gasthofe herüber noch seine Familie begrüsste und die Ursache des Aufschubs durch einen höchst tragischen Vorfall bei einer nächtlichen Fahrt über die Loire in der Auvergne erklärte, erfolgte von Seiten der gastfreundlichen Berner ein dringendes Begehren um Aufschub; es wurde ebenfalls aus dringenden Gründen nicht genehmigt; der folgende Morgen traf uns auf dem Wege

nach Zürich. Von Herrn Meister, der in entgegengesetzter Richtung an den Genfersee zog, hatte ich auf der Strasse Abschied genommen. Der rüstige Greis war tief erschüttert; er hatte sich durch die beinahe viermonatliche Gegenwart einer bezaubernden Pariserin wieder in die schönsten Tage seiner Jugend und des besten Mannesalters zurückgedacht; er glaubte jetzt bestimmt zu ahnen, er werde die lieb gewordene Dame nicht mehr sehn. Mir sagte er mit innigem Händedruck: «Ich finde Sie ungemein glücklich, in solchem Kreise zu leben.» Was ich denn auch, mit sehr geringem Vorbehalt, bejahen konnte. Er schied auf immer; im folgenden Jahr war er nicht mehr unter den Lebenden.

Ich ging einem total veränderten Zustand entgegen. Das Interim hatte mich in der That verwöhnt; nicht dass ich die Tage in Müssigkeit zugebracht, doch war die Regel bei der weiblichen Umgebung nicht streng eingehalten. Der Graf hatte auf der Reise — ganz gegen meine unmassgebliche Meinung — die Maxime «nulla dies sine linea» sich und seinem Sohne als Gesetz vorgeschrieben; nur hielt er zur Lektüre eines Klassikers oder sonstigen Buches im Wagen auf der Durchfahrt durch die schönste, bedeutendste Gegend. Nicht den geringsten Einwurf hätte ich erhoben, wäre die Beschäftigung an Haltepunkten, im Gasthof an den frühesten Morgen- oder spätesten Abendstunden geboten gewesen; so aber zersplitterte sich unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Schülers und des Lehrers, und theilweise ging die Ausnutzung der Reise selber zu Grunde. In der imposantesten Alpengegend oder auf den staubigen Strassen Italiens wurde zu gutem Anfang Virgil vorgenommen. Warum machtest du keinen Einwurf?? Weil meine Lage und mein Individuum nicht für Einwürfe sich eigneten, weil ein Einwurf als Aequivalent von Ueberdruss und Faulheit gegolten hätte, weil der gebildetste Franzose in den ersten Dekaden des laufenden Jahrhunderts im Grunde das Naturgefühl nur als etwas Angelerntes, nicht Angebornes mit sich trug. So konnte ich gleich bei unserer ersten Etappe, als ich mit Herrn von St. Aulaire entweder den beiden Wagen vorauslief oder zu Fusse nachfolgte, herausbekommen, dass er meine fast exklusive Beschäftigung mit der Schweiz während des Internats eher tadelte als belobte. Er hatte in der That volles Recht, dass ich z. B. die Kunstgeschichte nicht direkt angegriffen; mir war der eigentliche Sinn dafür noch nicht aufgegangen, und ich hatte in Zürich Winckelmann unbenützt liegen lassen. Das Italienische sprach mein Patron geläufig, mir war es noch eine Büchersprache. Er suchte vor allem den Verkehr mit Menschen und liess die Berge Berge sein; ich in meinem Traumleben, das wohl oft in

meiner Umgebung als Affektation angesehen wurde, ging mit Leib und Seele in der Natur auf. Wenn ich verstohlen zum Wagen hinausblickte und einen Bergstrom an der Seite rauschen hörte oder Wasserstürze an den Felswänden nah oder ferne im Morgen- oder Abendlichte glänzend erschienen, da wünschte ich mich zum Fusswanderer mit dem Bündel auf dem Rücken umgewandelt. Bei solcher Stimmung wird es leicht begreiflich, dass ein guter Theil des Genusses auf der Reise geschmälert wurde, bisweilen ganz verloren ging.

Wir fuhren mit Herbstwetter von Bern weg, doch heiterte sich mehreremale der Horizont auf und liess den Fernblick auf einen Theil der Gletscher-Reihe offen. Die nunmehr bekannte Gegend durchwanderte ich zum Theil mit dem Grafen zu Fusse; zum Theil blieb ich mit der Kammerzofe Augustine und der kleinen Paula im geschlossenen Wagen eingepackt. Wie bei der Hinreise nach Bern erweckte der Jura einen Anflug von Heimweh nach dem nahen Elsass. Es wurde zu Suhr in einem niedlich-reinen Wirthshaus übernachtet. Dort wie in Herzogenbuchsee zog die für Bauerndirnen kokette Kleidung meinen Blick uneigennützig auf sich.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, ward zu Baden in einem mir fremden Gasthof Halt gemacht, drauf am rechten Ufer der Limmat nach Höngg zu Bürklis gezogen. Unterwegs ward mit Louis unsre künftige Reisebeschäftigung durch Virgil und Tassos Gerusalemme inaugurirt. In Zürich kamen wir noch ziemlich frühe in unser altes Quartier; ich konnte noch Meyer besuchen und Louis oberflächlich an den Hauptpunkten der Stadt herumführen. Man sagte mir, dass noch 36 Stunden Aufschub zur Ordnung des Reiseapparats zugegeben worden.

Die Ankunft der Familie im Meisterschen Haus hatte ein geängstetes Familienmitglied beruhigt und beglückt. Julienne, eine zwischen einer Bonne und Gouvernantin schwebende etwa dreissigjährige Angestellte, allein zu Hause geblieben, war durch den verzögerten Aufenthalt in Bern in die grösste Unruhe gerathen. Sie war mit der Familie seit zehn bis zwölf Jahren verschmolzen; mein Zögling bezeugte ihr eine unbedingte zärtliche Anhänglichkeit, und die treffliche, einfach naive Halberziehrin, mir ebenfalls herzlich ergeben, vermittelte mehr als einmal zwischen ihm und mir. Augustine, die Kammerjungfer, wenn ich nicht irre, etwas älter, war ebenfalls durch ihr Zusammenleben und vielfaches Zusammenreisen mit der Gräfin zum integrirenden Theile des Hauses umgewandelt. Es war ein Hereinragen der patriarchalischen Zeit vor der Revolution. Viel weniger angenehm und einem heterogenen Auswuchs vergleichbar schien — mir wenigstens — der Kammerdiener Thomas, ein fetter Pole,

keineswegs mit den brillanten Eigenschaften seiner Nationalität begabt. Er hatte während unsrer Sommerresidenz als Koch und Halbintendant fungirt. Ich möchte dem vermuthlich seit langen Jahren ad patres Gegangenen keinen üblen Nachruf halten, vermag aber nicht zu vergessen, dass er während den beiden italienischen Reisen (1825—26 und 1831—32) sich selber mehr als seinen Herrn pflegte und selbstverständlich den Gouverneur oder Präzeptor am wenigsten. Solches war der accessorische Bestandtheil der Karavane, die sich am 20. September 1825 in zwei Wagen, einer geschlossenen und einer offenen Kalesche, früh Morgens durch das Thal von Winterthur fortbewegte.

Ich hatte bei meiner Ankunft in Zürich Briefe von meinem Pariser Bruder Eduard, von Lebert und Verny vorgefunden, erwartete in Konstanz poste restante Nachricht von meinen betagten Eltern. Es war eine gemischte, halbfreudige, beklommene Verfassung. Der Abschied in Zürich verlief zwar leidlich; ich konnte und musste mich beruhigend äussern, doch bleiben solche Momente immer fatal und lassen eine mehr oder minder tiefe Narbe zurück.

Bereits unter dem Thore von Zürich entspann sich eine widerwärtige Diskussion zwischen dem Grafen und den Schweizer Hauderern, die bis nach Bellinzona über den Bernhardin gemiethet waren. Im Kontrakte war nicht bestimmt, wem das Wegegeld zu bezahlen obliege, der Herrschaft oder den Kutschern. Also kaum einige hundert Schritte von unserer lieben temporären Wohnung entfernt, am Zollbureau, bot sich der Anlass. Mit Recht war Herr von St. Aulaire empört über die prellerische Forderung des schweizerischen Vetturins. Da sich dieser letztere schwerfällig im Französischen ausdrückte, rief mich der Graf zu Hülfe; ich wüsste in der That nicht mehr, welche Entscheidung oder welches Uebereinkommen getroffen ward: ich warf den Geldgierigen ihre evidente Unredlichkeit vor und brachte es, glaub ich, zu einer Theilung der Spesen. Die Strafe folgte für die betheiligten Forderer auf dem Fusse nach. Sie hatten zuversichtlich gehofft, in Bellinzona für ihre Retour gemiethet zu werden, und mussten dort leer ausgehn.

Die Vertheilung der Reisenden in beiden Wagen wechselte beständig; sie richtete sich nach der fragmentarischen Beschäftigung meines Zöglings und seiner Schwestern, nach den Launen der Witterung und den Bestimmungen der Eltern. Es fiel mir oft zu, mit den beiden weiblichen — ich kann nicht sagen Dienstboten und auch nicht Gesellschafterinnen — in der Kalesche mich zu befinden und bei mehreren Gelegenheiten die wenig komfortable Verfassung der etwas veralteten, morschen

Kalesche zu erproben. Mir war es, auch bei ungünstigem Wetter, ein erwünschter Aufenthalt der Umschau wegen; nur sollte ich für diese Vorliebe mehr als einmal Einstand bezahlen.

Im Herbstnebel hatten wir Zürich verlassen, vom beinah zur Heimath gewordenen See konnte ich keinen Abschied nehmen. Ueber dem Thale, welches die Töss bewässert, erheiterte sich der Himmel; ich erwartete keine Ueberraschung, umsomehr befriedigte mich dies fruchtbare Ackerland und die Wiesen. In Winterthur, das sich von Ferne mit Pappelalleen ankündigte, hätte ich gerne Briefe abgegeben, die mir noch Hickel in Paris zugestellt, gerne hätte ich Hegel, dem Verfasser der «Molkenkur» und der «Bergreise», meine Aufwartung gemacht, so blieb mir nur von Menschenkindern die Erinnerung an eine Reihe von Ladendienern, die uns durch ihre Boutiken heraus angafften.

In Frauenfeld besuchten wir Rathhaus, Promenade und einen Römerthurm, der auf einer Hühnerleiter bestiegen, von oben herab eine liebliche Fernsicht über kleine Rebhügel, Wiesen, Bleichen und ein Kapuzinerkloster gewährte. Nach den grossen Bergszenen der Central-Schweiz fand ich im Anblick des fruchtbar anmuthigen Thurgaus einen Ruhepunkt, etwas Besänftigendes. Die Sonne ging unter, als wir uns dem Zellersee naheten; unter dichten überhangenden Obstbäumen, deren Früchte, Aepfel und Birnen, oft durch Berührung der Wagen zu unsern Füssen herabfielen, zogen wir bei Mondlicht an der silberhellen Fluth hin.

Bei Steckborn, auf einer Anhöhe, trennten wir uns, d. h. Louis, seine frühere Erzieherin und ich, von der Familie und gingen zu Fuss nach dem Dorfe Ermatingen. Graf St. Aulaire wollte der ehemaligen Königin von Holland, Hortensia Gräfin von St. Leu, seine Aufwartung im Schloss Arenenberg machen und nicht in später Abendstunde alle seine Angehörigen vorführen, ehe er wusste, ob in dem besagten Schloss Unterkunft für alle bereit sei. Kaum waren wir etwa zwei Stunden in der Fuhrmannsherberge von Ermatingen angelangt, als ein Bote von dem herrschaftlichen Sitze herabkam und uns dorthin einlud. Wir waren alle schon bereit, uns den schändlich unheimlichen Federbetten anzuvertrauen und fanden es bequemer, überzeugt, dass man uns nicht vermissen würde, in der stark vorgerückten Nachtstunde an unsrer Stelle zu bleiben. Ganz gegen meine Erwartung erklärte mir auch Louis de St. Aulaire, dass er es vorziehe, mit mir einen Theil des nachfolgenden Tags in Konstanz zu verbringen, da ja der mündlichen Einladung von Arenenberg kein Billet seines Vaters beiläge. Ich glaubte ebenfalls oder wollte an ein Missverständniss glauben. Es lag mir daran,

die welthistorische Stadt Konstanz, die mir durch die Geschichte des Konzils (in Sismondis Républiques italiennes) und durch frühere Gymnasialerinnerungen an Huss werth geworden, genau zu besichtigen. Der Prunk des fürstlichen Arenenberg wirkte eher abschreckend auf mich in meiner angebornen Schüchternheit.

Ein morsches Bauernwägelchen hatte uns in früher Morgenstunde durch Herbstnebel in die alterthümlichen Konstanzer Strassen gebracht; gewissenhaft führte ich Louis in den merkwürdigen Konziliumssaal mit der Wachsfigur des Märtyrers und an den angeblichen Ort, wo der Scheiterhaufen ihn verzehrte. Auch die übrigen Lokalitäten, das Münster, die gedeckte Brücke, wurden besichtigt; auf mich übte die breite Wasserfläche des Sees die bewährte Anziehungskraft. Wir waren in den unansehnlichen Gasthof zurückgekehrt und standen nach aufgehobener table d'hôte unter dem Thorweg, als Prinz Louis Napoléon in vollem Galopp herangesprengt kam, mit eleganter Leichtigkeit sich vom Pferde schwang und meinen Zögling begrüsste: «Vous êtes le fils de M^r de St. Aulaire?» Nun folgte die obligate Vorstellung und wiederholte Einladung nach Arenenberg. Wenig Minuten darauf kamen ebenfalls die Herrschaften in zwei Wagen angefahren, die Gräfin von St. Leu machte ihren Gästen die Honneurs der Stadt. Es war immer noch die schöne, stattliche Dame, die vor anderthalb Dezennien die grösste Zierde des Napoleonischen Hofes gewesen.

Die graziöse Einladung, die sie an den noch knabenhaften Sohn ihres Verehrers vom offenen Wagen herab ergehen liess und für meine Wenigkeit wiederholte, benahm in einem Augenblick meiner Scheu das Beklemmende durch die erste Ueberraschung. Die gute Julienne, die wir diesen Tag auf ihr dringendes Verlangen mit uns durch geschichtliche Szenen geschleppt, die ihr wildfremd waren und blieben, hatte sich beschämt und schüchtern hinter uns gestellt. Mit der ihm natürlichen desinvolture rief sie Graf St. Aulaire herbei und sagte seiner hohen Gönnerin und Freundin: «voici la bonne, que mon fils a toujours beaucoup aimée.» Auch für diese hübsche Dienerin hatte die wahrhaft fürstliche Frau ein anmuthiges, seelengewinnendes Lächeln.

Wir trollten, halb zu Fuss, halb in dem unscheinbaren Karren, nach Ermatingen und wurden von der hohen Gesellschaft auf einer Rebenanhöhe überholt. Als wir beide zu Fuss auf dem Schloss anlangten, hatte ich alle Mühe, den Kammerdiener Thomas zu finden und mir meinen Frack herausgeben zu lassen. Während dieser zeitraubenden Beschäftigung, die sich in einem schweizerartigen Chalet, einer Annexe des Hauptgebäudes, vollzog, kam der junge Prinz selber und entschuldigte

sich höflich, dass mir nicht auf der Stelle das Zimmer seines abwesenden Gouverneurs, Herrn Lebas, angewiesen worden.

An der glänzend besetzten Tafel kam ich neben Louis Napoleon zu sitzen; sein Benehmen war in hohem Grade korrekt, aber auch keinen Grad darüber; meine Schüchternheit war nicht einladend für ihn, irgend ein Gespräch anzuknüpfen. Es mochten etwa sechzehn geladene Gäste gegenwärtig sein, Thurgauer, worunter ich eine alte lokale Magistratsperson mit einer jungen hübschen Frau bemerkte. Das Gespräch wurde hauptsächlich zwischen der Eigenthümerin des Schlosses und dem Grafen St. Aulaire geführt, über geschichtliche Sujets, wovon mir Maria Stuart noch vorschwebt, und dem bevorstehenden Aufenthalt in Rom. Auch die Gräfin von St. Leu wollte einen Theil des Karnevals von 1826 dort zubringen, man sollte sich dort wieder treffen. Praktische Rathschläge über die Benutzung der Reise wurden gegeben. Nach Tische begab sich die ganze Gesellschaft in die vom Mond beleuchteten Gartenanlagen und Boskette, die sich vom Schloss zum Zellersee hinunter dehnen. Ich hatte kaum Zeit gewonnen, im Salon mich nach den Bildnissen kaiserlicher Celebritäten umzusehen. Meinen Zögling und mich begleitete auf dem dämmerigen Spaziergang ein Menin des Prinzen, gesprächig über nähere und fernere Umgebung sich auslassend, die Wasserfahrten im kleinen und grösseren See, auch Reichenau und Mainau als Naturdilettant beschreibend. Den Namen des Begleiters konnte ich nicht ermitteln. War es Persigny, der damals schon, wenn ich nicht irre, mit der Familie vertraut sein mochte? Der Gräfin St. Aulaire hatte der junge Mann nicht zugesagt.

In meinem eleganten Zimmer blieb ich noch lange wach und schrieb einige Strophen, denen in Ludwig Lavaters Gedichten noch eine Seite vorbehalten blieb (1839). Es war ein ganz spontaner Ausbruch meines tiefinnersten Gefühls.

Der Spaziergang im Mondschein durch die herrlichen Baumgruppen hatte mir, wenn ich meinem Tagebuch Glauben schenken darf, ähnliche nächtliche Besuche in den Bosketten von Ittenweiler vergegenwärtigt, für mich ein Beweis des unverwüstlichen Andenkens an jene erste Jugendperiode, denn vergleichen liess sich in der That die Umgebung des elsässischen Landsitzes nicht mit dem Zauberschlosse von Arenenberg.

Mitternacht war herbeigekommen, der Herbst hatte sich angekündigt durch heftigen Wind, das Mondlicht hatte sich verhüllt, und der verflossene Abend lag wie ein kurzer Feentraum.

Im Regen fuhren wir am frühen Morgen von Arenenberg ab. Der Schlossintendant hatte zum Abschied mit köstlichen

Früchten gefüllte Körbchen in beide Wagen gestellt und, wie mir der Graf sagte, hartnäckig jede Vergütung abgeschlagen. «C'est princier», fügte er hinzu, d. h. es waren noch ächt kaiserliche Traditionen im Exile vorherrschend.

Den Eindruck des Besuches in Konstanz nahm ich in voller Frische mit. Das Sehenswerthe im Konziliumssaale hatte ich mir genau verzeichnet und zwang dem Grafen durch meinen kaum verborgenen Häretiker-Enthusiasmus ein Lächeln ab.

Die Tagesathmosphäre war nicht einladend, Konstanz blieb im Nebel verhüllt. Auf beiden Seiten der Strasse Obstgärten, hinter welchen der See hin und wieder durchschimmerte, Wolken bedeckten die Ferne, es war beinah die Ansicht eines verfinsterten Meeres.

Bei Arbon heiterte sich der Himmel etwas auf; in Rorschach genoss ich, theilweis wenigstens, den Anblick der schönen Lage. Im Gasthof, den ich zwölf Jahre später in ganz andern, beinah verhängnissvollen Umständen wieder betreten sollte, fiel beim Abfahren eine etwas unangenehme Szene vor. Der Wirth hatte eine ungebührlich hohe Rechnung gestellt. Vermuthlich war er bei der zahlreichen, von Arenenberg kommenden Familie über die muthmasslichen Renten der Reisenden in Irrthum geführt und mochte sich zu hoher Forderung berechtigt glauben. Er stand abschiednehmend, chapeau bas, unter dem Thorweg. — «Sagen Sie ihm», rief mir die gnädige Frau aus dem geschlossenen Wagen herüber, «sagen Sie ihm, dass wir sehr unzufrieden sind.» Ich verdeutschte den Auftrag, vielleicht in noch herberen Ausdrücken. Der Gastwirth zeigte sich entrüstet und wir fuhren ab, nicht mit Segenswünschen zur glücklichen Reise begleitet.

Beim Mittagessen war mir die Abwesenheit Julienne's aufgefallen. Da ich allein mit der Kammerjungfer in der schlecht gegen Wind und Wetter bewahrten Kalesche blieb, fragte ich theilnehmend nach der Ursache. «Julienne ist sehr kränklich, mehr als sie selber und als die Herrschaft glaubt. Sie erreicht gewiss kein höheres Alter.» Ich glaubte nicht an die unheimliche Prophezeiung. Und doch hatte meine Reisegefährtin richtig gesehn. Die Gesundheit der Armen war schon in der Wurzel angegriffen, und ich sollte sie noch hinwelken sehn.

Die Nähe von Lindau, das aber hinter dem Wolkengürtel unsichtbar blieb — rief mir die mit dem Lausanner Baierischen Freund verlebten Tage ins Gedächtniss; es war eine wehmüthige Empfindung, die ganz zu dem eben geführten Gespräche und dem verfinsterten Horizont stimmte.

Bei Rheineck überfiel uns die Dämmerung. Von Sankt Margarethen tönte die Nachtglocke herüber. Den Rhein be-

grüsste ich durchs Nachtgrau. In Altstetten, am Fusse des Appenzellerlandes, wurde übernachtet. In demselben Zimmer, worin der Graf und sein Sohn schliefen, war mein Quartier. Mehr als einmal sollte sich dies auf der Reise wiederholen. Bevor sich Vater und Sohn zu Bette legten, verrichteten sie kniend ihr Gebet. Ich fragte sehr naiv Herrn von St. Aulaire am folgenden Tage, warum er sich dazu bequeme. Seine Antwort war in den gemessenen einfach ruhigen Ausspruch zusammengefasst: Weil der Mensch ein Doppelwesen und der Körper nur durch eine derartige tägliche Angewöhnung seine Unterwerfung unter ein höheres Gesetz und einen höhern Schutz bewähre.

Meist pflegte der Graf eine Stunde vor der Nachtruhe entweder mit Louis eine gemeinsame Lektüre oder seine eigne Korrespondenz vorzunehmen. Ich schrieb gewissenhaft an meinem Tagebuche und bat, sofern ich nicht störte, um die Erlaubniss, meine Schreiberei etwas länger fortzusetzen. — «Das steht Ihnen ganz frei,» erwiderte mit unsäglicher Liebenswürdigkeit der feine Weltmann. «Sie werden mich nicht vom Schlafe abhalten und Louis auch nicht.» Somit war unsre Uebereinkunft besiegelt; ich befliss mich indess, nicht überlästig zu werden.

Gleich nach dieser ersten Nachtruhe gab ich meinen Bettnachbarn zu lachen. Frühmorgens vor Tagesanbruch erwachte ich mit einem heftigen Schrei. — «Was ist Ihnen?» fragte man nebenan; mein unfreiwilliges, aber ungebührliches Gebahren hatte die Morgenruhe der andern gestört. «Ein Alpdrücken», erwiderte ich, um Entschuldigung bittend. Ich wusste nicht zu sagen, ob die Erregung der vorigen Tage sich in diesem Schmerzensschrei zusammendrängte; genug, ich wurde gefoppt und ertrug geduldig die Neckerei. Genau zwölf Jahre später, als ich im Appenzellerland verweilte und vom Stoss herab tief im Rheinthalgrunde das alterthümliche Altstetten liegen sah, vernahm ich den Angstruf wieder, ein dumpfer Glockenton aus vergangener Zeit.

Auch der nächste Tag brachte stromweise Regen. Durch einen engen Felspass und Reute, kamen wir nach Sennwald am Fusse des Kamor und Hohkasten. Auf der andern Rheinseite entschleierten sich die Alpen des Vorarlbergs und Montafuns. Mit dem Grafen entspann sich eine lebhafte Diskussion über die muthmassliche Entfernung der Berghöhen, die ich nach oft erprobter früherer Beobachtung weit entlegener angab, als mein Patron mir zugestand. Ich appellirte an vorübergehende Landbewohner, mein Ausspruch wurde bestätigt. Der Graf verzog die Miene; er war dagegen immer ironisirend froh, wenn er mich beschämen konnte.

Mit jeder Minute wechselte die Beleuchtung; beinah immer geschlossen blieb die Bergwand rechts; links, d. h. östlich, öffneten sich viele Thäler. Schloss Werdenberg, in pittoresker Lage, schaute uns entgegen; vor dem Mittagessen erklomm ich rasch die Anhöhe, erinnerte mich an den Bauernfreund Rudolph von Werdenberg. Der Regen verscheuchte mich.

Bei Sargans thürmten sich die Berge immer höher, frischgefallener Schnee bedeckte manchen Gipfel. An der linken Thalseite zeichnete ein Regenbogen sich magisch ab und verschwand, da wir näher rückten. Ich hatte die misanthropische Impertinenz, die Erscheinung mit dem Weibe zu vergleichen, dessen Engelreich bei näherer Bekanntschaft erblasst. Dem Gedanken Worte zu leihen, hütete ich mich wohl; während dieser Tagereise hatte ich von der Gräfin eine nicht sehr angenehme Bemerkung hinzunehmen über den «leichten Sinn, mit dem ich von der Schweiz und deren weiblichen Insassen Abschied genommen».

Bereits bei Ragaz überfiel uns die Nacht, mir zum Verdruss. Die zahlreichen Burgen, die an den Bergabhängen hervortraten, hatten die Geschichte Graubündens in mir wachgerufen. Die Ironie des Grafen über meine kritiklose Annahme mancher Fakten in der Schweizer Geschichte von Zschokke that meiner Anhänglichkeit an oft halb legendenhafte Erinnerungen keinen Abbruch. In petto durfte ich mir sagen, dass mein Gegenpart andre Legenden und Mythen gelten lasse, die für mich ins Fabelreich geschrieben waren.

Die wechselnden Gemälde dieses halben Regentages sind nach dem langen Zwischenraum nicht erloschen. Die Konturen und die Schlaglichter, die auf die Bergriesen fielen, blieben mir immer gegenwärtig, ebenso die Staffage. Am öffentlichen Brunnen in Ragaz, wo sich damals noch keine Prachtgasthöfe breit machten, besorgten noch in später Abenddämmerung Frauen und Mädchen des Orts ihre Haushaltswäsche und hefteten neugierige Blicke auf die vorbeifahrenden «glücklichen» Fremden. Ihre Grüsse folgten uns nach.

Ueber der Rheinbrücke am Zollhaus spiegelte sich das Mondlicht im tobenden Fluss und zeichnete deutlich die grossen Bergmassen. Der Weg nach Chur durch Zizers führte in der Nähe der Hauptstadt Graubündens an einer Felsenreihe hin, die mir einen fabelhaften Eindruck hinterliess. Die Thore der Stadt waren schon geschlossen. Ich verliess in der zehnten Nachtstunde den Gasthof und irrte in der Vorstadt umher. Blendend schimmerte der Schnee vom Calanda herunter, auch über die andern um Chur gelegenen Berge breitete sich ein durchsichtiges Leichentuch. In frühester Morgenstunde besuchte

ich die innere alterthümliche Stadt, besah von aussen den bischöflichen Palast und die Kantonsschule, das flüchtige Durchreisen bejammernd und meinen Pariser Bruder zu mir her wünschend, mich mit ihm in diesem originellen Kantone mit Musse zu erfreuen.

Durch Ems fuhren wir nach Reichenau, rechts der Calanda mit Felsen und Schnee, links angebaute Berge, mitten im Thal querüber oft drei bis vier parallele Hügel. Wo sich der Weg gegen Reichenau wendet, ist der Anblick hinreissend schön. Das Schloss der Planta wurde besucht. Man erinnerte sich an den Aufenthalt des jungen Herzogs von Orléans in dieser abgelegenen Lokalität; doch wurde seiner von meinen Gönnern nur mit halb hingeworfenen Worten gedacht. Ich sollte etwa sieben Jahre später noch einmal dieselbe Stätte betreten.

Zum erstenmale las ich hier an der gedeckten Zollbrücke über den schäumenden Rhein ein offizielles italienisches Plakat: qui si paga il dazio. «Prosaisch», zeichnete ich in mein Tagebuch; allein es ist in der «Göttersprache» geschrieben, und auch ich habe schweren Zoll entrichtet, mir die Reise nach Italien zu ermöglichen.

Seit einem halben Jahrhundert haben wohl unzählige Touristen, Naturforscher und Handelsleute die altberühmte Strasse, die via mala hinter Thusis betreten; es war, da wir sie durchzogen, eine neue Kunststrasse seit einem Jahr im Gang, der Eindruck muss aber für jeden empfänglichen Sinn überwältigend sein und bleiben. Ich weiss sehr wohl, dass die Ankunft auf Rigistaffel und Rigikulm mich nicht mehr ergriff als dieser so leicht ermöglichte Durchzug durch die finstre Schlucht. Das Wetter hatte sich völlig geklärt. Hoch über dem Hinterrhein zeigte sich das Schloss Rhaezüns, in scheinbar unersteiglichen Lagen Raubschlösser in Ruin; über Bonaduz stand damals noch ein Galgen und mahnte an Italiens Nähe. In Tussi, am Fuss eines thurmartigen Felsenvorsprungs gelegen, war gerade ein belebter Viehmarkt. Am Eingang des Städtchens sprang mir der Graf, der wie ich dem Wagen vorausgeeilt war, mit ausgebreiteten Armen jubilirend entgegen. Diesmal war auch er von der fürchterlichen Herrlichkeit der Umgebung ergriffen und kehrte zu seiner Familie zurück, zum Beschleunigen der Durchfahrt durchs «verlorne Loch» und zur eventuellen Beschwichtigung der Gräfin, denn hier war über der tosenden, durch Felsen tief unter der Strasse sich zwängenden Fluth, für erregbare Nerven die Beklemmung selbstverständlich und verzeihlich. Auch mag bei stürmischem Regenwetter, wenn Gerölle an den überhangenden Steinmassen sich löst und durch die Tannen an den Felsschrunden die Bergwasser sich Bahn

brechen, der Weg mit einiger Gefährlichkeit verbunden sein. Kaum sichtbar blieb ein Himmelsstreif und immer enger wards, bis eine Gallerie den Reisenden in Nacht einhüllt und mit herabsickerndem Wasser empfängt. Hinter der Gallerie führt der Weg in wenig Minuten über drei Brücken, kühn geschwungen; erst bei Zillis, wo das Schamserthal das Domletschger ablöst, wurde die Gegend wieder hell und breit und die Gletscher sahen hoch herab.

Die Kontraste häufen sich auf dieser Splügen- und Bernhardinerstrasse, in kurzen Zwischenräumen, so schon vor der Ankunft in Thusis, am Fusse des schönen Heinzenberges, der noch auf seiner obersten Höhe ein Dorf beherbergt, und dann hinter der via mala wieder der Eintritt in das freiere Wiesenthal.

In Andeer, wo wir frühstückten, wurde Italienisch gesprochen. Eine niedliche Kellnerin trat herein: «La minestra è furnita» klang doppelt lieblich von den schönen Lippen. Auch der Ortsgeistliche, der sich selber einführte, sprach eine reine Büchersprache, allein er befriedigte weniger als dies anmuthige Mädchen. Oder war es blos die Neuheit der Szene?

Unverwüstlich blieb mir die Erinnerung an jenen allzukurzen Nachmittag. Bis Splügen hatte der Weg streng aufwärts geführt, immerfort abwechselnd, wild, zackig und zerrissen das Thal, wild, schäumend und Wasserfälle bildend der Rhein, blau und klar der Himmel über den Bergen. Ein Trupp herabsteigender Köhler, schwarze Gestalten, hatte die am Wagen hergehende Julienne — denn wir alle waren meist zu Fusse — in einem Tannenschlunde aufgeschreckt, die Arme hatte mit einem Schrei des Entsetzens die rohen Gesellen erblickt und war mit Hohngelächter zu ruhigerem Bewusstsein zurückgeführt worden.

In Splügen überfiel uns die Nacht. Von hier ab wendeten wir uns rechts ab, gegen Novena (Nüsenen) der Bernhardinerstrasse zu.

Die Gletscherreihe des Hinterrheins, zuerst aus sieben Kuppen bestehend, zuletzt den ganzen südlichen Horizont abgrenzend, stand da, geisterbleich im Mondlicht, die untern schwarzen Tannenwaldungen bildeten den Rahmen zu dem Nachtgemälde. Ich fühlte, dass auch das Schönste, das mich in Italien erwartete, nicht diese ernstreligiöse Stimmung auslöschen könne. Bis in die späte Nacht hinein genoss ich das erhabene Schauspiel. Vielleicht hätte ich sie halb durchwacht, wenn ich in einem vereinzelten Zimmer untergekommen wäre. So trieb mich la civilité puerile et honnête in das enge Holzwirthshaus zurück.

Mit dem Sonntag, 25. September, überschritten wir die

Alpen, von Nüsenen aus folgten wir noch eine Stunde lang dem jungen Rhein, im Hintergrund des Thals schimmerten im Frühroth die Gletscher des Rheinwalds. Hinter dem letzten Dorf beginnt die Spiralstrasse des Bernhardins, zuerst zwischen kümmerlichen Tannen, darauf zwischen Moos, zuletzt zwischen nacktem Fels. Unter uns das wilde Thal mit zerstreuten Hütten, Schneekuppen, kleinen Tannenwälder, über uns reiner blauer Himmel, scharfe, schneidende Luft. Auf dem Gipfel am Bergsee ein Zufluchtshaus. Zwei Waldströme haben von dort ihren Abfluss; der eine wendet sich zum Hinterrhein, der andere zum Misoccothal hinunter. So lang ich noch den vaterländischen Rhein neben mir schäumen sah, glaubte ich mich der Heimath nahe; dort oben begann die wahre Scheidelinie. Die Gletscher gegen Westen hin schienen bei der reinen Luft in die nächste Nähe gerückt. Auch ein geübtes Auge mochte sich trügen. Die gute Julienne wollte durchaus denselben nahe treten, nur mit Mühe liess sie sich überzeugen, dass es in der kurz zugemessenen Zeit unmöglich. Eine köstliche, kindliche Naivität.

Einen Theil des Wegs, den Berg hinauf, hatte ich in der Kalesche zugebracht, flüchtige Verse über Graubünden hinkritzelnd. Wenige Jahre nachher hätte ich mir eine solche Naivität nicht mehr erlaubt, mich nimmermehr dem kaum verhaltenen spöttischen Lächeln meines Patrons ausgesetzt.

In einer ärmlichen, schon südlich gelegenen Kirche (zu San Bernardino) wurde die Sonntagsmesse von der Familie angehört, in einer der Hütten ein frugales Mahl eingenommen. Abwärts ging es nun selbstverständlich schnell, am Wege erinnerten noch verdorrte Alpenrosen an die hinter uns liegende Schweiz.

Bei Misocco zeigten sich die ersten Nussbäume, weiter herab Kastanien, bei Grono die Reben. Mehrere Wasserfälle stürzen ins Thal herab; so der Rio di Buffalora bei Misocco mit prächtigen Wassergarben, die ich nur gegensätzlich mit den fusées volantes in einem Feuerwerk vergleichen möchte.

Auf den obersten Felskuppen des pittoresken Thals weilte noch röthlich die Sonne, da hingegen schon der Thalgrund in Dunkel gehüllt lag.

Das nahe Thal kündete sich an durch indiskrete Wegelagerer, welche die buona mano begehrten. — Zwischen Grono und Bellinzona ertönte zum erstenmal das felicissima notte alla sua signoria aus manchem Munde, als ich zu Fuss in der Dämmerung dem Wagen vorausging. Ein wahrer, unentheiligter Genuss lag in dieser ersten Begrüssung. Hinter den Kuppen stieg der Mond empor und beleuchtete magisch das reizende Thal. Immer milder wurde die Luft und bestätigte

gleichsam den vollzogenen Uebergang. Unter hochgezogenen, über die Strasse sich biegenden Rebengeländen fuhren die Wagen hin. Bei Bellenz erkannte ich noch die drei Schlösser, in der Stadt eine elegante Kirche, eine mit Arkaden umgebene Piazza. Aus meinem diesmal einsamen Zimmer sah ich hinaus in die abgerundeten Berge.

Nachwort.

Hier endet das Manuscript Spachs, das Professor Kraus uns gütigst zur Verfügung gestellt hatte. Er selber hatte sich vorbehalten, dieser Veröffentlichung aus seiner langjährigen vertrauten Bekanntschaft mit Spach noch begleitende und erläuternde Anmerkungen mit auf den Weg zu geben, darum hat ihn und uns sein Tod gebracht. Es sei deshalb hier nur noch bemerkt, dass das überaus flüchtige und unleserliche, namentlich in den Namen oft ganz unverständliche Manuscript in einer sauberen Abschrift Herr Kanzleirath Fastinger, dem dafür Dank und Anerkennung gebührt, erst für den Druck hergerichtet hat und dass die Revision des Ganzen von Herrn Archivassistenten Dr. Kaiser und Archivdirektor Prof. Dr. Wiegand besorgt worden ist.

IV.

Pfalzburg zur Zeit des jungen Goethe (1770).

Von

Dr. Wilhelm Kahl.

Am 23. Juni 1770 begab sich Goethe mit seinen beiden Freunden Engelbach und Weyland zu Pferd von Strassburg nach Zabern. Hier erregte besonders das bischöfliche Schloss mit seinem prachtvollen Park die Bewunderung der

---

Meinem Aufsatze liegt ein Vortrag zu Grunde, den ich am 6. März 1899 in Pfalzburg zum Besten des Strassburger Goethedenkmals gehalten habe; ich habe ihn besonders an den Stellen gekürzt, für die ich ein allgemeines Interesse nicht glaubte voraussetzen zu dürfen.

Leider gibt es noch keine brauchbare Geschichte Pfalzburgs. Neben einigen Arbeiten von Dagobert Fischer (Die Stadt Pfalzburg 1865, abgedruckt aus dem Els. Samstagsblatt 1865 Nr. 1. 5. 9. 13, und Revue d'Alsace 1880, 95 fg.) und von Lepage (vgl. besonders Communes de la Meurthe II, 273 fg.) kommen fast nur die Aufsätze von Arthur Benoît in Betracht, der sich um die Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit Pfalzburgs grosse Verdienste erworben hat: 1. Phalsbourg et ses monuments. Nancy 1870 aus: Mémoires de la soc. d'archéol. Lorraine XX; 2. Nouvelles recherches historiques sur Phalsbourg et ses environs. Nancy 1871, aus Mémoires etc. XXI; 3. Quelques lettres de George Jean, comte palatin de Veldenz et Lutzelstein. Jahrb. für lothr. Gesch. u. Altertumskunde. 1891 III, 17. — Ausserdem leistete mir wertvolle Dienste das Buch: A. Benoît, Vers les Vosges. Phalsbourg et Sarrebourg et leurs environs 1876, in dem Benoît mit wahrem Bienenfleiss allerlei Notizen auch über Pfalzburg aus älteren und neueren Geschichtsdarstellungen, Memoiren, Briefen, geographischen Werken, Reisebeschreibungen, u. s. w. zusammengetragen hat. Benoîts Buch ist ziemlich selten, da es nur in 70 Exemplaren gedruckt wurde.

Reisenden. Am 24. Juni 1770,[1] einem Sonntag, verliessen sie Zabern in aller Frühe und kamen, wie Goethe selbst sagt, (Dichtung und Wahrheit, Buch X): «zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen, erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit.» Nachdem Goethe die Steige näher beschrieben hat, fährt er fort: «So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mässigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichem Felsen von gleichem Gestein erbaut; die mit Kalk weiss ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Grösse der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugnis. Den Ort selbst fanden wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmässig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Strassen wandelten — es war Sonntags früh um neun — hörten wir Musik; man walzte schon im Wirtshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die grosse Teuerung, ja durch die drohende Hungersnot in ihrem Vergnügen nicht irre machen liessen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brot auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften. Sehr gern ritten wir wieder die Steige hinab.»

Mit ziemlicher Sicherheit darf angenommen werden, dass Goethe zu seiner Schilderung tagebuchartige Aufzeichnungen benutzte; sie spiegelt also die ursprünglichen Eindrücke wieder, die Goethe in Pfalzburg am 24. Juni 1770 empfing.

Er und seine Freunde zogen durch das heute noch in seiner alten Form stehende Deutsche Thor in Pfalzburg ein. Sie durchritten zuerst die äussere Umwallung und gelangten durch den Thorgang in das Innere der Stadt. Am Thore mussten die Pässe vorgezeigt werden; waren diese in Ordnung, so stand dem Betreten der Festung nichts im Wege. Schwieriger war es, bei Nachtzeit nach Pfalzburg zu kommen.[2] Dann war die

---

[1] Die auf Veranlassung der Pfalzburger Vogesenklubsektion am deutschen Thore angebrachte Gedenktafel «zur Erinnerung an Goethes Besuch in Pfalzburg» trägt in Folge einer falschen Angabe des Goethearchivs zu Weimar als Datum den **23**. Juni 1770. Dass Goethe am **24**. Juni 1770 in Pfalzburg gewesen sein muss, hat Froitzheim nachgewiesen: Zu Strassburgs Sturm- und Drangperiode 1770—76 (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsass-Lothringen, Heft 7 1886) S. 7; vgl. auch Strassburger Post 1899, Nr. 206 u. 226.

[2] Vgl. die anschauliche Schilderung aus Dibdin, Voyage bibliographique 1825, IV, 279 bei Benoît, Vers les Vosges, S. 7.

Zugbrücke aufgezogen. Auf dem Walle ging eine Wache auf und ab, die das Nahen von Reisenden zur Thorwache hin meldete. Der Wachthabende forderte dann die Reisenden mit lauter Stimme auf, ihm Namen, Stand, Herkunft und Ziel der Reise anzugeben. Darauf begab er sich zur Thorwache zurück und erledigte beim Platzmajor oder seinem Adjutanten die erforderlichen Förmlichkeiten. Dies beanspruchte oft mehr als 20 Minuten. So lange mussten die Reisenden draussen warten. Dann hörte man das Thor sich in seinen Angeln drehen; die Kette der Zugbrücke rollte nieder und schlug auf den Boden auf; die Pässe wurden abverlangt, und das Thor schloss sich wieder, nachdem der Wagen eingefahren war.

Die Festungsbauten, die Goethes Blick schon von weitem anzogen und seine Bewunderung erregten, waren das Werk Vaubans. Sobald Frankreich sich im Vertrage von Vincennes vom 28. Februar 1661[1] den Besitz Pfalzburgs gesichert hatte, liess Ludwig XIV. durch seinen berühmten Festungsbaumeister Vauban die alten Befestigungen gänzlich umbauen, da er zum Schutze der Zaberner Steige einer starken Festung bedurfte. 1679 wurden die alten Wälle, soweit es erforderlich war, abgetragen; am 6. August 1680 wurde der erste Spatenstich an den neuen Arbeiten gethan.[2] Leider hatten die Schwierigkeiten des Geländes zur Folge, dass Vauban seine Absichten nicht ganz verwirklichen konnte und seine ursprünglichen Pläne teilweise aufgeben musste. So enthielten die alten Befestigungen ein starkes Werk nach Norden hin, das Vauban durch eine Art Citadelle zu ersetzen suchte. Der Plan erwies sich aber als unausführbar, und bei den späteren Belagerungen der Stadt hat sich stets diese Stelle als die schwächste gezeigt.[3]

Trotzdem also Vauban in Pfalzburg nicht das leisten konnte, was er wollte, so trug doch das Ganze unverkennbar die Spuren seines Geistes und verleugnete die Aehnlichkeit mit den andern Schöpfungen des Meisters der Festungsbaukunst wie Saarlouis, Neubreisach, der Strassburger Citadelle u. s. w. nicht.[4]

Die ganze Festung bildete ein in die Länge gezogenes

---

[1] Bestätigt durch den Pariser Vertrag vom 21. Januar 1718; schon seit 1634 lagen französische Truppen in Pfalzburg: Benoît, Nouvelles recherches S. 11.

[2] Benoît, Phalsbourg S. 6.

[3] Benoît, Jahrb. f. lothr. Gesch. u. Altertumskunde III, 32.

[4] Die Pfalzburger Festungswerke wurden zu ihrer Zeit viel bewundert; doch fanden auch sie ihren Thersites. Guibert, der Verfasser eines s. Zt. vielgerühmten Essai général de Tactique, nannte die Werke: ouvrages sans capacité; er tröstete sich mit den Worten: Il est très incertain, que nous ayons jamais les Vosges à défendre; vgl. Benoît, Vers les Vosges, S. 42.

Sechseck; an den Ecken war je eine Bastion, dazwischen je ein Halbmond mit Courtine. Diese Werke erhielten 1771 durch den französischen Kriegsminister Marquis de Monteynard Namen;[1] so hiess Bastion 1 links vom französischen Thor Saint-Louis, 4 mit den Resten des pfalzgräflichen Schlosses,[2] der heutigen Militärbäckerei, Château u. s. w. Nach aussen führten 2 Thore, Porte d'Allemagne, das heutige Deutsche Thor, zwischen Bastion 4 und 5; Porte de France zwischen Bastion 1 und 2. Die Bastionen 3 und 6 enthielten Pulvermagazine, 5 das noch heute bestehende Zeughaus, links von 2, also auf dem Gelände des heutigen Bahnhofs, stand das Militärlazaret mit 250 Betten, das während der Belagerung von 1870 in Flammen aufging.

Die Festung hatte 2 Kasernen, die eine für Infanterie, das jetzige Landesarbeitshaus, die andere für Kavallerie, die heutige Kaserne A. Bei der Infanteriekaserne stand ursprünglich auch das Gouvernementsgebäude; später diente diesen Zwecken die heutige Kommandantur. Erwähnen wir nun noch, dass vor dem Deutschen Thor der Festungsbauhof (hangard et chantiers des constructions pour les ouvrages du roi) und gegenüber von Bastion 4 das Magazin für das fiskalische Brennholz war, so haben wir im wesentlichen aufgezählt, was die Festung Pfalzburg an bemerkenswerten militärischen Gebäuden enthielt.

Die Stadt war, wie Goethe schreibt, «regelmässig gebaut, wie sich's für eine Festung geziemt». Im Ganzen entsprach die Lage der Strassen und der Häuser dem jetzigen Zustande; auch einige Strassennamen (z. B. Moritzstrasse, Reiterstrasse, Zeughausstrasse) stammen noch aus jener Zeit.

Der Platz, jetzt Lobauplatz, früher place d'armes, erheischt noch einige besondere Worte.

Mitten auf ihm stand an der Stelle, wo sich seit 1859 das Lobaudenkmal erhebt, ein öffentlicher sechseckiger Brunnen;[3] er wurde von einer Quelle gespeist, die oberhalb Eichbaracken lag und deren Zuleitung unter der Kavalleriekaserne hindurchführte. Erst später wurde die Wasserleitung von Hültenhausen nach Pfalzburg gebaut.

---

[1] Benoit, Nouvelles recherches, S. 8.

[2] Der Gründer Pfalzburgs, Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz-Lützelstein, hatte das Schloss 1568—1570 durch Michael Wiedemann bauen lassen; vgl. u. a. Benoît, Jahrb. f. lothr. Gesch. III, 19, wo es aber in der Anmerkung statt E 149 349 heissen muss. Das Schloss diente später den französischen Offizieren als Wohnung, ging aber 1714 dadurch, dass einer der Offiziere mit Licht unvorsichtig hantierte, z. T. in Flammen auf. Ein Turm und die unteren Gewölbe stehen noch; vgl. L. Benoît (Bruder von A. Benoît) Rép. archéol. du dép. de la Meurthe in den Mém. de la Soc. d'archéol. Lorraine 1862. S. 33.

[3] Benoît, Phalsbourg S. 12.

Der Platz diente, wie schon sein Name sagte, hauptsächlich militärischen Zwecken; auf ihm wurden auch die Hinrichtungen vollzogen.[1]

Die Häuser rings um den Platz und in den benachbarten Strassen waren meist niedrig und nur einstöckig. Ein sächsischer Arzt Dr. Grimm, der 1773, also 3 Jahre nach Goethe, Pfalzburg besuchte, hebt dies besonders hervor.[2] Auch erwähnt er, dass man die Stuben, in denen ihm die Holztäfelung auffiel, nach französischer Sitte mit Kaminen, nicht mit Oefen, heizte.

An den Platz stiess, wie noch heute, jenes einstöckige Gebäude, das jetzt das Bürgermeisteramt, die höhere Mädchen- und die Mittelschule beherbergt. 1770 befand sich hier im Erdgeschoss die Garnisonhauptwache, im oberen Stock das Gericht. Da, wo jetzt die Stadthalle sich erhebt, waren 1770 noch bogenartige Hallengänge, sog. Arkaden oder Lauben, wie wir sie auch aus anderen Städten (Strassburg, Metz, Bern), für Pfalzburg aber besonders aus Erckmann-Chatrians Erzählungen kennen. Zwischen der Garnisonhauptwache und den Arkaden lag der kleine Hallenplatz, auf dem der Weinmarkt abgehalten wurde. Sonst fanden die Märkte, wie auch noch jetzt, auf dem grossen Platze statt.

Um die Ordnung auf den Märkten, überhaupt in Handel, Gewerbe und Verkehr, hatte sich der Mann grosse Verdienste erworben, der 1770 lieutenant général de police war: Gérard.[3] 1769 hatte er genaue Bestimmungen für die Metzger und Bäcker erlassen; aus dieser Bäckerordnung erfahren wir, dass 1769 das Getreide sehr teuer war; diese Teuerung muss bis 1770 fortgedauert haben; denn Goethe hebt besonders hervor, dass sich die Bewohner weder durch die grosse Teuerung noch durch die drohende Hungersnot in ihrem Vergnügen irre machen liessen. 1769 erliess Gérard auch eine Marktordnung, aus der wir hier nur die eine Bestimmung hervorheben wollen, dass Fremde nur auf dem Markte und hier erst eine Stunde nach den Gastwirten Fische kaufen durften, weil Fische in Pfalzburg stets schwer zu beschaffen waren.

Andere Polizeiverordnungen verboten alle lärmenden Versammlungen, so das Charivari bei 20 Franken Strafe. Die

---

[1] So wurden hier 1602 bis 1628 8 Frauen und 9 Männer als Hexen und Zauberer durch den Henker Christmann verbrannt, vgl. Lepage, Communes de la Meurthe II, 278.

[2] Grimm, Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich u.s.w. Altenburg 1775 bei Benoit, Vers les Vosges S. 90.

[3] Benoît, Nouvelles recherches S. 10.

Tanzmeister oder Violinspieler durften in ihren eigenen Wohnungen keine Zusammenkünfte von jungen Burschen und Mädchen abhalten u. s. w. Alle diese Verordnungen musste der Gerichtsdiener, den der Stadttrommler begleitete, mehrmals im Jahre öffentlich verlesen.

Das Hauptgebäude am Platze war die katholische Kirche.

Die Stadt, die der Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz-Lützelstein 1570 gründete, wurde fast ganz von Protestanten[1] besiedelt; für die wenigen Katholiken genügte die Kirche von Einarzhausen, das Filiale von Dann war. Als Pfalzburg lothringisch wurde, begünstigten die neuen Herren, die Herzöge von Lothringen, den Katholizismus und gegen Ende des XVII. Jahrhunderts war ganz Pfalzburg katholisch. Anfangs hatte die erweiterte Kirche von Einarzhausen genügt. Als aber die letzten Teile dieses Dorfes den Festungsbauten Vaubans zum Opfer fielen, wurde 1680 innerhalb der Umwallung eine katholische Kirche gebaut, da, wo jetzt das Haus der Frau Germain, das alte Eigentum des Barons von Parmentier, steht.[2] Sie war richtig nach Osten orientiert, während die jetzige Kirche nach Westen gerichtet ist; die Strasse, an die der Eingang der Kirche stiess, die jetzige Seminarstrasse, hiess rue Notre Dame; ein kleiner Kirchhof lag südlich von der Kirche. Der wachsenden Bevölkerung genügte diese Kirche bald nicht mehr, da sie nur 40 m lang und 16 m breit war. Man musste deshalb zu einem Neubau schreiten und zwar etwa an der Stelle der jetzigen Kirche, zu dem der Grundstein am 17. Juli 1738 gelegt wurde. So wenigstens besagt eine im Besitze des Kirchendieners Dürr sich befindende Kupferplatte mit folgender, bis jetzt noch nirgends veröffentlichter Inschrift: Hic praesens et primarius lapis ecclesiae urbis Phalsburgensis hodie 17 Julii 1738 benedictus fuit. NB. Supradicta ecclesia per obtentam a rege Ludovico XV nunc regnante concessionem aedificata est. Die in der Anmerkung erwähnte handschriftliche Chronik gibt dagegen 1742 als das Jahr an, in dem der

[1] Rathgeber, Die Schicksale des Protestantismus in Pfalzburg in den Deutsch-Evangelischen Blättern VIII, 1883 und Weiss, im Bulletin de la soc. de l'hist. du prot. franç XXXIX, 1890.

[2] Grandidier, Oeuvres historiques VI, 188; Benoît an verschiedenen Stellen der Schriften: Phalsbourg et ses monuments, und Nouvelles recherches; ferner: Le siège d. Phalsbourg de 1870, Nancy 1871, S. 29. Sehr wertvoll ist für diesen Teil der Geschichte Pfalzburgs, eine jetzt im Besitze der Frau Germain befindliche handschriftliche Chronik, die sehr wahrscheinlich den Kapuzinerpater Paul Bernet zum Verfasser hat. Benoît hat diese Chronik mehrfach benutzt; sie reicht bis in die Mitte des XVIII. Jhdts. und bringt ausser Auszügen aus Dom Calmet und anderen Quellen manche sonst nicht überlieferte Nachrichten.

Grundstein gelegt wurde; die Weihe sei durch den Pfarrer Bataille im Beisein der höchsten Militär- und Civilbehörden Pfalzburgs vorgenommen worden. Jedenfalls hat sich der Stadtpfarrer Bataille die grösste Mühe um den Bau gegeben, dessen Kosten der König bestritt; er weihte auch mit Genehmigung des Bischofs von Strassburg — denn Pfalzburg gehörte kirchlich zur Diözese Strassburg[1] — am 31. Mai 1743 das Tabernakel ein; sodann am 2. Juni 1743 die ganze Kirche, woran sich sofort der erste Gottesdienst im neuen Gotteshause anschloss.

Die Kirche, die der Belagerung von 1870 zum Opfer fiel, war der Himmelfahrt Mariä geweiht. Sie war ein schlichter Bau, der alle Effekthascherei vermied und mit einfachen Mitteln zu wirken suchte. Auf einem breiten Unterbau erhob sich ein viereckiger Turm; darüber wölbte sich eine Halbkugel, auf der ein Bild der Muttergottes stand, die segnend ihre Arme über die Stadt ausbreitete. Das Hauptschiff der Kirche wurde durch 5 Fenster erhellt, das Chor durch 2; ausser dem Hauptaltare hatte sie 2 Seitenaltäre; unter der Kirche war eine Cisterne.

Das war die Kirche Pfalzburgs, die Goethe ausdrücklich «geschmackvoll» nennt. Stellt man sie neben die jetzige katholische Kirche, so scheint der Vergleich zu Ungunsten der alten Kirche auszufallen, und schon wiederholt ist Goethes Urteil als zu günstig bezeichnet worden. Man darf aber nicht vergessen, dass der Baumeister an die gesetzlichen Bestimmungen gebunden war und die Kirche nicht zu hoch über die Wälle der Festung hinaufführen durfte. Um in dieser Hinsicht keinen Fehler zu begehen, lehnte er sich an die Kirche in der Citadelle von Strassburg[2] an, die auch 1870 zerstört wurde.

Mit ihren niedrigen, etwas gedrückten Verhältnissen passte die Pfalzburger Kirche aber sehr gut in ihre Umgebung von nur einstöckigen Häusern. Goethe hatte also nicht so ganz Unrecht, die alte Kirche als «geschmackvoll» zu bezeichnen, und Benoît, der mehrere Jahre vor 1870 in Pfalzburg Rentmeister war, gibt ihm ausdrücklich Recht; er hat sich mit dem neugotischen Stile der jetzigen Kirche nie aussöhnen können; sie passe weder im Baustile noch in den Grössenverhältnissen in ihre Umgebung,[3] und damit hat er nicht so ganz Unrecht.

Ausser der Stadtkirche und einer kleinen Synagoge besass Pfalzburg 1770 noch eine Klosterkirche im Kloster der Kapu-

---

[1] Und zwar zum Capitulum Bettburanum. Bettbur war ein kleines, jetzt untergegangenes Dorf bei Kleingöft; die Kirche steht noch; vgl. Clauss, Hist.-topogr. Wörterbuch des Elsass 1896, S. 116.

[2] Benoit, Nouvelles recherches S. 4.

[3] Benoit, Vers les Vosges S. 204.

ziner, dem heutigen Altbau des Seminars; die heutige protestantische Kirche wurde erst im XIX. Jahrhundert gebaut.

Die Kapuziner waren 1626 durch den Prinzen von Pfalzburg, Ludwig von Guise, den Gemahl der Henriette von Pfalzburg, nach Pfalzburg gerufen worden.

Am 23. Juni 1732[1] wurde der Grundstein zur neuen Kapuzinerkirche gelegt, deren Chor in dem heutigen Musiksaale des Seminars noch erhalten ist. Da das Kloster arm war, so mussten die Kosten des Baues aus milden Gaben bestritten werden, zu denen die Gläubigen der Pfarrei, ferner der Pfalzgraf von Lützelstein, der Herzog von Zweibrücken u. a. beisteuerten. Die Grafen von Leiningen-Dagsburg schenkten das erforderliche Bauholz. Am 1. September 1739 sangen die zehn Mönche zum ersten Male in der neuen Kirche die Metten und bezogen den fertig gewordenen Flügel des Klosters.

Wenden wir uns jetzt zu den Behörden und Beamten Pfalzburgs im Jahre 1770.[2]

In militärischer Hinsicht stand an der Spitze der Festung ein Gouverneur, der aber nicht in Pfalzburg zu residieren brauchte. Diese Gouverneurstellen gehörten zu jenen Sinekuren, mit denen der französische König seine Günstlinge belohnte. Der Gouverneur von Pfalzburg bezog jährlich 12000 Franken.[3]

1770 war Gouverneur Caesar Maria de Talaru, marquis de Chalmazel. Vor ihm hatte sein Vater diese Stelle bekleidet; er folgte ihm am 12. August 1756, 31 Jahre alt. Er war Oberst des Regiments, das seinen Namen trug, später Generalleutnant und Ritter des Grosskreuzes vom hl. Ludwig; ausserdem hatte er den Titel eines maître d'hôtel de la reine en survivance.

Harte Schicksalschläge trafen ihn während der Revolution. Das Haus der Talaru in Paris wurde der Familie genommen und in ein Gefängnis umgewandelt. Der alte Marquis wurde von Fouquier-Tinville angeklagt und in das Gefängnis des Luxembourg geschleppt. Am 22. Juli 1794 endete er sein Leben auf der Guillotine.[4]

Er war der letzte Gouverneur von Pfalzburg; wie seine Vorgänger weilte er nur selten in Pfalzburg. Die Amtsgeschäfte versah für ihn der lieutenant du roi als Kommandant der

---

[1] Ich folge hier der oben erwähnten handschriftlichen Chronik.

[2] Zum folgenden vgl. namentlich Stémer, Traité du département de Metz. Metz 1756 (mehrfach benutzt; so von Grandidier, Oeuvres hist. VI, 182; Lepage, Département de la Meurthe. S. 456); die Namen der Beamten u. s. w. sind teils dem amtlichen Alamanach royal für 1770 und 1771 entnommen, teils einigen Urkunden des Metzer Bezirksarchivs (meist Gehaltsquittungen), z. B. C 695, C 771.

[3] Benoît, Vers les Vosges, S. 5.

[4] Benoît, Phalsbourg, S. 20.

Festung. Diese Stelle bekleidete 1770 ein Chevalier de Seilhac. Zu den Offizieren der Festung gehörte ferner ein Kriegskommissar (commissaire des guerres), 1770 Charles François Fleury de la Philiponière; ein Platzmajor (major de la place) und sein Adjutant (aide-major), 1770 Sieur Mecquenem und Jean Baptiste de la Ricque. Die Garnison bestand gewöhnlich aus 2 Bataillonen Infanterie und 2 Schwadronen Kavallerie, über deren Kasernen schon oben gesprochen wurde. Innerhalb dieser Truppen fand ein sehr häufiger Wechsel statt, wie allein schon ein Blick in die gleichzeitigen Standesregister beweist. Jedenfalls lag 1769—1774, also auch noch 1770, hier das Infanterieregiment Royal-Suédois. Welche Kavallerie hier stand, konnte ich nicht sicher ermitteln, vielleicht das Dragonerregiment Lothringen. Artillerie lag in Pfalzburg nicht; dagegen gehörte zur Besatzung ein Oberstleutnant, lieutenant-colonel sous-directeur du corps royal d'artillerie, den die Artillerie-Direktion Landau nach Pfalzburg detachierte, mit einem Zeugoffizier (garde d'artillerie). Aehnlich stellte die Ingenieur-Direktion in Strassburg zum Geniekorps der Festung einen capitaine en second (Hauptmann II. Kl.), einen lieutenant en second (Unterleutnant) und einen Festungsbauunternehmer (entrepreneur des fortifications).

Für Löhnung und Verpflegung der Mannschaften sorgten ein Zahlmeister (trésorier des troupes) und ein Proviantbeamter (régisseur des vivres).

Das Militärlazaret, in dem, wie bereits oben erwähnt wurde, für 250 Betten Platz war, wurde von einem Chefarzt, 3 Stabsärzten und einem Assistenzarzt verwaltet, zu denen noch ein Apotheker gehörte.

Die katholische Militärseelsorge versahen die Kapuziner; für die Protestanten half, wie überhaupt für die Protestanten Pfalzburgs und der Umgegend, der evang. Pfarrer von Wintersburg aus.

Endlich sei noch erwähnt, dass in Pfalzburg eine Gensdarmeriestation war, zu der ein Brigadier und 3 berittene Gensdarmen gehörten.

Unter den Offizieren, die 1770 zu Pfalzburg in Garnison standen, haben sich einige einen berühmten Namen gemacht. So lebte hier als Hauptmann Baron Heiss, der in einer 1770 veröffentlichten Schrift von dem Rätsel des Mannes mit der eisernen Maske die Lösung gab, die heute als die wissenschaftlich allein berechtigte gilt.[1]

---

[1] Bröcking, Das Rätsel der eisernen Maske und seine Lösung 1898. Die Gemahlin des Hauptmanns Heiss muss sich ganz besonderer Beliebtheit erfreut haben, da sie im Kirchenbuch fast bei keiner Taufe eines Soldatenkindes als Patin fehlt.

Ferner gehörte 1770 zur Garnison Pfalzburg und zwar zum Ingenieurkorps Latour-Foissac,[1] der Erbauer der ersten Pfalzburger Wasserleitung. Er liess in den achtziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts bei Hültenhausen Quellen in Stein fassen. Das Wasser wurde in eisernen Röhren in das Zornthal geleitet, durch Heber (siphons) über die Zorn hinübergeschafft und dann 116 m hoch nach Eichbaracken geführt. Von hier gelangte es in die Stadt, wo es einen grossen Brunnen auf dem Platze speiste.

Leider war bei der ersten Anlage der Leitung mancherlei versäumt worden, so dass sie in den Revolutionsjahren ganz zerfiel. Mit einem Kostenaufwande von 120 000 Franken liess Napoleon I. sie 1811 wieder herstellen.

Wahrscheinlich stand hier schon 1770[2] Karl Eugen von Lothringen, Herzog v. Elbeuf, Prinz v. Lambesc, der sich dadurch berühmt gemacht hat, dass er am 12. Juli 1789 einen Ansturm der erregten Volksmassen auf die Tuilerien mit einer Abteilung des Reiterregiments Royal-Allemand schneidig zurückwarf.

Auf den Strassen und Spielplätzen Pfalzburgs tummelte sich 1770 eine muntere Schar Knaben, von denen mehrere später berühmte Offiziere im Dienste Napoleons I. wurden.[3] Denn in diese Zeit fällt die früheste Jugend jener Männer, um derentwillen Napoleon I. Pfalzburg une pépinière des braves nannte: Rottenburg, Gérard, Nevinger, Dupelin, Forty u. a. m. Der berühmteste unter ihnen aber, Marschall Lobau, war, als Goethe in Pfalzburg weilte, 4 Monate alt. Denn der Eintrag im Pfalzburger Kirchenbuch lautet: L'an 1770, le 21 février, est né Georges, fils de Joseph Mouton, bourgeois et maître boulanger de cette ville et de Cathérine Charpentier, son épouse, et a été baptisé par moi soussigné le même jour, ayant pour parrain Georges Mouton, bourgeois et maître boulanger de cette ville, et pour marraine Barbe Foltz, qui est signée avec nous.

Mouton, Barbara Foltz, Mouton,
Oberhauser, vicaire.

Wer etwas Phantasie hat, kann sich ausmalen, dass der Bäcker, bei dem Goethe und seine Freunde vergebens um Brot vorsprachen, Lobaus Vater oder sein Pate war.

---

[1] Benoît, Vers les Vosges, S. 150.

[2] Benoît, a. a. O., S. 149. 1773 kommandierte er in Pfalzburg das Dragoner-Regiment Lothringen, das vielleicht schon 1770 hier stand.

[3] Lepage, Département de la Meurthe II. 456. 1843 dienten an Pfalzburgern im französischen Heere: 5 höhere Offiziere, 30 capitaines und zahlreiche lieutenants und sous-lieutenants. Auch der Verteidiger Strassburgs 1870, General Uhrich, war ein Pfalzburger.

Wenden wir uns nun der Beamtenschaft Pfalzburgs im Jahre 1770 zu.

Im Pariser Vertrag vom 21. Januar 1718 hatte Leopold I. von Lothringen die Herrschaft Pfalzburg mit den Dörfern Lützelburg, Wilsberg, Hültenhausen und Haselburg endgültig an Frankreich abgetreten. Diese bildete mit der einen Hälfte von Garburg und Mittelbronn ein Amt (prévôté), in dem für die Rechtsprechung das alte Lützelsteinsche Recht galt.[1] Die Berufungen gingen an den oberen Gerichtshof (siège présidial) in Saarlouis, später in Metz, sowie auch hinsichtlich der Verwaltung das Amt Pfalzburg zum Departement Metz gehörte, erst seit 1790 zu Meurthe.

Zur prévôté Phalsbourg gehörten folgende Beamte:[2] ein prévôt royal und sein Vertreter, der lieutenant particulier; der procureur du roi, ein greffier, ein receveur des consignations qui est en même temps commissaire des saisies réelles, 5 avocats et procureurs, 4 notaires, 2 huissiers. Die Sitzungen fanden alle Freitage statt.

Die Staatsgelder verwaltete ein Beamter der Intendanz von Metz, der auch an den Zahlmeister, das Proviantamt und das Militärlazaret die Zahlungen leistete. Dazu kam noch eine recette particulière des domaines und eine recette particulière des bois. Da das Salz, wie noch jetzt in Frankreich, Staatsmonopol war, so befand sich in Pfalzburg auch ein amtlicher Salzschuppen unter einem saunier.

Seit 1756 war Pfalzburg auch Sitz eines Forstamtes, bestehend aus einem maître particulier, einem lieutenant particulier, einem garde-marteau, einem greffier, einem huissier, einem commis de la recette des bois und 2 arpenteurs.

Wie man sieht, ergab dies eine stattliche Anzahl von Beamten.

Recht umständlich wurde auch die Gemeindeverwaltung unter der französischen Regierung. Bis dahin hatte der Stadtrat aus einem Ober- und einem Unterschultheissen, dem Stadtschreiber und mehreren Schöffen bestanden. Jetzt erweiterte sich der Magistrat zu einem königlichen Bürgermeister und seinem Stellvertreter, 2 im Dienste mit einander abwechselnden Schöffen, einem dritten, nur auf Jahresfrist gewählten Schöffen, einem Prokurator, einem königlichen Advokaten, einem Kontroleur, einem Gemeindeschreiber und 23 Räten, von denen 11 conseillers-mains, 12 conseillers-échevins hiessen.

---

[1] Lepage, Département de la Meurthe I, 62.

[2] Absichtlich habe ich davon Abstand genommen, diese Beamtenbezeichnungen zu verdeutschen, da es meistens sehr schwer fällt, den richtigen deutschen Ausdruck zu treffen.

Der Gemeindebann umfasste ausser dem jetzigen Umfange noch die Häuser von Vierwinden, rechts und links der Strasse; die Bewohner Vierwindens waren aber schon damals in Dann eingepfarrt, wohin sie später auch eingemeindet wurden.

Dem katholischen Pfarrer von Pfalzburg standen 2 Vikare zur Seite, die noch Dann und Wilsberg versehen mussten;[1] 1770 war Pfarrer Gally de Pierreval, seine Vikare waren Oberhauser und Mathis, später Rumpler.

Ueber die Schulen war leider aus den Quellen gar nichts zu ermitteln;[2] die Kapuziner sollen eine Schule unterhalten haben, die auch Lobau besucht haben soll; doch war hierüber nichts sicheres festzustellen.

Für den Verkehr mit der Aussenwelt sorgte ausschliesslich die grosse Strasse von Strassburg nach Paris, für deren Unterhaltung ihrer hohen, auch strategischen Bedeutung wegen viel gethan wurde. Die Steige,[3] in der Goethe ein «Werk von unüberdenklicher Arbeit» erblickte, war 1728—1736 angelegt worden. Leider scheint sie nicht in allen Teilen mit der gleichen Sorgfalt gebaut worden zu sein; denn von 1741 an mehren sich die Klagen über den schlechten Zustand der Steige, das Vorhandensein von tiefen Geleisen u. s. w. Der Unternehmer, dem die Instandhaltung der Strasse übertragen war, liess es jedenfalls an der nötigen Sorgfalt fehlen, und so musste ihm im März 1770 gedroht werden, dass er seine Besoldung verlieren müsse, wenn er die Steige nicht gewissenhafter unterhalte. Dann wurde es besser.

Gegenüber diesen Klagen über die Steige werden wir uns nicht wundern, dass die andern Strassen wenig taugten. So hören wir, dass der Weg von Pfalzburg nach Dreihäuser auch bei gutem Wetter fast ungangbar war.[4]

Auf der grossen Strasse von Strassburg nach Paris, von der die Steige das wichtigste Stück bildete, fuhren nun neben vielen Privatfuhrwerken die königlichen fahrenden Posten, die sogenannten messageries royales, und die Briefposten. Bis 1791 war in ganz Frankreich das Postwesen an einen Generalunternehmer verpachtet.[5]

---

[1] Grandidier VI, 188.

[2] Maggiolo, Les écoles avant et après 1789 dans la Meurthe, la Meuse, la Moselle et les Vosges in den: Mémoires de l'académie de Stanislas 139, 200—281 und 140, 80—177 erwähnt Pfalzburg gar nicht

[3] Adam, die drei Zaberner Steigen 1896; vgl. auch Stieve, Die Zaberner Steige, im Vogesenblatt 1897, Nr. 16. 17.

[4] Benoît, Vers les Vosges, S. 5.

[5] Löper, Zur Geschichte des Verkehrs in Elsass-Lothringen 1873, S. 51.

Die Briefpost kam täglich — mit Ausnahme des Dienstags — Mittags 12 Uhr[1] vor das bureau de la poste aux lettres in dem jetzigen Hause Teissier; Postmeister war 1770 Bernet. Eine wichtige Person war der Posthalter. In Pfalzburg befand sich die Posthalterei vor dem französischen Thore, woran noch der Name «Poststall» erinnert; 1814 wurde sie in die sogenannnte Alte Post vor dem deutschen Thore verlegt. Der Posthalter — 1770 hiess er Masson — genoss in Frankreich besondere Vorrechte. Er war von allen öffentlichen Abgaben und Lasten befreit, namentlich auch von der Einquartierung. Besass er, was meistens der Fall war, ein Gasthaus, so brauchte er hierfür keine Steuern zu zahlen. Ausserdem war er von der Führung von Vormundschaften und ähnlichen Verpflichtungen befreit; man wollte ihn eben ganz seinem schwierigen Amte erhalten.[2]

Den Personenverkehr besorgten die bereits erwähnten messageries royales,[3] deren Wagen jeden Samstag von Paris abfuhren und nach 12 Tagen in Strassburg anlangten; ebenso dauerte die Rückfahrt vom Dienstag bis zum Samstag der nächsten Woche. Dem Generalpächter des Postwesens war vom Staate auferlegt, für gute, bequeme, leichtfedernde Wagen zu sorgen, und es war genau bestimmt, wie viel Pferde jede Art von Wagen haben musste; so waren für die am meisten gebrauchten achtsitzigen Wagen 6 Pferde vorgeschrieben. Jeder Postwagen war von einem Schaffner begleitet, der einen Stundenzettel bei sich führte, der von Post zu Post durch den Posthalter mit der Zeit der Ankunft und der Abfahrt ausgefüllt wurde. Der Posthalter war verpflichtet, die Pferde, die ausgewechselt werden mussten, rechtzeitig bereit zu halten; auch musste er für gut geschultes Personal sorgen, da er für jede Betriebsstörung haftbar war. Alljährlich wurden deshalb auch die Postpferde untersucht und die untauglichen ausgemustert; konnte der Posthalter nachweisen, dass das Pferd ohne sein Verschulden untauglich geworden war, so leistete ihm der Staat Ersatz. Wir sehen also, dass man, so gut es ging, für die Interessen der Reisenden sorgte, wenngleich eine Postfahrt in jener Zeit nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört haben mag.

Die Lage Pfalzburgs an der grossen Strasse von Strassburg nach Paris brachte es mit sich, dass zahlreiche hohe Persönlichkeiten auf ihrer Durchreise von oder nach Paris in Pfalzburg weilten, so 1690 der Dauphin von Frankreich, der Sohn Ludwigs XIV., 1725 Maria Lesczinska, 1792 Lafayette, 1801 Mo-

---

[1] Alamanach royal 1771, S. 486.
[2] Löper, a. a. O., S. 53.
[3] Alamanach royal 1771, S. 512 Löper, S. 56.

reau, 1803 Napoleon I. mit Josephine, 1810 Napoleons zweite Gemahlin Maria Luise, 1814 Duc de Beny, 1828 Karl X. von Frankreich, 1839 Victor Hugo, Mai 1770 aber Maria Antoinette.[1] Ueber Maria Antoinettes Aufenthalt in Strassburg und die ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten hat uns kein Geringerer als Goethe unterrichtet. So glänzend wie in Strassburg, wo Maria Antoinette zum ersten Male den Boden des Reiches betrat, über das sie an der Seite ihres Gemahls gebieten sollte, wurde sie in Pfalzburg nicht empfangen. Aber man that, was man thun konnte. Der Magistrat hatte 6 Franken für einen Wagen ungelöschten Kalk zum Weissen der Aussenwände der städtischen Gebäude bewilligt. Levasseur, der das Schiesspulver in amtlichem Verwahr hatte, lieferte zu den Böllerschüssen 4 Pfund Pulver, ebenso viel, als an der Frohnleichnamsprozession gebraucht wurde. Den Männern, die die Böller zu bedienen hatten, hatten das Böllern und der Festjubel solchen Durst verursacht, dass sie für Getränk zweimal mehr liquidierten, als das Pulver gekostet hatte. Die Fürstin wurde mit heller Freude begrüsst; ihre gewinnende, liebreizende Erscheinung begeisterte das Volk immer wieder zu dem Rufe: «Quelle est belle! Qu'elle est charmante.»

Jean Levasseur aber wurde später Mitglied der Nationalversammlung und hat den Gemahl Maria Antoinettes zum Tode verurteilen helfen.

Solche Fürstenbesuche brachten in das sonst so stille und ruhige Leben der Bewohner Pfalzburgs einige Abwechslung.

Werfen wir zum Schluss noch einen Blick auf die Einwohner Pfalzburgs zur Zeit des jungen Goethe!

Leider lässt sich die Zahl der Einwohner für 1770 auch nicht einmal mit annähernder Sicherheit bestimmen. Kurz vor der Revolution zählte man 230 katholische und 12 jüdische Familien;[2] die Garnison und die Vororte waren hierbei nicht mitgerechnet; für 1802 und 1822 sind uns für die Gesamtbevölkerung einschliesslich der Annexen 3100 und 3467 überliefert. Die Einwohner waren meist Handwerker und Gewerbetreibende — zahlreich sind aus den Standesregistern für 1770 die perruquiers nachweisbar — und zugleich Ackerbürger, die vor der Stadt einige Aecker besassen, die ihnen neben dem Handwerk oder dem Gewerbe den nötigen Lebensunterhalt abwarfen.[3]

---

[1] Ueber diese Fürstenbesuche vgl. namentlich Benoît, Vers les Vosges; über den Besuch Maria Antoinettes dortselbst S. 68.

[2] Grandidier VI, 187.

[3] Fabriken gab es auch damals in Pfalzburg nicht; dagegen bestanden hier 2 Bierbrauereien, die eine da, wo jetzt am Platze das Haus Defrance steht; die andere in der Bäckergasse, die früher rue des brasseurs hiess.

An Wirtshäusern, in denen schon 1770 die berühmte Pfalzburger Spezialität, das eau de Phalsbourg, verschenkt wurde, scheint es auch damals nicht gefehlt zu haben. Die berühmtesten Gasthöfe waren der «Basler Hof» und die «Stadt Metz» (jetzt Apotheke Wagner).

Wie noch heute suchten die Bewohner Pfalzburgs, indem sie das Nützliche mit dem Angenehmen verbanden, Erholung in ihren Gärten vor der Stadt. Sophie de la Roche, die Freundin Pfeffels, Wielands und Goethes, die 1786 in Pfalzburg weilte, hebt besonders hervor,[1] dass die Stadt mit einem Kranze reizender Gärten umgeben war, deren jeder ein Gartenhäuschen hatte. Wer aber keinen Garten sein eigen nennen konnte, dem boten die Wälle beliebte Spaziergänge mit schönen Ausblicken auf die nahen und fernen Wälder und Berge.

Die Unterhaltung wurde meist französisch geführt; schon 1628 wird besonders hervorgehoben,[2] dass in Pfalzburg fast nur französisch gesprochen wurde, und der Arzt Dr. Grimm, der 1773 in Pfalzburg war und auf dessen Mitteilungen wir uns schon wiederholt berufen haben, betont, dass nur die Arbeiter und die Dienstboten deutsch sprachen, dass überhaupt Lebensweise, Kleidung, Zimmereinrichtung, Zubereitung der Speisen u. s. w. französisch waren.[3]

So hatte denn die Stadt, die einst ein deutscher Fürst gegründet und mit deutschen Bewohnern besiedelt hatte, in verhältnismässig kurzer Zeit ihr deutsches Wesen abgestreift und französischen Charakter angenommen; in der Hauptsache wird dies der starken französischen Besatzung zuzuschreiben sein, die seit 1634 in Pfalzburg lag, noch ehe Pfalzburg rechtlich in den Besitz Frankreichs übergegangen war.

---

[1] Benoît, Vers les Vosges, S. 75.

[2] In den Colloques von D. Martin; vgl. Martin, Jahrbuch des Vogesenclubs XIII, 207; wenn Zeiller Recht hat, so sprach man allerdings kein feines Französisch; vgl. Zeiller, Zuegab von etlichen desz Heyl. Röm. Reichs Ständen, bei Merian, Topographia Palatinatus 1645, S. 14: allda (Pfalzburg) man neben der Teutschen allbereyt die Lothringische das ist eine grobe und verderbte Frantzösische Spraach redet.

[3] Benoît, Vers les Vosges, S. 90.

V.

Die Inschrift am St. Nikolausportal von St. Martin in Colmar.

Von

Th. Vulpinus.

Auf der Südseite des Querhauses von St. Martin in Colmar befindet sich das St. Nikolausportal, dessen Reliefs von Kraus (Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen II) als «das bedeutendste Skulpturwerk» dieser Kirche bezeichnet werden:

«In dem unteren Tympanon ist zwischen einem schlanken Säulenpaar der Patron St. Nikolaus dargestellt (als Bischof). Zu seiner Rechten gewahrt man drei Jungfrauen, von denen die dem Heiligen am nächsten stehende nach dem goldenen Apfel greift, den er ihr darbietet. In der Ecke kauert ein Mann. Der Sinn der Darstellung kann nicht zweifelhaft sein. Es ist die Szene, wo St. Nikolaus, um drei Jungfrauen vor der Schande zu bewahren, ihrem geldgierigen Vater, zu dreienmalen Goldstücke ins Haus wirft. Zahlreiche Legenden, Hymnen und bildliche Darstellungen zeugen von der Popularität dieser Szene . . . . Nicht so sicher ist die Deutung der Gruppe links von St. Nikolaus: Drei junge Männer, zwei mit umhängendem Sack, drängen sich an ihn heran . . . . man kann darin die drei Gatten sehen, welche der Vater mit dem geschenkten Gelde den Mädchen gewinnt, oder die drei unschuldig verurteilten Jünglinge, die der hl. Nikolaus vom Tode rettet (was in den Hymnen oft hervorgehoben wird); vielleicht auch die drei Schulknaben mit ihren Schultaschen nach dem Lied (Cahier I, 304): Trois clers aloient à l'école.»

Nach dieser Beschreibung des Bildwerkes gibt Kraus die Inschrift über dem Giebelfeld (S. 251; Abbildung des Portals selbst S. 232) in getreuer Nachbildung der Buchstaben und kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

+ Dat · cultor · trini · tria · tris · ut · det · · · (sibi?) trini · fama · fames · scort · ut · cedant · celitus · ortus · aurea · virginibus · dat · tria · dona · tribus · eripis nos · morti · nicolae · necisque · cohorti · +

Diese Inschrift sei «an mehreren Stellen unverständlich und bilde nur in ihrem letzten Teil eine klare Illustration zu dem Relief.»

Wir wollen versuchen, sie doch zu verstehen.

Zunächst ist festzustellen, dass wir leoninische (innen reimende) Hexameter vor uns haben:

Dat cultor trini tria tris ut det . . . (sibi?) trini
Fama fames scortus ut cedant celitus ortus
Aurea virginibus dat tria dona tribus
Eripis nos morti Nicolae necisque cohorti.

(Die dritte Zeile ist allerdings verunglückt und zum Pentameter geworden!)

Sodann geht, wie schon aus dem Zweck der Inschrift an sich, aus dem zweimaligen trini in der ersten Zeile hervor, dass dadurch das Bildwerk erklärt werden soll: St. Nikolaus in der Mitte und je drei Gestalten zur Rechten und Linken.

Statt «sibi trini» ist jedoch in der zweiten Hälfte der ersten Zeile zu lesen: «tria trini» (TA · RINI ·). Die Spielerei mit «drei» ist augenfällig. Wir fügen Satzzeichen hinzu und erhalten also:

Dat cultor trini tria tris, ut det tria trini:
Fama, fames etc.

Zu deutsch: «Es gibt der Pfleger (Lehrer, Erzieher) der drei (Jünglinge zur Linken) drei (Goldgaben) den dreien (den drei Jungfrauen, tris = tribus), damit coelitus ortus (der Himmelssprosse, der Heiland) gebe, dass die drei Uebel des anderen Trinums (tria trini, der Jungfrauen zur Rechten), nämlich: schlechter Ruf, Armut, Unzucht entweichen. —

In der dritten Zeile wird dann statt dat (das T der Inschrift ist von zweifelhaftem Aussehen) dem «eripis» der vierten entsprechend, «das» (du gibst) zu lesen sein. Also: «Du gibst drei goldene Geschenke den drei Jungfrauen, du entreisst uns (wie sie) dem Tod, o Nikolaus,[1] und dem Heere des Todes.»

---

[1] Die Inschrift hat: incolae; Kraus schreibt aber, wohl einen Fehler des Steinmetzen vermutend: nicolae. Das wird — am Nikolausportal — richtig sein und passt besser ins Versmass, obgleich

Wer die drei Jünglinge (zur Linken) sind, muss dahingestellt bleiben. Sie entsprechen eben den drei Jungfrauen und werden – St. Nikolaus ist ja der Kinder- der Jugendfreund (cultor juvenum) — am einfachsten als drei Schüler (Jünger) gefasst, wie sie sich denn auch sichtlich (Kraus) «an ihn herandrängen». Dabei ist ja möglich, dass der Verfasser der Inschrift an die drei vom Tode erretteten Jünglinge gedacht hat. Vergl. die Nikolaushymnen bei Mone I, S. 451:[1] «hic tres juvenes In-sortes morti destinatos Eruebat liberos» und S. 417 «tres ereptos vinculis» etc. Dass St. Nikolaus in Todesnöten angerufen wurde, erhellt aus S. 460: «Aufer mortis dispendia», aus S. 462: «Tuta me in mortis statu!» und aus S. 465 (deutsch): «Mangen hast du erlost Von des Todes arbait.»

Sehr geistreich ist die Inschrift nicht; aber es wird kaum gelingen, sie anders zu deuten.

---

auch incolae einen Sinn gäbe: mors incola, der uns einwohnende Tod, der Tod in der Sünde, als Gegenstück zur cohors des leiblichen Todes.

[1] Von den etwa 10 Stellen, die sich auf die drei Jungfrauen beziehen, sei die schönste hier mitgeteilt:

Ave, qui virginibus
auro subvenisti,
quas aeternae finibus
mortis abduxisti,
de domo spurcitiae
mundas eduxisti.
Nos a mundi faecibus
Tuis piis precibus
Duc ad domum Christi.

VI.

Matthias Ringmann

1482—1511.

Von

Th. Vulpinus.

Matthias Ringmann, genannt Philesius, ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unter den elsässischen Humanisten. Wer Näheres über ihn erfahren will, nehme den 2. Band der ausgezeichneten Histoire littéraire de l'Alsace von Ch. Schmidt zur Hand. Eine zusammenfassende Darstellung aus dieser Quelle gibt auch Knod im 1. Jahrbuch (1885) unseres hist.-liter. Zweigvereins nebst einer «freien» Uebersetzung eines von Schmidt mitgeteilten lateinischen Vogesengedichtes von Philesius. —

Schon dieses Gedichtes wegen verdient Ringmann, nicht vergessen zu werden. Aus demselben lässt sich aber auch recht wohl die nähere Heimat des Dichters nachweisen, über die man noch uneins ist. —

Ich gebe daher eine möglichst genaue Uebersetzung:

Die Vogesen.

Unser Vogesengebirge beginnt an den rhätischen Alpen,
Bis in der Trevirer Gau streckt sich der grünende Kamm,
Welcher die gallischen Fluren von Deutschlands Ackerern scheidet
Und aus den Adern zu Thal rauschende Wasser ergiesst.
Wo gen Westen es schaut, nach der sinkenden Sonne, da sieht's dein
Auge mit Fichten geschmückt, prangend in ewigem Grün,
Mosel entsendend und Meurthe mitsamt der Mortagne und Seille
Aus reichsprudelndem Born tief in das gallische Land.

All dies Wasser (ich kenne die Gegend [1]) vereinigt sich, ehe
Metz es erblickt in dem Gau mediomatrischen Stamms.
Hier heisst eigentlich erst es mit Recht die Mosel und fliesst nun,
Durch viel andres vermehrt, fort und zuletzt in den Rhein. —
Doch der Theil des Gebirgs, der den Aufgang schauet der Sonne
Und manch ragendes Haupt unseren Gegenden zeigt,
(Obgleich schattige Thäler es hier auch schmücken, und nirgends
Mangel an Baumwuchs herrscht bis an den Scheitel hinauf)
Bietet des Bacchus köstlich Getränk samt Gaben der Ceres,
Früchte verschiedenster Art, lachend in schwellendem Laub.
Hier wächst lieblicher Wein auf sonnengesegneten Hügeln,
Den man den Elsässer heisst, Elsässer, weil von der Ill.
Hier holt Baier und Schwabe den Sorgenverscheucher, ja schier ganz
Deutschland löscht sich den Durst gern an dem süssen Geschenk!
Hier rauscht Moder und Breusch und die Sauer herab aus der Quelle,
Hier fliesst Ill,[2] fliesst auch Du, mit dem Dörflein, o Scher,
Aus den Vogesen geschickt in die lachenden Matten als Dorfbach,
Der mein väterlich Haus streift in dem grünenden Thal! —
Welch ein Ergötzen, zu schau'n in der Fern' auf den Höhen die Burgen,
Die manch herrlicher Spross edelsten Blutes behaust,
Wo hoch oben Odilia schläft auf dem Gipfel des Berges,
Sankt Odilia, sie, unser, des Elsasses, Stolz!
Heil dir, Wasgau! Heil euch heimischen Bergen vor andern,
Reich an Gewässer und doch füllend die Becher mit Wein! —

Grandidier verlegt — ich weiss nicht aus welchem Grund — den Geburtsort des Dichters in die Gegend von Pairis bei Urbeis. Auch Schmidt neigt zu dieser Annahme. Mossmann dagegen denkt an Scherweiler und kommt damit der Wahrheit nahe; denn nach den letzten Zeilen unseres Gedichtes scheint mir die Scher ohne Zweifel der Heimatsbach Ringmanns zu sein. Ist es nicht bezeichnend, dass er nur unterelsässische Vogesenflüsschen anführt, mit der an sich ja unbedeutenden Scher abschliesst, sie allein mit du anredet und «cum vico d. h. mit dem Dörflein» hinzufügt? Und im Anschluss daran spricht er von dem Dorfbach (torrens villanus), der vom Gebirge in lachende Matten geschickt werde und in einem grünen Thal die heimischen Häuser (patrias domos) streife. — Aber Scherweiler kann das Dörflein nicht sein; denn es liegt nicht an der Scher (trotz des

[1] Er war wiederholt in Lothringen (St. Didel).

[2] Alsa hinc cum vico tu quoque Schara fluis. Es ist nicht einzusehen, was an dieser Stelle die schon oben erwähnte Alsa (Ill) soll. Sie kommt ja nicht von den Vogesen. Ich vermute einen Druckfehler für: Alta, das dann entweder zu origine in der vorhergehenden Verszeile zu ziehen ist (decurrit origine Sara—alta) oder zu Schara (Scher) gehört: die «alta Schara», die hohe (hochentspringende) Scher zur Unterscheidung von dem Bach bei Blienschweiler oder der kleineren Schernez.

Namens) und jedenfalls in der Ebene, während Ringmann von einem Thale singt und sich anderswo wiederholt einen Vogesengebürtigen (Vogesigena) nennt.[1] Nun denkt man zunächst an das Weilerthal, wozu namentlich der torrens villanus reizt. Aber die Verbindung der Scher mit diesem torrens in unserm Gedichte ist so augenscheinlich, dass nur ein und dasselbe Gewässer gemeint sein kann, und die Scher fliesst doch nicht im Weilerthal. Das Dorf an der Scher muss also anderswo gesucht werden und zwar am Oberlauf dieses Wassers, da wo es vom Gebirg in lachende Thalmatten geschickt wird und noch ein Giessbach (torrens) ist.

Vor einigen Jahren bin ich einmal vom Hohwald über den Ungersberg nach der Eisenbahnlinie Schlettstadt-Zabern gewandert und dabei durch Reichsfeld gekommen. Ich erinnerte mich später, dass durch dieses Dorf ein Bach fliesst, hart an den Häusern vorüber, und erkundigte mich schriftlich bei dem dortigen Hrn. Lehrer,[2] ob man dieses Wasser — den Oberlauf der Scher — in Reichsfeld Dorfbach nenne. Er antwortete mir: «Die Scher entspringt auf der Ostseite des Ungersberges in der Gemarkung von Reichsfeld. Sie hat drei Quellen, welche als sogenanntes Dorfbächlein vereinigt mitten durch Reichsfeld fliessen. Das Dorfbächel gilt allgemein als Anfang der Scher, heisst aber im Gemeindearchiv nur «ruisseau dit Bächel». Mit ihm vereinigt sich 100 Meter oberhalb der Hauptstrasse von Epfig nach Schlettstadt beim Forsthause Floretthal, ein weniger wasserreiches Bächlein, das durch Blienschweiler fliesst und wohl auch gerne als Quelle der Scher angegeben wird. Es entspringt an einem südlichen Vorsprung des Ungersberges. Soeben erwidert mir ein älterer Mann auf die Frage, ob er wisse, wie unser Dorfbächel heisse: Scher; habs noch nie anders gehört.» —

Blienschweiler kann nicht in Frage kommen; denn es liegt schon nicht mehr im eigentlichen Gebirge: nicht «penes alta cacumina». Aber bei Reichsfeld stimmt alles: der hohe Ungersberg, das grüne Thal, der Dorfbach, die junge Scher! —

Leider hat sich Ringmann nicht in die Heidelberger Matrikel «intituliren» lassen (vgl. Töpke, die Heid. Matr. Einl. XVI ff.), wie es im Mai 1489, 1492 und 1501 Martinus Abt de Scherwiler, Nikolaus Uwl de Scharwiller und Heynricus

[1] Sic ego qui Vogesi penes alta cacumina montis
Paganus viridi prodeo valle satus. (Schmidt II, 87, Anm. 3).

[2] Hrn. Lehrer Reithler sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt für seine Auskunft.

Kobelde ex Bleinswyler gethan haben! Aber wir wissen, dass er in der Musenstadt am Neckar gewesen ist, und sehen aus diesen Beispielen, dass Heidelberg ein beliebtes Ziel war für die Zöglinge der Schlettstädter Schule aus jener Gegend. Aber auch Ringmann hat diese Schule als Knabe besucht. Und die letzten Zeilen des Gedichtes, wo er die Umschau preist, die man in den Vogesen hat: die vielen Burgen und vor allem das Odilienkloster, wie weisen sie doch so deutlich gerade auf die Gegend des Gebirges, wo wir seine Wiege vermuten! Bis zum Beweise des Gegenteils behaupte ich also: Er war ein Bauernsohn (paganus) aus Reichsfeld.

Ob der Name Ringmann noch im Lande vorkommt? Ich habe darüber nichts erfahren können. Unser Philesius starb jung und unbeweibt 1511 an der Lungenschwindsucht.

Zum Schluss sei noch ein Epigramm von ihm mitgeteilt. Er war einmal kurze Zeit Lehrer der Münsterschule in Colmar gewesen, scheint aber dort — wie vorher schon andere — mit den Herren Schulpflegern üble Erfahrungen gemacht zu haben. Da schaffte er unter Anspielung auf den Kolben im Colmarer Wappen seinem Aerger Luft, indem er schrieb:

Kolbnarrensibus quibusdam. [1]

Si vocis primum fas est inquirere fontem,
Nomina sunt vestris vera profecto scholis!
Ex re nomen habent: vaco signat nempe scholazo
Et vestrae nimium saepe regente vacant.
Quare mansuram fugiat sperare quietem,
Post nos hunc sterilem quisquis arabit agrum!

Das ist verdolmetschet:

An etliche Kolbnarren.

«Schule», des Worts ursprünglicher Sinn wird klar dir in Colmar;
Namen und Sache, fürwahr, stimmen da schön überein!
Schola bedeutet ja «Musse» zunächst, faulenzen scholazein,
Ach, und in Colmar hat meistens die Schule — Vakanz,
Weil ihr der Rektor fehlt! — Gibs auf, hier Dauer zu hoffen,
Armer, der nach mir pflügt dieses verwilderte Feld!

---

[1] Hemistichia poetarum sententiosiora pro pueris (Strassburg bei Knobloch 1505).

VII.

Zum Falle Strassburgs.

Von

Dr. Karl Hölscher.

Die Herzogliche Bibliothek zu Gotha besitzt in einem Sammelbande (Dissertationes philosophicae 171, Nr. 20), ganz versteckt unter Abhandlungen philosophischen und belletristischen Inhalts, eine wertvolle deutsche Aeusserung über den Fall Strassburgs aus dem Jahre 1682, gedacht als Korrespondenz zwischen dem Strassburger und Wiener Turm. Obgleich das Stück schon teilweise bekannt ist,[1] verlohnt es sich doch der Mühe, das Ganze hier zum Abdruck zu bringen. Der Wortlaut der nur acht Quartseiten umfassenden Flugschrift ist folgender:

„Brieff-Wechsel / zwischen Deutschlandes vornehmsten Thurmen / dem Wienerischen und Strassburgischen eröffnet Aus Curienser Leute Cantzley. 1682.“

«Der Thurm zu Strassburg entbeut dem zu Wien alles Liebes und Gutes. Wiewohl ich allezeit gemeinet / dass / wie du dem Teutschen Reiche wider die Türcken / also ich wider die Frantzosen / statt einer Hut und Wacht dienen werde / und wie dir vorzeiten / wie ich vernommen / frey gelassen worden / wegen deiner Treue das Zeichen und Wappen des Türckischen Monden zu führen / also ich nicht weniger eine Lilie / so mehr eine Zierde meiner überwundenen Vater-Stadt / als des überwindenden Franckreichs / mir könte vor-

[1] Vgl. Hölscher. Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Strassburgs. München 1896, S. 117—119.

tragen lassen / in dem unlängst die Rede ergangen / als hätte dein Kayser und Ertz-Hertzog unsern Stösser[1] mit dem Nahmen Lilien-Feld / und mit einer Lilien Cron Bezierter / wegen guter Verrichtung und Erhaltung der Bürgerschafft / beehret. Denn das / wenn ein Unglück seyn soll / an Thürmen der Anfang gemacht werde / kanstu nicht allein ein Exempel an mir nehmen / sondern es hat auch vor Zeiten der Babylonische Thurm die Verwirrung der Völcker und Sprachen bedeutet; Ja vom Thurme zu Siloh ist durch ein Weib der König getödtet worden[2] / und haben schon längst die Traum-Ausleger angemercket / dass wenn einem von Thürmen träumet / der Zustand grosser Fürsten dadurch bedeutet werde. Die Warheit zu sagen / wir Thürme haben die grösste Gefahr von Winden und Wirbeln auszustehen: Ich habe von Sonnen-Untergang her Unglück gehabt / nehmlich daher / wohin sich mein Creutze kehret: Dir ist der Ostwind / ja auch durch unbekandte / bekandt / und vielleicht daher / wohin sich dein Mond wendet. Eines ist / welches ich dir in geheim schreibe / gleich wie mein Strassburg die Silbersucht gehabt / also ist mir ein gewisses Merckmahl deines künfftigen Untergangs / dass deine vornehmste Hofeleute eben an derselben Kranckheit liegen / und hat neulich / wo ich nicht irre / Seppenwill[3] eine grosse Summ Geldes deinem Verräther ausgezahlet. Ich Elender / der ich doch so viel Schuh höher bin als du / habe mein Unglück nicht übersehen können / aber ich habe einen höhern Bischoff zum General (Kayser) gehabt: Viel weniger wirst du dein Unglück von deiner Höhe zuvor sehen können. Derowegen fürchte dich vor den Bischoffen / nicht allein vor den nüchternen / sondern auch vor den Trunckenen / nicht vor den Klugen und Verständigen / sondern vor den Närrischen / und zwar vor dem jenigen / welcher nicht allein Oesterreich / Hungern und Deutschland verlohren.

«Aber weg mit dieser Muthmassung! Ich bin schon unter der Dienstbarkeit / unter welcher du ins künfftige seyn werdest, wird die Zeit lehren. Denn mit uns Thürmen ist es ietzund so beschaffen / dass wir / da wir vormahls herrscheten / itzund

---

[1] Vgl. über den aus altem Strassburger Geschlechte stammenden Rechtsgelehrten und XIIIer Gottfried Stösser, Edlen von Lilienfeld: Zedlers Universal-Lexikon, Bd. 40, Sp. 299 u. 684; ferner Strobel, Gesch. des Elsasses V, S. 229; Reuss, Fr. Reisseissens Chronik, S. 8; Marcks, Beiträge z. Gesch. v. Strassburgs Fall im Jahre 1681, ZGO., N. F. V; und ganz besonders Schulte, M. Ludwig Wilhelm von Baden. Karlsruhe 1892, I, S. 332.

[2] Leider weiss ich auch heute noch nicht, woher diese Worte genommen sind. [Vielleicht Verwechslung mit Sichem? Jud. 9, 53.

[3] Seppeville, der französische Gesandte in Wien.

zu dienen anfangen. Dieses glaube vor gewiss / dass ein vornehmer Astrologus, welcher solches alles vorlängst schon durch mein Fern-Glass gesehen / propheceyet hat / dass künfftiges Jahr deinem Oesterreiche sehr unglücklich (fatal) seyn werde / so gar / dass ich fürchte / wo du mir nicht schleunigst wieder schreibest / uns keine solche Gelegenheit mehr zu schreiben / übrig seyn werde. Gehab dich wohl. Gegeben den 2. Tag nach meiner Eroberung / im letzten Jahre der Freyheit / und im ersten der Dienstbarkeit. Vormahls dein Bundgenosse / nunmehr dein Nachbar der Strassburgische Thurm.»

«Antwort des Wienerischen an den Strassburgischen Thurm. Was du an mich von dir / deinen Bürgern und dererselben schändlichen Verrätherey schreibest / wundert mich nicht wenig / beydes weil es was ungewöhnliches und seltzames ist / dass Thürme schreiben / beydes weil ich es fast vor ein Wunderwerck gehalten / dass die vornehme deutsche Stadt / welche von Natur und Kunst befestiget / und an allen Sachen überfluss hat / eine Bunds-Genossin der Schweitzerischen Republic / und welcher die Dienstbarkeit unerträglich / sich so leichte dem Frantzösischen Joche unterworffen. Zwar deine Spitze / und darauff das Zeichen des Creutzes / kundte dich und die deinen nicht weniger / als mich und die Meinen / der Mond erinnern / dass wir der alten Tugend und Tapferkeit eingedenck seyn solten / wann die alten Christen vor Zeiten beständig vorgaben / dass man auff diess Zeichen nicht überwunden werde / sondern überwinde / und Treu und Glauben / nicht aber Untreu andeute. Deine Stadt hat mit weit grösserm Muth und Tapfferkeit vor Zeiten mit den Hunnen und dem Attila gestritten / als mit Ludwigen und den Frantzosen / da doch / dass auch denenselben könne wiederstanden werden / das fördere Thor und der weisse Thurm / und dessen Uberschrifft weiset / welcher / als Heinrich II. König in Frankreich / nach Eroberung der Stadt Metz / seine Armee in Deutschland führete / erbauet worden[1] / und nicht allein der Gewalt / sondern auch

[1] Die Inschrift am «Neuen Thore», wovon hier die Rede ist, lautete: «Henrico Gallorum Rege, militem in Carolum V. Imp. Aug. per hanc Germaniae partem ducente, S. P. Q. Argentinensis portam hanc aggere, et fossa muniri fecit, Anno 1552. Mense Majo.» Vgl.: «Eigentlicher Bericht von Bevestigung der so weit berühmten Stadt Strassburg.» Frankfurt am Main 1683, S. 10. Der Autor dieses «Berichtes» fügt, vielleicht in etwas ironischer Absicht, hinzu: «Und ist darauss abzunehmen / dass man sich dazumahl noch besser als heutiges Tages vorgesehen.» Am «Weissen Thurm» stand «mit güldenen Buchstaben» zu lesen: «Carolo V. Aug. Copias Germaniae in Turcam Pannonias invadentem ducente, Respub. Argentinensis portam hanc aggere, et fossa muniri fecit Anno 1532.»

den Siegen der Frantzosen widerstanden / daher ich deine Verräther einer Lilie würdig halte / aber einer solchen / die man sonst den ärgsten Schelmen auff die Stirnen oder Rücken mahlet. Dass das Geldgierige Strassburg bissher die meisten Cörper der Deutschen eingenommen / ist höchlichen zu beklagen; aber es ist kein Wunder / indem die Frantzösische Seuche bey unserer Nation itzund und gantz gemein / und mit den Sitten die Kranckheiten eingeführet worden. Denn wie denen so die Frantzosen haben / meistentheils die letztere Artzney ist / dass die faulen Glieder abgeschnitten werden: Also were auch billich / dass denen jenigen / welche die Geldsucht eingenommen / die Kehle abgeschnitten würde. Ubrigens was du von deiner Höhe / von Bischoffen / Sternseher / und Oesterreichs Untergange erzehlest / sind alles Artzneyen der Feinde des Vaterlands. Denn nicht so wohl die Höhe und Zierde / als die Tapfferkeit ist lobwürdig und / wo mir recht / so weist du gar wohl / dass wie man stets davor gehalten / dass du höher / als ich / so habe ich doch den Ruhm der Stärcke und Beständigkeit gehabt. Daher ist leicht zu schliessen / dass dein Fern-Glass nicht weniger betrogen werde / als der Bischoff betreugt: denn solche Generale habe ich allenthalben / welche / wenn mir irgends eine Gefahr von weiten zuhängt / das Unglück zuvor zu sehen / und Unglück abzuwenden / die Betrüger nicht zu scheuen / sondern zu verlachen wissen / viel weniger kann von ihnen Oesterreichs Untergang herrühren. Es ist schon längst / dass ein Philosophus, in dem er an Himmel sahe / in eine Grube gefallen / und den Weibern dadurch Anlass zu lachen gegeben. Die jenigen Weissagungen seyn gewisser / welche melden / das Oesterreich / ob es schon auff allerhand weise und wege verhindert werde / dennoch das letzte in der Welt seyn werde. Denn der allerhöchste Rächer der Ubelthaten / die verstorbenen Heiligen / das Gebet der Frommen / die Hände tapfferer Leute / die Eintracht der Bürger / werden vor meine Wohlfarth streiten / dass ich mich ins künfftige von keinem Winde / weder vom Ost- noch Südwinde / weder von bekanten / noch unbekandten Feinden / es mag kommen wie es wolle / meine Verräther mögen tichten und vornehmen / was sie wollen / sie mögen Geld geben / oder nehmen / nichts werde zu befürchten haben. Das glaube nur sicher / dass ich so leichtlich meine Freyheit nicht werde lassen zu Grunde gehen / welche ich / dass sie meinem Oestereich eigenthümlichen sey / und ewig bleiben möge / wünsche und gläube. Gehabe dich wohl. Der Wienerische Thurm.»

Den ersten Teil der Flugschrift, das Schreiben des Strassburger Turmes, kennen wir bereits; das lateinische Original ist uns, zusammen mit einer Antwort des Wiener Turmes, die

gleichfalls in lateinischer Sprache abgefasst ist, doch erst aus dem Jahre 1684 stammt, in einem fliegenden Blatte erhalten mit der Ueberschrift: «Responsio Turris Viennensis ad epistolam Turris Argentinensis, nuperrime ex scrinio remotioris amici ad hanc viciniam delata. Anno Christi 1684.»[1] Unzweifelhaft hat auch der Antwort des Wiener Turmes aus dem Jahre 1682 ein lateinisches Original, das als die vom Strassburger Turme verlangte schleunige Entgegnung zu betrachten ist, zu Grunde gelegen; das beweisen die mehrfachen ungeschickten Perioden. Der Uebersetzer wollte in seiner deutschen Gesinnung den Inhalt des Blattes den Massen des Volkes zugänglich machen. Man kann sich wirklich gut vorstellen, wie das kleine handliche Pamphlet in Quartformat auf Messen und Jahrmärkten von Kolporteuren unter die Menge verteilt worden ist.

Was nun den Inhalt der Wienerischen Antwort betrifft, so ist vor allem zu bemerken, dass im Jahre 1684 der Stephansturm aus dem Vollen schöpfen und dem der Reichsgemeinschaft entrissenenen ehemaligen Wächter im Westen mit eindringlichen Worten die Schmach, die dieser auf sich geladen, kundthun kann; hatte er doch gesehen, wie die seiner Obhut unterstellte Stadt Wien am 12. September des letzten Jahres heldenmütig ihre Belagerer davonjagte, während am 30. September 1681 in Strassburg von einer Belagerung gar nicht die Rede war! Das Schreiben des Jahres 1682 ist vorsichtiger: wie sich in Strassburg Verräter und Betrüger gefunden haben, worunter besonders der Bischof (Franz Egon von Fürstenberg), so kann auch Wien in gleicher Weise seinem Verderben entgegengeführt werden. Doch wird die Hoffnung ausgesprochen, dass die Weissagungen in Erfüllung gehen möchten, welche melden, dass Oesterreich das letzte in der Welt sein werde. Der Wienerische Turm baut auf Gott und die Heiligen, das Gebet der Frommen und die guten Eigenschaften seiner Bürger. Er findet es seltsam, dass Türme schreiben, im Jahr 1684 weiss er dagegen von der Beobachtung der Traumdeuter, dass in den Träumen der Türme das Geschick grosser Fürsten sich offenbare. Es ist leicht möglich, dass die Antwortschreiben des Stephansturmes in den Jahren 1682 bis 1684 noch mancherlei Versionen durchgemacht haben, die vielleicht noch der Auffindung harren. Sollten nicht die Worte aus der Ueberschrift des Flugblattes vom 1684 «nuperrime ex scrinio remotioris amici ad hanc viciniam delata» darauf hindeuten?[2] Zweifelhaft

[1] Vgl. Hölscher a. a. O. S. 117—126.
[2] Von der handschriftlichen Version des Jahres 1684 ist in Hölscher, Die öff. Mein. u. s. w., S. 125 und 126 die Rede.

ist es, ob der oder die Verfasser der zwei Jahre von einander getrennten Flugschriften identisch sind. Nehmen wir einmal einen und denselben Schreiber an: was kann er 1682 von Wien sagen? Nur das, dass er nicht wünscht, dass das Unglück, das Strassburg von Westen her überfallen, seiner Stadt von Osten her drohen möge. Oesterreich und Wien schienen dem Untergang geweiht, Ungarn war im Aufstande. Hinter den Ungarn standen die Türken. Die Lage war verhängnisvoll. Der Schreiber kann Strassburg an seine glorreiche Geschichte erinnern, und trotzdem ist die Stadt gefallen; von der Stadt Wien kann er nur die Beständigkeit rühmen, die sie schon einmal zu zeigen Gelegenheit gehabt (im Jahre 1529); möge sie auch jetzt der gleichen Eigenschaft treu bleiben! Das sind aber alles nur Wünsche. Wie ganz anders kann er sich im Jahre 1684 aussprechen! Die Feinde aus Osten sind geschlagen, Wien und Oesterreich sind befreit, die verräterischen Anschläge Seppevilles, die Befürchtungen der Astrologen, die an die Erscheinung des Kometen im Dezember anknüpften, sind zu nichte geworden. Sehr wirkungsvoll ist der Gegensatz zwischen der Argentina, der Stadt Strassburg, die an der Argentangina, an der Silbersucht oder Geldklemme leidet und einen Fremden zum Erben aller ihrer Güter, der Befestigungen, des Staatsschatzes und des Zeughauses einsetzt, und der Vienna, die trotz der üblen Vorbedeutungen, trotz des Verräters, den sie in ihren Mauern beherbergt (Seppeville), der belagernden Feinde Herr wird und im Bewusstsein der wieder gewonnenen Freiheit der ehemaligen Reichsgenossin und nunmehrigen Nachbarin dienstbereit sein will.

Mit dem «Briefl-Wechsel / zwischen Deutschlandes vornehmsten Thurmen / dem Wienerischen und Strassburgischen eröffnet Aus Curieuser Leute Cantzley 1682» ist wieder ein Stück der so umfangreichen Flugschriftenlitteratur jener Tage bekannt geworden. Diesen Erzeugnissen auf allen Wegen nachzuspüren, ist ausserordentlich schwer, da nicht jede Bibliothek einen eigenen Katalog darüber führt, wie die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München. In den meisten Fällen bleibt die Auffindung wirklich nur dem Zufall überlassen, wie bei dem behandelten Stücke. Es wäre ein sehr verdienstliches Werk, wenn die Bibliotheken einmal ihre Bestände auf derartige Stimmen hin durchgehen und diese ordnen wollten.

VIII.

Wie gewunnen, so zerrunnen.

Von

Wolfhart Spangenberg.

Neudruck von

E. Martin.

Ueber Wolfhart Spangenberg, den zahmeren Nachfahren Fischarts, hat Wilhelm Scherer gehandelt in unsern Strassburger Studien (1883) 374—378; vgl. auch J. Bossert, Allg. D. Biogr. 35, 46 ff. Auf den Titeln seiner Bücher übertrug er seinen Namen ins Griechische und fügte Andropediacus hinzu um seine Heimat Mansfeld zu bezeichnen. Ausgewählte Dichtungen habe ich als IV. Band der Elsässischen Literaturdenkmäler aus dem XIV—XVII. Jahrhundert wiederabdrucken lassen; einige griechische Dramen in deutscher Bearbeitung O. Dähnhardt für den Literarischen Verein in Stuttgart, Tübingen 1897/8. Während diese das akademische Theater in Strassburg, die beste Bühne jener Zeit in Deutschland, im Auge haben, sind andere scherzhafte Stücke Spangenbergs für die Aufführungen der Meistersänger in Aussicht genommen worden. So auch das hier folgende. (Strassb. Stud. I, 94.) Eine Abschrift aus dem Exemplar der Berliner Bibliothek, worin die letzten Blätter fehlten, ist inzwischen vervollständigt worden durch die Güte des Herrn A. Englert, welchem der Antiquariatsbuchhändler Herr Ludwig Rosenthal in München Hildegardstrasse 16, ein vollständiges Exemplar freundlichst zugänglich gemacht hatte. Die Zeilen 2. 3. 8. 10—12 des Titels sind im Original rot gedruckt. Die Schreibung und Interpunktion Spangenbergs behalte ich bei, übergehe die Custoden und füge der Signatur auch die Blattziffer bei; ebenso zähle ich die Verse.

Wie gewunnen, so zerrunnen.
Ein kurtzweilig
Spiel, von der Weltkinder listi-
gen Practick vnd Rencken Geldt zu ge-
winnen: Auch von der from̄en Armen schweiss
vnd Arbeit: vnd was ein jeder endlich fůr Glück
darbey hat zu gewarten:
Zur Lehr vnd Warnung gestellet
Durch
Lycosthenem Psellionoros Andropediacum.
[Holzschnitt: Herr und Dame im Wald einander
eine Börse überreichend.]
Nürnberg,
Bey Georg Leopold Fuhrmann, 1613.

Personen dieses Spiels. [12]

Warmund, redet den Prologum vnnd Epilogum.
Spiel Cuntz, ein verlohrnes Kind.
Seltenfromb, ein listiger Fuchs.
Fromm Man, ein armer Rebbawr.
Reichhart, der Wucherer.
Alfantz, der Lackey.
Murr Greth, dess Bawren böse Fraw.
Das Glück, in eines Engels gestalt.
Vielwitz, der Schultz:

Warmundt. Prologus.

GOTT grüss euch all jhr lieben Leut, [2]
Die jhr euch habt versamblet heut,
Vns zu Ehren, an diesem ort:
Ich bitt jhr wollet wenig wort
Von mir anhören allesamm.
Ich heiss Warmund, das ist mein Nam:
Vnd bin jetzt kommen da herein,
Dass ich auch bey dem Spiel möcht seyn.
Nun als ich wolt hierauff jetzt gehn,
Fand ich drauss für der Thüren stehn
Meister Klügling, den feinen Mann:
Der alle dinge tadlen kan:
Vnd dem man nichts kan machen recht,
Es ist jhm alles nur zu schlecht,
Wers gleich gemacht mit höchstem fleiss:
Das macht, er ist so gar Nasweiss,

Vnd kan doch selbst, von solchen Sachen,
Nichts nutzlichs noch lehrhafftigs machen:
Derselbig Meister Klügling nun,
Fragt mich, was ich allhier wolt thun?
Ich sprach: Ich will zum Spiel auch gehen,
Vnd dieser Action zusehen.
Bah! sprach er: was ists für ein Spiel!
Ein Weltlich ding: Es nutzt nicht viel. Aij
Es seynd nur leichtfertige Sachen:
Nichts lehrhafftigs kan man drauss machen
Es ist auch ärgerlich, dermassen
Dass man es wol hett bleiben lassen.
Seht! lieben Leute: solche wort
Trieb Meister Klügling an dem ort:
Diese Action zu verachten.
Aber, jhr sollet diss betrachten,
Dass bey einem Frommen kein ding
So schlecht seyn kan, noch so gering,
Das er jhm nicht könnt nützlich machen.
Also auch hier in dieser Sachen:
Ob schon das Spiel kurtzweilig ist,
Doch kan darauss ein frommer Christ
Die Warnung, Lehr vnd Trost fein merken,
Glauben vnd Lieb damit zu stercken.
Dann in der Christlichen Gemein,
Ist reinen Hertzen alles rein,
Demnach will ich kurtzlich hierneben
Bericht von diesem Spiel euch geben.
Ein ernste Warnung solt jhr haben,
Am Spiel Cuntz dem versoffnen Knaben,
Euch zu hüten für Spiel vnd Sauffen.
Das sollen mercken, in dem hauffen,
Zur Warnung alle Jung Gesellen,
Dass sie nicht kommen in die Höllen.
Aber dem Weibsvolck in gemein
Soll die Murr Gred ein Spiegel seyn:
Damit sie auch nicht also murren,
Vnd jhre Ehmänner anschnurren,
Wie es doch offt geschicht zur frist. [3]
Hüt euch: dann solchs nicht Christlich ist.
Die Reichen nehmen zu der Fahrt
Ein Exempel an Herr Reichhart:
Welcher auss Vnbarmhertzigkeit
Nicht hilfft dem Armen, zu der zeit:
Sondern ist geitzig in seim Sinn:
Zu letzt führts gar der Teuffel hinn.
Diss solt jhr alles mercken fein
Vnd euch lassen ein Warnung seyn.
Drey Hauptlehren mercket zur frist,
Vnter denen die Erste ist

Nemblich: Wie man ein Gut gewinnt,
Also es widerumb zerrinnt.
Wie jhr am Reichhart habt zusehn,
Vnd auch dem Spielcuntz wirdt geschehn.
Die Ander: Wer vertrawet GOTT,
Den lässt Er nicht in seiner Noth.
Wie der einfältig Fromm Mann thut,
Dem GOTT bescheret Geldt vnd Gut.
Die Dritt: Wann vns die Welt verlest,
So ist dann GOTTES Hülff die best.
Wie auch dem Fromm Man widerfehrt,
Weil er GOTT allein liebt vnd ehrt.
Der Trost gibt vns diese Bericht,
GOTT verlässet die seinen nicht.
Also der fromm Man GOTT vertrawt.
Vnd im Glauben auff jhn bawt:
Hat vnter seinem Creutz Gedult,
Ob er schon von seim Weib kein Huld Aiij
Noch kein Gunst kan haben: vnd zur frist
Von jederman verlassen ist.
Doch wart er seines Ampts mit Ehren:
Thut sich seiner Hand Arbeit nehren:
Strafft sein Weib wegen der Bossheit,
Doch fein sanfft mit Bescheidenheit:
Er denckt, soll er sie noch viel schlagen,
Den Teuffel damit ausszujagen:
So dörfft er wol hergegen zehen
Hinein schlagen. Wie offt geschehen.
Summa durch Glaub, Lieb vnd Gedult,
Erhelt der Fromman GOTTES Huld,
Der jhm auch endlich, in seym Leben,
Ein friedlichen Ehstand thut geben:
Vnd wendet all sein Creutz behend,
Zu einem Glückseligen End.

Der Erste Act.

I. Scena.

Spiel Cuntz.

Ey, ist dann all Vnglück gemein,
Diss Jahr zu mir kommen allein!
Ist dann kein Glück mehr inn der Welt?
Dass bey mir bleiben will kein Geldt!
Nun hab ich doch in einem Jahr,
Verspielt fünffhundert Gulden par.
Ohn was ich sonsten hab verzehrt.
Ey: wie hat sich das Glück verkehrt!

Nun war mein Patrimonium [4]
Am Geldt nicht ein geringe Summ.
Das alles ist hindurch gebracht,
Welchs mein sauffen vnd spielen macht.
Jetzt bin ich arm vnd hab kein Geldt:
Vnd will mir niemand in der Welt
Mehr trawen, bey all meiner Ehr:
So hab ich auch kein Kleider mehr.
Dann schawt: wie geh ich nur zurrissen.
Der Teuffel hat mich gar beschissen.
Nun kan ich gleichwol solcher massen,
Mein fressen vnd sauffen nicht lassen.
Dann solt ich kein Geldt haben frey:
Vnd übel fressen auch darbey.
Das wer doch zu gar viel Unglück:
Wolan, ich muss auff List vnd Tück
Gedencken, vnd wie ich mit liegen
Etwan möcht gute Leut betriegen.
Botz Ess Zinck Tauss! wie kommt so fein
Der Selten Fromb jetzt dort herein.
Den muss ich da vmb Rath bald fragen:
Er weiss mir bald ein griff zu sagen.

Seltenfromb.

Spiel Cuntz, wie so trawrig? wie stehts?
Was thust du da? sag mir: wie gehts?

Spiel Cuntz.

Vbel genug: Ich hab kein Geldt.

Seltenfromb.

O es ist noch viel in der Welt. Aiiij

Spiel Cuntz.

Was hilffts: dass Geldt hab jederman,
Wann ich sein nicht geniessen kan.
Es will kein Heller mehr zu mir.

Seltenfromb.

Wie, wenn ich nur könnt helffen dir,
Dass du zu Geldt möchst kommen fein.

Spiel Cuntz.

Seltenfromb, liebster Bruder mein,
Weist du etwas verhalt mirs nicht,
Vnd gib mir dess guten Bericht
Ich wills widrumb vergelten dir.

Seltenfromb.

Wolan, wilt du versprechen mir
Halben theil, so es dir gelingt,
Das dir mein Kunst zu wegen bringt?

Spiel Cuntz.

Ja, warlich: schaw, bey meiner Ehr.

Seltenfromb.

Hast du sonst keine Kleider mehr?

Spiel Cuntz.

Nein, das sindt meine Lumpen all.

Seltenfromb.

So will ich dich auch in dem fall
Fein Hofmännisch herasser putzen,
Die Kleider mögen dir nichts nutzen.
Dann Ehrliche Leut trawen nicht [5]
Ein solch zurissnen Bösewicht.

Spiel Cuntz.

Was muss ich aber weiter thun?

Seltenfromb.

Das will ich dir jetzt sagen nun.
Es wohnt ein Mann in dieser Statt,
Der viel Geldt ausszuleyhen hat
Vmb Zinss: vnd auch vmb vnterpfand:
Der hat stets par Geldt in der Hand.
Derselbig soll dir leyhen frey
Ein hundert Cronen, oder zwey.

Spiel Cuntz.

Ja; worauff? Ich hab kein Pfand nicht.

Seltenfromb.

Hör doch zuvor meinen Bericht,
Vnd lass dich von mir recht bescheiden.
Gantz Hofmännisch will ich dich kleiden.
Deine Finger bestecken auch
Mit Ringen, recht nach Adels Brauch:
Vnd muss du dich bey ihm als dann
Aussgeben für ein Edelman.
Und jhn, nach Adelichen sitten,
Vmb eine Summa Geldtes bitten:
Die er dir wöll stellen zu hand,
Vmb ein köstliches Vnterpfand.

Spiel Cuntz.

Was meinst, dass jch jhm geben solt: A v
Ich hab weder Silber noch Goldt.

Seltenfromb.

Hör mir zu: Ich will dir darneben,
Ein übergülte Ketten geben:
Dieselb ist lauter Messing zwar:
Doch mit Goldt überzogen gar.
Vnd übergültet recht mit fleiss;
Vff rechte Alchimistisch weiss.
Es helt dermassen solche Prob,
Dass auch ein Goldtschmid zweiffelt drob.
Drauff leiht er dir, sag ich fürwar,
Zwey hundert Cronen also par.

Spiel Cuntz.

Ich weiss wol du kanst in der Sachen,
Mich bald zu einem Herren machen.
Dann du steckst voller Trug vnd List:
Dieweil du bist ein Alchimist.

Seltenfromb.

Wolan. es gilt gleich wer ich sey:
Ich will dir helffen, glaub mir frey.
Stell du dich nur fein Adelich,
Vnd lass fürs ander sorgen mich.
Doch soltest du auch bey dir haben,
Einen Lakeyen oder Knaben,
Der auff dich wart vnd dir nachtritt.

Spiel Cuntz.

In der eyl weiss ich keinen nit.

Seltenfromb.

Ich hab einen Lecker bey mir, [6]
Denselben will ich leyhen dir.
Der kam zu mir erst diese Mess.
Ein arger Schalck; ein rechts Tauss Ess.
Ist auf all Schalckheit abgericht.
Du könnst jhn besser wünschen nicht.

Spiel Cuntz.

Mein Bruder, ich seh dich, ohn schertz,
Viel lieber als mein eigen Hertz.
Ich bitt dich, lass vnns dieser Sachen
Jetzund alsbald ein Anfang machen.
Dann ich hab nun kein frieden nicht,
Biss ich den Handel hab verricht.

Seltenfromb.

So geh her bald, vnd folge mir,
Ich muss in der Sach geben dir
Noch weittere Instruction.

Spiel Cuntz.

Wolan: Geh fort: Ich folge schon.
Sie gehen beyde miteinander hinweg.

Scena II.

Fromm Man der Bawr.

A Ch: wie ists doch in dieser Welt
So arm Ding, wann man nicht hat Geldt.
Ich bin ja recht ein Armer Mann,
Der ich mich kaum erhalten kan.
Ob ich schon bin ein Bawrsman zwar,
Nun lenger dann wol viertzig Jar.
So hab ich doch mit grosser Noth
Gewonnen kaum das täglich Brot.
Was ist mir nun in diesen Landen
Für gross Vnglück gangen zu handen?
Mit Kriegsvolk, Brandt, Thewrung, Viehsterben,
Was solt einer dabey erwerben?
Müh vnd Arbeit war offt verloren,
Wann mir die Reben gar erfroren.
Vnd was ist mir geschehen zwar
Ein zeitlang her nun etlich Jahr.
Darob ich auch endlich zuletzt,
All mein Rebäcker hab versetzt.
Jetzt, da GOTT lob wol steht der Wein,
So ist kein Rebacker mehr mein.
Vnd hab darzu kein Geldt, dass ich
Sie wider köndt lösen an mich.
Ach, wenn ich doch zu dieser frist
Etwan ein frommen Christen wist,
Der mir Geldt auss Barmherzigkeit
Wolt leyhen, nur ein kleine zeit:
Biss ich den Herbst hett eingebracht,
Vnd biss ich hett den Wein gemacht.
Ich wolts ihm redlich wider geben,
Vnd auch ein Ohmen Weins darneben,
Mit grosser Danckbarkeit verehren,
Von meinetwegen zu verzehren.
Nun wist ich niemand in der Welt
Den ich ansprechen möcht vmb Geldt.
Ach: Ich bin leider gar zu arm, [7]
Vnd bin veracht dass GOTT erbarm!
Hab nichts denn Armut, Angst vnd Noth,
Kein Wein, kein Geldt, kein Frucht, kein Brot.
Ist kein wunder so ich entlauff:
Wann ich mich anschaw von Fuss auff,
Die Schu sindt zerbrochen vnd alt,
Die Strümpff zurissen gleicher gstalt,

Die Hosen auch fornen vnd hinden,
Glaub kaum dass ich würd einen finden,
Der mir umb diesen Kittel eben
Gerne würde sechs Plappert geben.
Was soll ich sagen von meim Hut,
Er ist doch weger auch nicht gut.
Vnd hab darneben auch nicht minder,
Nacket vnd bloss, viel kleine Kinder.
Die ich mit Arbeit vnd in Ehren
Gleichwol soll aufferziehn vnd nehren.
Ich mein! ich könn von Armut sagen.
Doch wolt ichs alls gedultig tragen,
Wann ich ein fromme Frawen hett.
Aber ich hab an meinem Bett,
So gar ein Marter böses Weib,
Die bringt mich schier vmb Seel vnd Leib:
Die mich zu Tag vnd Nacht stets plagt,
Vnd mir das Hertz im Leib abnagt.
Will mit gewalt mich dahin treiben
Ich soll lernen lesen vnd schreiben.
Vnd nun erst in die Schule gehn,
Dass ich auch könn ein Dienst versehn.
Vnd etwan Schaffnerey verwalten,
Ach GOTT! es thuts nicht mit vns Alten.
Ich bin nun mehr ein alter Tropff,
Vnd hab ein vngelehrten Kopff.
Doch weiss ich wol, sie wirdt mich plagen,
Vnd endlich in die Schule jagen:
Da werd ich müssen lernen schreiben,
Sie läst mich nicht daheime bleiben,
Vnd solt ich alls verlernen zwar,
Sieh da! jetzt wirdt das Sprichwort war:
Wenn man dess Wolffs gedenckt zur zeit,
So ist er gwisslich nicht mehr weit.

Murr Greth die Bäwrin.

Ey! stehst du noch da: du Vnflat:
Ich meint du werst schon in der Statt;
Vnd hettest die Sachen verricht.
Du nichtswertiger Bösewicht.
Dass dich botz krancket schend! geh fort.

Fromm Man.

Ey Murrgreth, Murr Greth, gib gut wort:
Bin ich doch jetzt schon vff der Reyss.
Was thust? was führst du für ein weiss?

Murr Greth.

Ich hör wol: Ich solt dir darneben
Noch viel guter wort darzu geben?

Du Bettler: was hab ich von dir,
Der du doch kaum erwirbest mir
Vnd dein Kindern das trocken Brot:
Bey dir leyden wir Hungers Not:
Vnd müssen auch noch Hungers sterben, [8]
Wann Du nichts anders wilt erwerben.

Fromm Man.

Mein Weib, hör was ich sag, ohn spott,
Schaw, es lebt noch der Trewe GOTT:
Denselben wolln wir ruffen an,
Er wirdt vns gwisslich nicht verlahn,
So ferrn wir Ihm im Glauben trawen.

Murr Greth.

Wilt aber auff dein Beten bawen?
Warlich, dein schönes Beten hatt
Mich noch niemals gemachet satt.
Du must lang beten in der Not,
Dass man dir bring zu Hauss das Brot.
Du hast gebett nun viertzig Jahr,
Es nutzet mich nicht vmb ein Har.
Ich habe sein noch nie genossen:
Dein Beten hat mich offt verdrossen.
Lug du dafür, wie du mit Bitt
Jetzt Gelt aufftreibst: damit wir nit
Gar vmb vnser Rebäcker kommen.

Fromm Man.

Es geht mir gleich wie allen Frommen:
In Creutz, Angst, vnd Trübsal ich leb.
O Weib: O dass dirs GOTT vergeb!
Treibest du darauss deinen Spott,
Dass ich embsig bete zu GOTT.
Beneben vnsern Kinderlein.
Ja, wann auch Du, neben vns fein,
Zu GOTT würdest beten fortan,
So wirdt es besser vmb vns stahn.
Aber, du bist ein böses Weib:
Vnd sorgest nur hie für den Leib,
GOTT geb wies vmb die Seele steh.
O! wie hab ich so böse Eh
Mit dir, weil du so gottloss bist;
Vnd betest auch zu keiner Frist.
Sobald du nur vom Bett auffstehst,
Im gantzen Hauss du vmbher gehst,
Vnd kanst nichts als zancken und fluchen:
Den Teuffel hindern Ofen suchen.
Was soll denn da für Glück auch seyn.

Murr Greth.

Ey wie kanst du predgen so fein:
Vnd bist doch nie kein Pfaff gewesen.
Wart, wart, du must mir lernen lesen,
Vnd inn der Schulen lernen schreiben:
Ich will dich wol zum Paren treiben.
Du must mir in die Schul hinein,
Oder must mein Mann nicht mehr seyn.

Fromm Man.

Was soll ich in der Schule thun?

Murr Greth.

Lesen vnd Schreiben. Merckts [*l.* Merckst] mich nun? [9]
Du must mir in die Schule gehn,
Dass du auch könnst ein Dienst versehn,
Vnd etwan noch ein Schaffner werden.

Fromm Man.

Ach GOTT! Ich glaub es sey auff Erden
Kein vngeschickter Mensch als ich.
Ich lerne doch nichts, sicherlich.
Was wilt du doch nur auss mir machen?
Die Kinder werden meiner lachen.
Ich lern doch nichts. Ich bin zu Alt.

Murr Greth.

Du must mir lernen mit Gewalt:
Vnd noch morgens Tags früh auffstehn,
Vnd in das nechste Dorff hingehn
Zum Schulmeister: mit dem ich hab
Schon alle ding geredet ab.
Kurtzumb, da wirdt nichts anders auss.
Oder komm mir nicht mehr zu Hauss.

Fromm Man.

Schweig nur, vnd gib zufrieden dich:
Ich will thun was du heissest mich.

Murr Greth.

Ich rath dirs du lassest dir sagen,
Wofern du nicht wilt seyn geschlagen.

Fromm Man.

Mein! Lass doch deine böse wort.

Murr Greth.

Wie stehst du da? wenn gehst du fort?
Wirst du kein Geldt aufftreiben heut.

Fromm Man.

Ja liebe Fraw, wo sindt die Leut. B
Die einem das Geldt also par,
Ohn Vnterpfand gleich leyhen dar?

Murr Greth.

Botz leyden! hab ich dir dann nicht
Heut gegeben gnugsam Bericht.
Du Stockfisch, geh hin in die Statt.
Zu Herr Reichhart, derselbig hat
Geldes genug zu leyhen auss:
Vnd weil ich auch in seinem Hauss
Gedienet hab, wol sieben Jahr,
So wirdt er dir solches fürwar
Nicht abschlagen, zu keiner frist:
Weil er unser Gefatter ist,
Vnd auch schier vnser Freund darneben.

Fromm Man.

Ich fürcht er werde mir nichts geben.

Murr Greth.

Nichts geben? Du must bey dem Alten
Nicht ablassen, sondern anhalten,
Vnd deine Not zum höchsten klagen:
Er kan dirs nicht so gar abschlagen.

Fromm Man.

Er gibt mir gwisslich nichts ohn Pfand?

Murr Greth.

Botz krancket: ist es nicht ein Schand?
Dass mir nicht folgen will der Bawr:
Ich sing jhm gleich süss oder sawr;
Geh! dass dich die Veitz Tantz besteh!

Fromm Man. [10]

Wie thust? Siechst nit dass ich geh?

Murr Greth.

Lug dass du mirs recht richtest auss,
Oder komm mir nur nicht zu Hauss.
Ich will auch wider heim gehn nun,
Vnd sehn was vnsre Banckhart thun

Fromm Man.

Ich bin ein recht geplagter Man,
Mein Creutz ich kaum ertragen kan.

GOTT weiss, wie mir jetzt ist zu Sinn.
Wolan: Ich will gleich gehen hinn,
Vnd thun, wie mir mein Weib thet sagen.
Ich wills in GOTTES Nahmen wagen.
Vielleicht thue ich ein gute fahrt.
Schaw; da kommt eben Herr Reichhart.
Ach GOTT, gib dein Genad jetzund
Dass ich antreff ein gute stund!

Scena. III.

Reichhart.

Sieh da: Gfatter Fromm Man, wo her?

Fromm Man.

Auss vnserm Dorff gleich ohn gefehr.
Mein lieber Herr Gfatter Reichhart,
Ich wünsch euch Glück, Heil vnd Wolfahrt,
Vnd viel Gesundheit auch darneben,
Das woll der liebe GOTT euch geben. Bij

Reichhart.

Danck hab: lieber Gevatter Man:
Wie stehts Rebwerck in ewrem Ban?

Fromm Man.

Gar wol, GOTT lob, ich kan nichts klagen:
Ich hoff sie werden viel Wein tragen.

Reichhart.

So wirst du Hewr auch viel Wein machen?

Fromm Man.

Ja lieber Herr: wenn meine Sachen,
Ein wenig besser möchten seyn:
So wolt ich wol machen viel Wein.

Reichhart.

Wie so? steht dein Sache nicht recht?

Fromm Man.

Mein Herr, sie stehet zimblich schlecht.
Ich hab mein Rebäcker versetzt:
Vnd fürcht ich werde sie zu letzt
Den Schuldnern [*l.* Schuldenern] gar müssen lassen:
Drumb wolt ich euch bitten dermassen,
Ob jhr mir wolt behülfflich seyn,
Damit ich hewr behielt den Wein.
Solchs wolte ich, zu jeder zeit,
Euch vergelten mit Danckbarkeit.

Reichhart.

Womit solt ich dann helffen dir?

Fromm Man.

Ja, wann der Herr wolt leyhen mir [11]
Jetzt hundert Gulden auff die Hand.

Reichhart.

Ja: Hast du auch ein Vnterpfand?

Fromm Man.

Nein. Sondern wann ich Gelt nur hett,
So wolt ich alsbald auff der stett
Die Schuld ablegen, damit ich
Die Rebäcker brechte an mich.
Vnd welt sie alsdann euch verschreiben:
Doch dass mir dieses Jahr möcht bleiben
Der Wein, den ich diss Jahr wirdt machen.

Reichhart.

Mein Fromm Man, ich muss deiner lachen.
Ja wol: Es ist drumb mir nicht eben,
Dass ichs Geldt so hinauss solt geben,
Ohn Zinss, vnd auch ohn Vnterpfand.
O nein. Das ist nicht Brauch im Land.

Fromm Man.

Bey meiner Ehr: bey Leib vnd Leben,
Ich wills euch redlich widergeben,
Vnd die Rebäcker in gemein,
So viel deren nur mögen seyn,
Euch geben zu eim Vnterpfand,
So bald sie kommen in mein Hand.

Reichhart.

Ich kan dir nicht auff blose Hand
Etwas geben, ohn Vnterpfand. Biij

Fromm Man.

Ich will euch doch zum Pfand darneben
Alle meine Rebäcker geben.

Reichhart.

Was geben: Sindt sie doch nicht dein.

Fromm Man.

Ey ja, mein Herr, sie sindt noch mein:
Sie sindt verpfendt, doch nicht zu hoch:
Ich köndte sie fein lösen noch,
Wann ich hett hundert Glüden par.

Reichhart.

Ich kan dir nichts geben fürwar,
Die Rebäcker vor an dich löss.

Fromm Man.

Ach mein Herr, seyd doch nicht so böss,
Vnd thut euch doch über mich Armen,
Auss Christlichem Gemüt, erbarmen.

Reichhart.

Erbarmen hinn, erbarmen her,
Man gibt das Geldt nicht ohngefehr
Eim jeden, der da kommt gelauffen.
Es ligt mir wol daheim beym Hauffen:
Es wirdt ob GOTT will nicht dest minder.

Fromm Man.

Erbarmt euch meiner kleinen Kinder.

Reichhart.

Was gehn mich deine Kinder an: [12]
Dafür will ich dich doch [*tilge* doch] sorgen lan.

Fromm Man.

Ach last mich meines Weibs geniessen,
Mein Herr. Ach last euch nicht verdriessen,
Vnd thut auff ewre milde Hand,
Ich will euch GOTT geben zum Pfand:
Der wirdt euch noch in diesem Leben,
Ein dreyfachen Zinss dafür geben.

Reichhart.

Solt einer nicht dess Bawren lachen!
Wilt du GOTT zu eim Zinssman machen?
Ach nein, du richtest hie nichts auss,
Drumb zeuch nur wieder heim zu hauss
Vnd bring genugsam Pfand zu mir:
Als dann will ich Gelt geben dir.

Fromm Man.

Ach Herr, seht doch mein Armut an,
Ich bitt jhr wolt mir jetzt beystahn,
Vnd mir helffen in dieser Noth,
Damit ich doch das liebe Brot
Möcht haben: Ach, seht wie ich steh,
Vnd wie ich doch zurissen geh!

Reichhart.

An Federn sicht man wol zur frist,
Was du recht für ein Vogel bist,

Ein Bettler. Wer wolt dir doch trawen,
Vnd auff deine Rebäcker bawen Biiij
Du must han ein anders ansehn,
Vnd auch besser bekleidet gehn,
Wann du jetzt wilt auffnehmen Geldt,
Bey den Leuten, in dieser Welt.

Fromm Man.

Ach mein Herr Gefatter, ich bitt.
Vmb GOTTES willen, versagt mirs nit.

Reichhart.

Ich sags mit einem wort: Nein, nein:
Es kan, vnd mag, vnd wirdt nichts seyn,
Darumb lass mich zufrieden nun.

Fromm Man.

Ach, wie soll ich jhm dann nur thun?
Wenn mir kein Mensch gar nichts will borgen?

Reichhart.

Dafür lass ich dich selber sorgen.

Fromm Man.

Ey: so helff GOTT mir Armen Mann:
Weil ich je nichts erhalten kan.
Wie köndt jhr doch so hart nur seyn?
Ach, lieber Herr Gefatter mein.

Reichhart.

Ja hart seyn, Ey, jhr lieben Bawren.
Wer seyd jhr wol? jhr losen Lauren.
Ich mein ja jhr köndt auch hart seyn
Vff dem Marckt, beyd mit Frucht vnd Wein:
Ihr könnt auch trotzige wort geben,
Wann es euch nicht ist recht vnd eben.
Man muss auch offt ewr Liedlein singen: [13]
So muss man euch zur Demut bringen.

Fromm Man.

Ey so muss doch erbarmen GOTT,
Dass ich zum schaden hab den spott.
Kan ich dann je gar nichts erhalten:
So will ichs GOTT gleich lassen walten.
Vnd arbeiten, mit fleiss vnd ehren
Ich weiss Er wirdt mich auch ernehren.
Will Er mich han in diesem Leben,
So wirdt Er mir zu essen geben.
Wolan, ich will nun gehn zu Hauss,
Vnd weil ich nichts gerichtet auss,

So werde ich dem Weibe mein
Gewisslichen willkommen seyn,
Gleich wie ein Saw ins Judenbad.
Ein grossen Zorn ich auff mich lad,
Wann ich jhr dieses werde sagen:
Doch will ichs mit Gedult auch tragen,
Vnd hoffen, dass nach diesem Regen
Kommt Sonnenschein, vnd GOTTES segen.

Reichhart.

Ja lieber Bawr, zeuch du nur hinn,
Ein solcher Narr ich zwar nicht bin,
Dass ich mein Geldt solt leyhen dir.
Dann ich weiss wol: du hettest mir
Hundert mit fünffen nur verzinst.
Ich thät in ein solchen Gewinst. Bq.
Ich kans wol besser legen an
Vnd auch wol Acht per Cento han.

Der ander Act.

I. Scena.

Spiel Cuntz

kommt wider wol bekleidet: Sampt Alfantz seim Jungen.

Wo bist du Jung: tritt mir fein nach,
Vnd schick dich munter in die sach.
Du solt ein theil auch davon bringen,
Wann vns die Schantze wirdt gelingen.
Erst war ich in dem Bettler Orden,
Jetzund bin ich ein Juncker worden:
Ich muss in frembder Kleidung prangen,
Ein gut Beut dadurch zu erlangen.
Jung, wo bist du? Sag mir wolan,
Wie steht mir diese Kleidung an?

Alfantz der Jung.

Recht Hoffmännisch: bey meinem Eyd:
Ist schad, dass jhr kein Juncker seyd.

Spiel Cuntz.

Wer weiss, was ich noch werden kan.

Alfantz.

Schawt Juncker, dort steht gleich der Man,
Zu welchem ich euch führen solt:
Köndt jhn ansprechen so jhr wolt.

Spiel Cuntz.

Ich wünsch dem Herrn ein guten Tag.

Reichhart. [14]

Gnad Juncker: grossen danck ich sag
Ewr Veste: was ist jhr begehr?

Spiel Cuntz.

Gestern bin ich erst kommen her,
Mit zweyen Pferden, auss eim Zug
Vnd lig zur Herberg bey dem Pflug.
Bin willens, noch in zweyen tagen
Nach Hauss: Muss doch dem Herren sagen,
Dass ich nit gern heim komm so schlecht.
Als nemblich nur mit einem Knecht;
Weil ich selb vierdte ritt darvon,
Das wer meim Ritterstandt ein hohn,
Wann ich so bloss heimkommen solt:
Darumb ich hier gern kauffen wolt
Zwen Gäul, die ich erst hab gesehn
Im Kuppelhof dort nidenstehn.
Nun geht am Geldt mir etwas ab,
Dann ich mich sehr entblöset hab.
Weil ich dann erst heut hab verstanden,
Dass der Herr hab viel Geldt bey handen:
Welches er ausszuleyhen pflegt:
So hat dasselbig micht (*l.* mich) bewegt,
Den Herren selbst zu sprechen an,
Ob er jhm wolt gefallen lahn,
Ein Summa Geldts mir darzu leyhen,
Damit mir möcht der Kauff gedeyen.
So wolt ich jhm ein Vnterpfand,
Jetzt also baldt, stellen zu Hand:
Vnd nach Jahr, Monden, oder Tagen,
Den Zinss so viel die Summ wirdt tragen.

Reichhart.

Ich weiss nicht: Ob ich kan gewehren
Ewr vest: wie viel thut sie begehren?

Spiel Cuntz.

Zwey hundert Cronen. Minder nicht.
Dran mir ein grosser Dienst geschicht.

Reichhart.

Was hat ewr Vest für Vnterpfand?

Spiel Cuntz.

Die Ketten: Schawt, nembt sie zu Hand.
Sie ist vier hundert Cronen schwer.
Vnd gut von Gold, bei meiner Ehr.

Reichhart,

machet seine Täschen auff: setzt den Brill auff die Nasen: zeucht ein probierstein herauss, streicht die Ketten, schüttelt den Kopff.

Ja, ja, vier hundert Cronen? Schawt!
Wer hetts der Ketten zugetrawt.

Spiel Cuntz

wirdt zornig: fehrt den Alten an vnd spricht:

Potz Marter! macht nicht viel der Possen:
Damit macht jhr mich bald verdrossen.
Wolt jhr eim Edelman nicht trawen??

Reichhart.

Ey; solt ich nit das Pfand vor schawen?

Spiel Cuntz. [15]

Schawt, vnd probirt, gleich wie jhr wolt,
Die Ketten ist von gutem Goldt:
So war als ich vom Adel bin.

Reichhart,

streicht die Kette noch ein mahl vnnd schüttelt den Kopff.

Ich weiss nicht wie mir ist zu Sinn,
Sie mag wol gut seyn. Nun wolan!

Spiel Cuntz.

Botz flamm? wofür seht jhr mich an?
Meint jhr ich treib mit euch finantz?
Ich rath euch: Habt acht auff ewr Schantz.
Der Adel lest nicht mit jhm schertzen.
Ich sags rund: Ich nembs hart zu hertzen,
Wann jhr mich mit ewrem probieren,
Erst wolt verachten vnd schimpffieren.
Ich leid es nicht. Ich werd mich rächen,
Vnd diss Rappier da durch euch stechen.
Gebt mir die Ketten her behend
Geschwind. Dass dich botz Marter schend.

Reichhart.

Ey vester Juncker: thut gemach.
Last doch recht reden von der Sach.
Die Ketten hat jhr recht Gewicht:
Allein ich hab ein Blöds Gesicht,
Drumb dunckte mich das Goldt so rot.
Erzürnt euch nicht: es hat kein not.

Spiel Cuntz.

Köndt jhr nicht sehen rechter massen,
Was macht dann die Brill vff der Nasen.

Wolt jhr sie nicht. Sagts mit eim wort.
Vnd geht mir vom Gesicht: Baldt fort.
Mir ist (sag ich) in all mein Jahren
Ein solcher Schimpff nie widerfahren.

Reichhart.

Ewr Vest zu gar gähzornig ist.

Spiel Cuntz.

Meint jhr dass ich mit Trug vnd List
Vmbgeh: vnnd wolle euch betriegen.
Wann jhr das sagt? So thut jhr liegen.

Reichhart.

Vester Juncker ich sags doch nicht,
Hört doch auch vor meinen Bericht.
Ich muss das Pfand ja auch vor schawen.

Spiel Cuntz.

Sagt mit eim wort, wolt jhr mir trawen?
Oder halt jhrs für ein Betrug?
Ist euch die Kett nicht Pfands genug?
Ists Goldt nicht gut auffs aller best?

Reichhart.

Edler Juncker ich bitt: Ewr Vest
Wöll mir das nicht so übel deuten.
Ich geh vmb mit mancherley Leuten.
Vnd ist noth dass ich wol auffschaw,
Vnd gleichwol nicht eim jeden traw,
Dann es sindt jetzund in der Welt.
Viel listige Leut die dem Geldt [16]
Durch mancherley Practick nachstellen.

Spiel Cuntz.

Halt jhr mich für ein solchen Gsellen?
Botz Marter! geht mir vom Gesicht.

Reichhart.

Vester Juncker vergächt euch nicht.
Ich will kein wort davon mehr sagen.
Ich kan über ewr Vest nichts klagen:
Vnd bin derselben jederzeit,
Willig zu dienen gantz bereit.

Spiel Cuntz.

Ich lass mich bald in Harnisch jagen.
Wolt jhr mir leyhen? thut mirs sagen.
Vnd gebt mir nur kurtzen Bericht,
Ob jhr es thun wolt oder nicht?

Reichhart.

Wie viel thut dann Ewr Vest begehren?

Spiel Cuntz.

Wolt jhr mich meiner Bitt gewehren,
So zehlt zwey hundert Cronen par:
Die Kett sey ewr Pfand. vff ein Jahr:
Als dann will ich sie lösen frey.
Vnd auch den Zinss legen darbey.
Wie viel Zinss muss vom hundert seyn?

Reichhart.

Acht Gulden, ist jetzt fast gemein:
Wann das Geldt rechten nutz soll tragen.
Doch muss ich ewr Vest gleich wol sagen,
Wann ewr Vest sie nicht löst vmbs Jahr,
So ist sie dann verstanden zwar.
Vnd werd ich sie behalten gantz
Ewr Vest verleurt als dann die Schantz.

Spiel Cuntz.

Wo ichs nicht löss vmb Jahres frist,
Als dann die Kett ewr eigen ist.
Handelt dar mit nach ewrem Sinn,
Der überrest ist ewr gewinn.
Solchs ich versprech (was wollt jhr mehr)
Bey meiner Adelichen Ehr.
Vnd will euch gleichwol auch darneben,
Als bald mein eigen Handschrifft geben.

Reichhart.

Will dann ewr Vest mit mir heimgehn?
So wölln wir nach dem Gelde sehn,
Wo wir die Müntz zusammen treiben.
Vnd kan ewr Vest die Handschrifft schreiben.

Spiel Cuntz.

Ja wol, mein Herr, sey wie jhr wolt
Doch will ich nichts dann lauter Goldt.
Vnd dass jedes hab sein Gewicht:
Was zu leicht ist das will ich nicht.

Reichhart.

Ewr Vest wöll nur vorahne gehn
Was billich ist das soll geschehn.

Spiel Cuntz. [17]

Lauff du in Kuppelhoff, Lackey,
Vnd lug wo der Rossteuscher sey;

Vnd bring jhn alsbald her zu mir,
Oder lass jhn gehen mit dir.
Vnd last euch langen ein Mass Wein,
Ich will bald in der Herberg seyn.

Alfantz der Jung.

Juncker wer soll das Geldt heim tragen?

Spiel Cuntz.

Geh fort: du darffst darnach nicht fragen.

Reichhart.

Wie? Vester Juncker. Gehn wir nun?

Spiel Cuntz.

Nur fort. Wir han hie nichts zu thun.

Scena II.

Alfantz der Jung
redet jhnen beyden nach, mit jhme selbst.

Ja zeuch nur hin du alter Gauch:
Du kennst noch nicht dess Junckern brauch.
Die Kleidung dich warlich verführt,
Das du noch nicht recht hast gespürt,
Was für ein Schalck stecke darinnen.
Du meinst du wollest viel gewinnen
Mit Geitzen, Wuchern vnd Finantz?
Du hast warlich verspielt die Schantz. C
Es schadet dir zwey hundert Cronen.
Solt einer auch der Leute schonen,
Die stetts mit schinden vnd mit schaben,
Ihr Geldt nur auff dem Wucher haben:
Bey denen doch der arme Mann,
Mit flehen nichts erhalten kan.
Wann nicht da ist ein doppelts Pfand,
So geben sie nichts auss der Hand.
Es soll alls tragen dopplen Gwinn,
Zuletzt führts gar der Teuffel hin.
Vnd können doch beschönen fein,
Vnd wollen auch gut Christen seyn.
Ja, wie der Teuffel ein zwölff Bot,
Ihr frombkeit wieget nicht ein Lot.
Solln sie im Himmel Erben seyn;
So komm ich g'wisslich auch hinein.
Doch wolln wirs mit einander sehen,
Wie es vns endlich wirdt ergehen.
Wo soll ich aber jetzt hinauss?
Er sagt ich solt gehn ins Wirtshauss.

Vnd auff jhn trincken ein Mass Wein,
Er mag mir wol ein Hudler seyn,
Der Lump, der Bettler, hat kein Geldt,
Vnd auch kein Glauben in der Welt.
Was solt er mir dann zahlen Wein?
Ich will gehn, zu dem Herren mein.
Er weiss vnser Hauss wol zu finden
Kommt er nicht: so bleib er dahinden.

Scena III.

Spiel Cuntz

kommt wider bringt das Geldt vnd ist frölich. [18]

I Vch! es soll in sein jungen Tagen,
An seinem Glück kein Mensch verzagen:
Dann das Glück kommt offt über Nacht.
Wie solt ich gestern han gedacht,
Dass mir heut Kleider vnnd auch Geldt
Solt werden? da doch in der Welt
Kein solcher armer Bettler war
Als ich. Aber nun hab ich zwar
Mit sonderbarer List vnd Tück
Erdapt das wanckelbare Glück.
Der Alte sah mir schier ins Spiel.
Ich dacht, der Possen mach nicht viel:
Vnd fieng da an mit jhm zu pochen.
Wie bald kam er zum Creutz gekrochen!
Vnd gab mir bald die besten wort.
Also gieng mir die Practic fort.
Wann einer will ein Weltman seyn,
Muss er den Handgriff wissen fein:
Wo sich der Fuchsbalck nicht will schicken,
Muss man ein Löwenhaut dran flicken.
Summa der Alt steht weit dahinden
Sein Geldt soll er wol nimmer finden.
Mein Gsell muss warlich gleicher massen
Die Kleider auch dahinden lassen,
Die will ich hier in diesem Leben
Ihm gewisslich auch nicht wider geben.
Ists jhm recht dass er mich lehrt liegen?
So ist mirs recht ihn zu betriegen. C ij
Es ist darumb kein übelthat.
Er hat nur geben solchen Rath:
Er hat mich ja instituirt,
So hab ichs erst an jhm probiert.
Ihm geschicht recht fein nach der Schrifft,
Vnglück [*l.* Untreu?] sein eignen Herren trifft.
Ich solt jhm geben halben theil.
Das lass ich wol: Er beit ein weil.
Ich geb jhm nicht ein Pfifferling.
Behalt darzu all seine Ring.

Jetzt, weil ich Gelt hab in der Hand,
So zieh ich in ein ander Land:
Dass kein Teuffel weiss wo ich sey.
Dann ich trag diese Sorg darbey:
Der Alt werd mir mit ernst nachfragen,
Weil ich jhm hab das Geldt enttragen.
Der alte Schalck lud mich zu gast,
Vnd bath mich auch darneben vast,
Die Nacht solt bey jhm bleiben ich.
Ich dacht. O Schalck! ich kenne dich:
Du woltst mich auffhalten der massen,
Vnd die Ketten vor schawen lassen.
Ich sprach, ich hett jetzt nicht der weil.
Vnd schrieb den Brieff in kurtzer eyl:
Nam mein Geldt vnd macht mich darvon,
Die falsche Kett hatt er zu lohn:
Weil er mir gut Goldt gab darfür.
Er stund zwar lang vnter der Thür,
Vnd sahe mir gantz fleissig nach,
Ich weiss, jhm gfiel nicht halb die Sach.
Er hett den Wolff recht bey den Ohren. [19]
Ich hab mein Schäflein wol geschoren.
Ich will gehn auff ein Dorff hinauss,
Vnd will heint recht leben im sauss,
Fressen vnd sauffen was ich mag.
Dann solch Glück kommt nicht alle Tag.
Huy! Spiel Cuntz, nun spiel, friss vnnd sauff
Dieweil du jetzt hast Geldt vollauff.
Ich will gehn vnd auff diesen Tausch
Trincken ein guten starcken Rausch.

Der dritte Act.

I. Scena.

Fromm Man

der Bawr kommt trawrig vnd spricht:

Nun will ich gehen heim zu Hauss,
Vnd was ich hab gerichtet auss,
Das darff ich meinem Weib nicht sagen,
Sie würde mich sonst übel schlagen.
Ich will jhr thun guten Bericht,
Ein Ehrenlügen schadet nicht.
Ich will sie überreden fein,
Wie dass der Herr Gefatter mein
Vns hundert Gülden wolle geben,
Inn viertzehn Tagen, so wir leben.
Sie da! kommt sie mir schon entgegen.
Jetzt spricht sie mir gewiss den Segen.

Murr Greth.

Geh fort: vnd hab dirs Hertzenleid
Du Esel: was bringst für bescheid? Ciij

Fromm Man.

Kein Geldt. Doch hat er mir darneben,
Gut Hoffnung vnd Vertröstung geben
Inn viertzehn Tagen will er zwar
Vns leyhen hundert Gulden par.

Murr Greth.

Ja wenns geschicht, so werd ichs sehen.

Fromm Man.

Ists GOTTES will, so wirdts geschehen.
Vnd uns kommen zu guten Nutzen.

Murr Greth.

Steh still, du Esel, lass dich putzen,
Seh hin, henck an diesen Schulsack:
Geschwind dich inn die Schulen pack.
Auss diesem Buch wirdt man dich lehren.
Das Stück Brot bhalt zum Obendzehren.
Dinten, Papier, Federn all drey
Gehören zu der Schreiberey:
Den Werckzeug hast du allesamen.
So geh nun hin in GOTTES Nahmen:
Vnd lern fleissig, dann ich sag dir,
Botz tausend krancket, wirst du mir
Nicht lernen schreiben in acht Tagen,
So will ich dich dermassen schlagen,
Dass du an Händen must erlamen.
So geh nun hinn, in GOTTES Nahmen.
Der wöll dir seinen segen geben, [20]
Dass du es lernest recht vnd eben:
Vnd dass wir alle beyd zugleich
Durch dein studieren werden reich.
Geh nun wol hinn, in GOTTES Nahmen!

Fromm Man.

GOTT geb dass dein Wunsch war werd. Amen.
Nun nimmt mich doch von GOTTE wunder!
Was mein Fraw jetzt anfängt besunder?
Dass sie mir gibt so gute wort.
Ach, dass sie wolt so fahren fort,
So hetten wir ein gute Eh.
Ich wolte auch das A B C

Viel fleissiger lernen als dann.
Nicht gnugsam ich mich wundern kan,
Dass sie jetzund so freundlich war.
Sie hett mir in eim gantzen Jahr
So freundlich niemals zu gesprochen.
Sonst ist jhr thun zancken vnd pochen.
Vielleicht will GOTT durch diese Sachen,
Hinfort mit vns ein anders machen.
Vnd vns mit Gnaden sehen an:
Dieweil vns doch verlassen han
All Freunde, in der gantzen Welt:
Vnnd will vns niemand leyhen Geldt.
Ich will lernen, vnd GOTT fein Ehren,
So wirdt Er mir auch Glück bescheren
Denn wer seim Ampt trewlich verricht,
Den wirdt auch GOTT verlassen nicht. Ciiij
Wolan es ist zeit, dass ich geh
Vnd anfang lernen A B C.

Spiel Cuntz

kombt ist blindvoll, schwancket von einer seit zur andern, juchtzet vnd spricht:

Huy! Huy! Juch, Juch: Hopass: frey toll
Jetzt hengt er den Kopff.
Ey der Wein: Huy! Ey, Ey, wie voll.
Der Wein; Ja den Wein hab ich soffen:
Gesoffen vnnd vnd bin entloffen.
Jetzt schwanckt er hinder sich, vor sich vnnd auff beyde seit.
Der Wein. Der Trunck, der Schlaff im Kopff.
Jetzt fällt er zu boden.
Oho, da ligst du voller Tropff.
Jetzt will er vffstehen vnd kan nicht.
Oho, huy, vff. Hoy vff behend.
Huy vff: dass dich potz Marter schend.
Jetzt fällt er wider zu boden.
Botz Marter, ich kan nicht vffstehn.
Ich kan, ich kan nicht weiter gehn.
Jetzt hengt er den Kopff läst ihn in schlaff sincken.
Schlaf, schlaf, schlafen, das wer mein Sinn
So, so, so, so schlaff ich dahinn.
Jetzt schläfft vnd schnarchet er.

Scena II. [21]

Alfantz der Jung

redet mit sich selbst.

Mich wundert, wo doch Spiel Cuntz sey!
Dass er nicht wider kommt herbey.

Ich muss mir schier die Rechnung machen:
Er geh nicht recht vmb mit der Sachen
Wenn er betrogen hat den Alten,
So wirdt er gwisslich auch behalten
Meins Herren Kleider, sampt den Ringen,
Vnd jhm der keines widerbringen.
Er wirdt jhm einen Tuck beweisen.
Vnd gantz heimlich von hinnen reysen.
Meim Herren zwar gantz recht geschicht,
Weil er jhn selbst hat vnterricht,
Wie er mit Practiken vnd Liegen
Die Leut solt meisterlich betriegen!
So mag er jhm den schaden haben,
Die Grub hat Er jhm selbst gegraben.
Jetzt gibt er mir die Schuld allein,
Spricht, ich solt bey jhm blieben seyn:
Vnd nicht eh' seyn von jhm gegangen,
Biss dass er hett das Geldt empfangen:
Dann er solt meinem Herren eben
Den halben theil vom Gelde geben.
Jetzt, da er nicht bald kommt herbey,
Sagt mein Herr, dass ich schuldig sey.
Vnd hat mich jämmerlich zuschlagen.
Er wolt kurtzumb, ich solt jhm sagen,
Wo Spiel Cuntz sey zu treffen an?
Oder er wolt mich hencken lahn. C v
Als bald er mir sagte vom hencken,
Da must ich ein Lügen erdencken.
Ich sprach: Ey Herr, Er ist beym Rappen:
Ich will jhn daselbst wol ertappen.
Vnd will jhn herführen mit mir.
Ich dacht, der Teuffel trawe dir:
Wächst solches Kraut in deinem Garten,
So will ichs hencken nicht erwarten.
Wie bald hab ich die Thür getroffen?
Vnd bin also von jhm geloffen.
Zu jhm komm ich fürwar nicht mehr.
Vnd wenn er gleich ein Juncker wer
Ich will leichtlich solcher gestalt,
Ein lumpen Herren finden bald.
Dann ich kan mich in allen Sachen,
Bey jedermann zutäppisch machen
Ich kan eim Herren auch dessgleichen
Den Fuchsschwantz auss der kunst recht streichen.
Wie ein Herr ist: So bin ich Knecht:
Ich bin auff all Sättel gerecht
Wes Brot ich ess: Dess Lied ich sing:
Mein theil ich allzeit darvon bring.
Hiermit gut Nacht, ist zeit, ich geh
Jetzt in ein ander Land. Ade.

Scena III.

Spiel Cuntz

ligt schläfft, vnnd kommt jhm ein wunderlicher Traum für, davon er im Schlaff redet.

O weh! weh! ich habs nicht gethan. [22]
Nein warlich nein /:/ Ach last mich gan /:/
Es ist kein Geldt /:/ Ich bin es nicht /:/
(Er leugt,) er leugt, mir gwalt geschicht. /:/
Ich bitt vmb Gnad: /:/ Ach lost mich leben /:/
Ich will euch alles wider geben /:/
Ach! wie komm ich jetzund inn noth /:/
O wie ein gantz schmählicher Todt /:/
Dass GOTT erbarm /:/ Ach meine Seel /:/
Mein arme Seel ich jetzt befehl:
Inn deine Händ; In deine Händ.
Ach Meister machet bald ein End:

Hiermit wüscht er auss dem Schlaff auff reuspert sich vnd spricht:

Ehem! hem! hem! Botz Element!
Den Alten mit der Ketten sehend:
Nein, nein: Ich will bey zeit aussreissen,
Der Teuffel dürfft mich wol bescheissen.

Er begehret auffzustehen.

Nun wolauff, auff du fauler Tropff.

Jetzt fällt er wider zu boden.

Ey wie ist mir so schwer der Kopff?
Mir ist entfallen all mein Sinn.
Ey, ey: Ich weiss nicht wo ich bin.

Jetzt begehrt er wider auff.

Huy Spiel Cuntz auff: du volle Saw.

Im auffstehen schleifft jm die Bulge mit dem Geldt von der Wehr der Mantel aber bleibt vff der Wehr hangen.

Ich kan kaum auffstehn, nun schaw!
Ich kan mit beyden füssen nit
Mehr thun ein satten steten tritt.
Ich glaub ich hab das Podagram:
Solt ich dann nun erst werden lahm.
Schaw, wunder schaw! wie thue ich schwancken.
Ey wo sindt doch nur mein Gedancken.
Ich bin auch so faul diesen Tag,
Dass ich mich kaum selbst tragen mag.
Der Dägen truckt mich auch so sehr:
Wie ist der Bettel dann so schwer.
Was ist das für ein schlimme Sach.
Ich will fortgehn doch fein gemach.

Der vierdte Act.

Fromm Man

kommt auss der Schulen.

Der Anfang ist GOTT Lob gemacht:
O hett ichs auch zum End gebracht!

Ich bin geschickt, als ich wol seh,
Ich kan nun fast das A B C
Ich bin gelehrt bey meiner Trewen.
Ich weiss es wirdt mein Weib erfrewen.
Ich hoff ich woll mit dieser Kunst,
Bey jhr erlangen Huld vnd Gunst:
Dass sie mir nicht mehr sey zu wider.
Allhier will ich mich setzen nider,
Vnd sehen ob ichs auch noch kan.

Hier setzt er sich nider: zeucht das Buch auss dem Sack vnd spricht:

Sag her: Fromm Man? wie heist es dann?
A, B, C, D, das kan ich fein. [23]
Was mag diss für ein Buchstab seyn?
Wart, wart: der Meister hat hier neben
Mir fein etliche Gleichnuss geben,
Durch welche mir wurde bekannt,
Wie jeder Buchstab sey genannt.
Nemblich, ich soll dencken hierbey.
Wo mein gröst Creutz vnd Leyden sey.
Mein gröstes Creutz ist in der Eh.
Jetzt weiss ichs. Der Buchstab heist. E.
Wie aber der? Der Meister sagt;
Wann dich die Fraw im Hauss vmbjagt
So hüt dich, dass sie dich nicht treff.
Treff, eff: Ja recht, er heist auch F.
Weiter denck, wie die Frawe sagt
Als sie dich in die Schule jagt:
Dass dich all Krancket schend nun geh!
Drumb heist auch dieser Buchstab G.
Jetzt kan ich nun nicht weiter mehr:
Es ist genug auff eine Lehr.
Nun hab ich gleichwol auch gewist,
Was dieses für ein Buchstab ist.
Wolan ich bin ein armer Tropff,
Vnd hab doch ein gelehrten Kopff.
Ich will mich noch zum Doctor machen.
Ich muss doch warlich meiner lachen,
Ein Bawr, ein Doctor Ha, Ha, Ha!
Jetzt fällt mir ein, dieses heist. H.
Dabey lass ichs bleyben jetzund,
Zu viel studirn ist vngesund
Ich will nun widerumb auffstehn,
Zu meinem Weib vnd Kindern gehn
Behüt mich GOTT was ist dann das?
Schaw, schaw: was ligt da in dem Grass
Es ist ein lidern Häflein schwer,
Es ist Geldt drinn bey meiner Ehr.
Was soll ich doch von wunder sagen!
Wer hat den Hafen hergetragen?

Von Leder ist er frey gemacht.
Ey, wer hat doch die Kunst erdacht,
Wer kan so hübsche Häfen machen.
Der Kunst muss ich doch warlich lachen.
Nun seh ich frey ohn allen Spott,
Dass mir diss Glück bescheret GOTT.
Juch! O der Glückseligen stunden:
Ich hab ein Hafen mit Geldt funden
Jetzt, jetzt kan ich mich wol mit ehren
All meiner Schuldener erwehren.
Ich will (weil ich diss Geld nun hab)
All meine Schulden legen ab.
Vnd GOTT darumb auch dancken fein,
Daheim mit meinen Kinderlein.

Scena II.

Spiel Cuntz

kommt; ist trawrig, kratzt sich im Kopff vnd spricht:

Ey, ey, ey ey ich armer Tropff:
Jetzt muss ichs suchen hinderm Kopff.
Ey, ey, ey dess heylosen Thoren:
Jetzt such ichs Geldt hinder den Ohren.
Wo will ich mein Gelt wider finden? [24]
Ich habs gesucht fornen vnd hinden.
Aber ich find kein Geldt nicht mehr.
Ey sauff. dass du versauffst dein Ehr.
Pfuy Teuffel! was ists nun gemacht.
Das sauffen hat mich dahin bracht.
Es geschicht dir recht du volle Saw.
Dass dich potz Marter schend, nun schaw.
Im Traum hat man gewarnet mich.
Dann mir trawmte gantz eigentlich,
Wie mich der Alt ergriffen hett:
Vnd wolte mich gleich an der stett,
Von wegen dess Betrugs, der massen
An einen Baum auffknüpffen lassen.
Hilff GOTT: wie war mir da so bang:
Ich denck daran mein Lebenlang:
Was soll ich aber weiter thun?
Im gantzen Dorff hab ich erst nun
Durch den Schultzen vmbfragen lassen:
Ob jemand hier vff dieser Strassen,
Mein Satteldäschen hett gefunden?
Ja wol! die Bawren all da stunden,
Vnd schwuren all bey ihrem Eyd.
Nichts funden: das war jhr bescheid.
Der Schults sagt gleichwol auch darbey,
Dass noch ein Bawr verhanden sey.

Den wolt er heut für sich bescheiden.
Ich möchts bey meinem Eyd wol leyden.
Damit ich wist woran ich wär.
Schaw, da kommt gleich der Schults daher.

Schults.

Wie stehts Juncker: habt jhr noch nicht
Von ewrem Geldt weitern Bericht?

Spiel Cuntz.

Ach nein, ich hör davon kein wort.
Wär not, dass ich fragt weiter fort,
In andern Dörffern. Wann nur halt,
Der Elementisch Bawr käm bald.

Schults.

Er ist zwar nicht zu Hauss jetzund,
Doch hab ich gleich noch diese stund
Nach seinem Weib ins Hauss geschickt.
Mich dunckt ich hab sie schon erblickt.
Hola: Murgreth: Hola, hieher!

Murr Greth.

Herr Schultheiss, was ist ewr begehr?

Schults.

Da kommt ein guter Herr zu mir,
Derselb wolt Geldt lehnen bey dir,
Nur auff ein Tag zwen oder drey:
Vnd wolt zur Danckbarkeit darbey
Dir ein stattlich Verehrung schencken.

Murr Greth.

Ey, Herr Schults! was thut Ihr gedencken?
Ihr wist doch mein Armut vnd Noth.
Vnd dass ich offt kaum hab das Brot:
Welch's mir mit Noth kaum mag gedeyen.
Wie solt ich dann erst Geldt weg leyen?

Schults. [25]

Wenn ich in deim Hauss suchen solt,
Ich weiss dass ich Geldt finden wolt
Gedenckst du nicht der guten stunden.
Da du die Bulg mit Geldt hast funden?

Murr Greth.

Wer ich? Herr Schults, lugt, was jhr sagt.

Spiel Cuntz.

Ey Fraw, der Schults hat nur gefragt:
Ob jhr nicht etwan Geldt habt funden?

Murr Greth.

Botz krancket; vnd botz Hackstock wunden!
Wo solt ich Geldt gefunden han?

Schults.

Hat aber nicht etwan dein Man
Etwas gefunden, auff der Strassen.

Murr Greth.

Ich werd schier mercken welcher massen,
Ihr das Gespött nur treibt mit mir.

Schults.

Hör Murr Greth: lass doch sagen dir.
Wir wissen zwar nicht vmb die Sachen:
Doch must du dich so arm nicht machen.
Meinst nicht dass ich errathen kan,
Wie du beneben deinem Mann,
Hast Geldt gefunden auff der Strassen.

Murr Greth.

Schults jhr werdt mich zu frieden lassen. D
Ihr zeiget mich vnbillich hie.
Vnd gebt mir Schuld, daran ich nie,
Auch all mein Lebtag, hab gedacht.
Ich bitt euch last mich vnveracht
Ob ich ein arme Tröpffin bin.

Spiel Cuntz.

Fraw, jhr habt gar hitzigen Sinn.
Man fragt euch in der güte doch.

Murr Greth.

Ja in der güt: ich sag es noch.
Ihr veracht mich in ewrem Sinn,
Weil ich ein arme Tröpffin bin
Was geht mich an ewr übermuth,
Ob jhr gleich jetzt habt Gelt vnd Gut.
Vnd was ewr Hertz begehrt auff Erden,
Ihr köndt auch wol ein Bettler werden.

Spiel Cuntz.

Fraw, man sagt jetzund davon nicht.
Gebt was jetzt allein kurtz bericht.
Hat ewr Mann, oder auch gleich jhr,
Kein Geldt gefunden? das sagt mir.

Murr Greth.

Was habt jhr doch für vrsach? sagt:
Dass jhr mich vmb ein solches fragt.
Ihr treibt mit mir den Spott allein,

Vnd meint ich soll ewr Närrin seyn.
Aber ich sag, bey meiner Ehr,
Wann jetzt nicht hie der Schultes wer. [26]
Ich wolt euch, wegen dess vexieren,
Das Wapen rechtschaffen visieren.

Spiel Cuntz.

Ey, wer thut euch dann: Lieber schaw:
Ihr mögt wol sein ein böse Fraw.

Murr Greth.

Ich seh' nun wol zu dieser Frist,
Was du für ein Speyvogel bist

Schults.

Ey Murrgreth, Murrgreth: nicht also.
Wie redst du mit dem Junckern do.
Als hetst mit jhm gehütt der Säw.

Murr Greth.

Botz krancket: Ja, bey meiner Trew!
Er hatt mich gnugsam jetzt veracht;
Wer schad, wann man jhms besser macht.
Ach GOTT: wer weiss noch wer er ist.
Meinst drumb dass du vom Adel bist?
Wann man dich schon ein Junckhern heist?
Es ist nicht alls Gold was da gleist.

Spiel Cuntz.

Diss Weib will ich jetzt nichts mehr fragen
Sie solt eim wol die Warheit sagen.
Herr Schultheiss, wie thun wir jhm dann?
Ich wolt dass hie möcht seyn jhr Mann.

Schults.

Wo ist dein Mann? lug, wo er sey, D ii
Damit er komm als bald herbey.
Kommt er nicht bald in dieser Stund,
So straff ich jhn vmb 7. Pfund.
Was gilts es wirdt sich finden Geldt.

Murr Greth.

Was straffen? er ist über Feldt.
Ihr werdet jhn darumb nicht straffen.
Wann er was nötigs hat zu schaffen.

Schults.

Werd ich erfahren, dass er ist
Daheim gewesen dieser Frist:
So will ich deinen Mann wol finden

Murr Greth.

Bah: Ihr werd ihn auch nicht gar schinden.
Es gilt gleich er komm oder nicht.

Schults.

Troll dich, vnd geh mir vom Gesicht.
Oder ich will dich rechter massen
Inns Narrenhäussle setzen lassen.

Murr Greth.

Ihr habt gnug Spott mit mir getrieben.
Ich were wol daheim geblieben,
Mit grösserm Nutz, bey meinem spinnen.
Ich glaub jhr seyd nicht recht bey Sinnen.
Der übermuth hat euch verblendt,
Dass euch botz tausend krancket schendt.

Schults.

Seht ist das nit ein böses Kraut:
Ein rechte vngegerbte Haut.
Vnd hat doch so ein frommen Mann, [27]
Dem man nichts böss nachsagen kan.
Er ist gantz einfältig vnd schlecht.
Darneben redlich vnd vffrecht.
Er ist wol einer auss den Frommen.

Spiel Cuntz.

Für war: wann er nicht bald wirdt kommen
So muss ich nothalben weggehen
Vnd auch in andern Dörffern sehen
Wie ichs erfrag von Hauss zu Hauss
Der Bawr bleibt mir gar zu lang auss.

Der fünffte Act.

Schults.

Schawt! Juncker, dort kommt er gegangen.

Spiel Cuntz.

Ey, geh fort, dass du werst gehangen.
O, den seh ich nicht dafür an
Dass er mein Geldt wird funden han.

Fromm Man.

Es wär not, dass ich geh vnd schaw:
Wo ich werd finden meine Fraw.
Ich denck sie sey gerissen auss.
Dann als ich jetzund kam zu Hauss.

Da stunden alle Thüren offen.
O wer sie nur davon geloffen!
So käm mirs Creutz doch von dem Halss;
Ich wolt mich doch wol dieses Falls D iij
Mit meinen Kindlein jetzt ernehren:
So lang mir GOTT wirdt Gelt bescheren.

Schults.

Hör, Fromm Man: komm hieher zu mir.
Ich hab etwas zu sagen dir.

Fromm Man.

GOTT grüss euch Schults. Ein guten Tag,
Edelman Juncker ich euch sag.

Schults.

Danck hab, du kommst gleich recht. Dann wir
Haben beyd erst geredt von dir.
Dass du bey deim geringen Gut,
Dennoch hast so ein freyen Muth,
Vnd bist gedultig auch darneben.
Mein Fromm Mann, wovon thust du leben?
Dein Arbeit mags nicht tragen auss.
Lieber; sag! wovon heltst du hauss?
Versetzt sindt all Rebäcker dein:
Vnd hast viel kleine Kinderlein.
Dein Weib ist darzu träg und faul:
Vnd will doch gessen han das Maul:
Vnd ist schwere Zeit in der Welt.
Du must nur haben heimblich Gelt.

Fromm Man.

Ho: Ich ruff GOTT den Herren an,
Vnd glaub Er werd mich nicht verlahn.
Vnd weil ich auff sein Güte traw,
Im wahren Glauben auff jhn baw,
So thut Er mir täglich bescheren, [28]
Dass ich mich mag darmit ernehren.
Hab ich schon nicht viel Gelt im Hauss:
Mit wenigem kommt man auch auss.

Schults.

Es steckt ein ander Putz dahinden.
Du wirst auch Gelt bissweilen finden?

Spiel Cuntz.

Hast du nicht zu glücklichen stunden,
Etwan Gelt auff der Strassen funden?

Fromm Man.

Nur dreymal: inn meim gantzen Leben.

Schults.

Lieber, sags wie hatt sichs begeben?

Fromm Man.

Als ich noch war ein kleiner Knab,
Der Ross ich offt gehütet hab:
Vnd damals fand ich auff ein zeit,
Am Weg, von vnserm Dorff nicht weit,
Bey einem Brunnen, vnter wegen,
Ein hübschen krummen Fuhrmanns Dägen:
Vnd eine grosse Täsch daran.
Gott weiss, wer es hat ligen lan.
Vnd in der Täsch steckten fürwar,
Wol zehen Gulden also par.
Ich lieff heim: brachts meim Vatter gschwind,
Da war ich jhm ein liebes Kind.
Mein Vatter must der Täschen lachen.
Vnd liess mir zwilchen Hosen machen. D iiij
Also hab ich der Tasch genossen.

Spiel Cuntz.

Ey, was sagst vns von solchen possen.
Wir fragen jetzt zu dieser Stunden
Nicht was du damals habst gefunden,
Sondern was du vor wenig Tagen
Gefunden habst? das thue vns sagen.

Schults.

Sag, hast du nicht vor kurzer zeit,
Etwas gefunden. Gib bescheid.
Vnd uns fein ordentlichen sag,
Die Zeit, die Stund, vnd auch den Tag.

Fromm Man.

Vor kurtzer zeit, vnd ohngefehr.

Schults.

So kommst du recht; also fahr her.

Spiel Cuntz.

Was war es? wie? wann? hastus gefunden?

Fromm Man.

Morgens, zu erster Tages stunden,
Wolt ich ein mahl auch früh auffstehn,
Vnd in die Statt zu Marckte gehn:
Da fand ich zu nechst an der Strass,
Vnter eim Baum, im grünen Grass,
Ein hübschen schwartzen ledern Sack.
Darinn ein kleines Geiglin stack:
Vnd drey ReichsTaler auch darbey.

Ich kondt nicht dencken was es sey.
Doch nam ichs mit mir also bald, [29]
Vnd liess aussruffen, der gestalt,
In der Statt, bald zur selben stunden.
Aber es hatt sich niemand funden.
Der solches hett von mir begehrt.
Drumb dacht ich, GOTT hatt dirs beschert.
Weil es sonst niemand bey dir sucht.
Vmbs Geldt kaufft ich zwey viertel Frucht.
Die Geig kam mir leiden wol. Dann
Weil ich ein wenig geigen kan.
So kam sie mir gar wol zu stewr.
Wann mein Fraw aufieng vngehewr
Zu murren, schnurren vnd zu fluchen:
So thet ich bald das Geiglein suchen:
Vnd geigte einen Psalmen fein.
Vor Zorn so gumpt die Frawe mein.
Vnd gab mir viel der bösen wort.
Aber ich geigte immer fort.
Vnd that letzlich ein Täntzlein machen:
Dass sie endlich musst meiner lachen.
Also hab ich durchs Geiglein schlecht,
Mein Weib offt widrumb bracht zurecht.
Aber der Teuffel (als ich mein)
Hatt es ihr letzlich geben ein
Dass sie das Geiglein mir verbrennt.
Ey dass sie alles Vnglück schendt
Das böss Weib. Schawt: ists nicht ein schand.
Dass sie das Geiglein mir verbrandt
Das Geiglein, das so wol kondt geigen,
O hett ichs noch, ich wolts euch zeigen: D v
Wie ich so munter geigen kan.
Es geigt so wol, es glaubts kein Mann.

Spiel Cuntz.

Ey geig, dass dich potz Marter schend:
Müssen wir dann an diesem End
So lang zu hören diesem Narren.
Herr Schults, ich kan nicht lenger harren.
Ich wart zu lang. Muss warlich gehen:
Vnd auch in andern Dörffern sehen.
Mit dem Narren (als man wol sicht)
Wirdt meine Sach nicht aussgericht.
Es ist not dass ich geh vnd eyl.

Schults.

Juncker verzieht ein kleine weil
Ich will jhn nur noch eines fragen.
Hör Fromm Man, du must weiter sagen;
Was hast du nun zum dritten funden?

Spiel Cuntz.

Was fragt jhr jhn viel: potz Kühwunden?
Weil ich zuhör den Fabeln seyn,
So komm ich wol gar vmb das mein.

Fromm Man.

Ey Juncker; hört das dritte auch.

Spiel Cuntz

Was frag ich nach deinem Geschwetz, du Gauch.
Ade! Herr Schults, bewar euch Gott.

Schults.

Ey Juncker, wartet ohne Spott:
Er muss vom dritten auch vor sagen. [30]
Sag Bawr: wie hat sichs dritt zutragen?

Spiel Cuntz.

Was solt es seyn. Er ist ein Narr.

Schults.

Der Juncker, noch ein kleines Harr.

Spiel Cuntz.

Ich hab zeit. Ich muss warlich fort.
Hör Bawr: sags kurtz, mit einem wort:
Vnd mach nicht viel Gschwätz dieses falls:
Oder ich schlag dich an den Halss.
Ich glaub du meinst, wir seyen Narren:
Dass wir auff dein Geschwetz da harren.

Fromm Man

O Juncker: wann jhr mich wolt schlagen,
So will ich kein wörtlin mehr sagen.

Spiel Cuntz.

So halts Maul; oder sag es frey
Herauss, mit eim Wort oder drey.

Schults.

Mach nicht viel Wort. Sag her Fromm Man.

Fromm Man.

Ich wills sagen, so kurtz ich kan.
Das dritte so ich hab gefunden,
Zu einer Glückhafftigen stunden,
Das war ein Ledern Hafen fein.

Spiel Cuntz.

Ey, meinst du dass wir Narren seyn:
Dass dich botz Marter an dem End,
Mit deinem ledern Hafen schendt!

Kommst abermals mit losen zotten.
Du Hudler, thust nur vnser spotten
Warumb schlag ich dich nicht ins Gfräss,
Dass du dich setzest vffs Gesäss.

Schults.

Ey, Juncker, thut gemach: last doch
Hören, was er wird sagen noch.

Spiel Cuntz.

Was solt er sagen, der Phantast.

Schults.

Den Hafen den du funden hast;
War er läer? oder etwas drinnen?

Spiel Cuntz.

Was fragt jhr! er ist nicht bey Sinnen.

Schults.

Last doch nur hören was er sagt.

Fromm Man.

Ja, lieber Herr Schultheiss; ihr fragt
Ob etwas drin gewesen sey?
Voll Geldt war er: das sag ich frey.

Schults.

Voll Geldt, was warens dann für Sorten.

Fromm Man.

Herr Schults, ich sags mit wenig worten.
Es waren Goldpatzen darinnen.
So viel ich mich noch kan besinnen
Ich war so voller Frewden zwar. [31]
Dass ichs nicht recht besach fürwar.
Vor Frewden kondt ichs zehlen kaum.

Spiel Cuntz.

Ich glaub fürwar, er red im Traum.

Fromm Man.

Nein: Ich weiss wol, zu dieser stunden,
Dass ich selbst: ich selbst, habs gefunden.

Spiel Cuntz.

Was hast du dann gefunden? Sag.

Fromm Man.

Ein Hafen mit Geldt, auff den Tag.

Spiel Cuntz.

Wo hast dus funden. Gib bericht.

Fromm Man.

Auff dem Feldt, versteht jhrs dann nicht!
Zwischen diesem Dorff, vnnd der Statt.
Da es ein grüne Matten hat:
Daselbst hab ich, zur guten stunden,
Ein ledern Hafen mit Geldt funden.

Spiel Cuntz.

Ein ledern Hafen! was ist das?

Fromm Man.

Ein ledern Hafen lag im Grass:
Ein Hafen von Leder gemacht.

Spiel Cuntz.

GOTT geb, wie ich dein Red betracht.
Ledern Hafen versteh ich nicht.
Wolan gib mir fernern bericht:
Was war im selben Hafen? sag:
Verstehst du mich, was ich dich frag?

Fromm Man.

Es war Golt, Gelt, Golt: es war Gelt
Ich red ja teusch; potz alle Welt!

Spiel Cuntz.

Wenn hast dus funden? das sag recht,
So kan ich dich verstehen schlecht.

Fromm Man.

Der Juncker soll mich recht verstehn,
Als ich solt auss der Schule gehn:
Da fand ich das Gelt auff der Strassen.

Spiel Cuntz.

Ich verstehs noch nicht rechter massen.
Wann giengst du auss der Schulen dann?
Meinst du dass ichs errahten kan.
Sag mirs teutsch, dass ichs recht versteh.

Fromm Man.

Als ich lernte das A. B. C.
Ich hat es auch gelernet Ja
Doch weitter nicht, als auff das H.
Da ich wolt heimgehn auss der Statt
Am Halss ich mein Schulsäckle hatt.
Vnd mein Namenbüchlein darinnen.
Vnter wegs thet ich mich besinnen,
Weil ich war in der Schul gewesen,
Wolt ich mein Letzke überlesen,

Vnd mir selbsten auffsagen wider: [32]
Drumb setzt ich in das Grass mich nider.
Wie etwan dieser zeit noch thun
Die kleinen Schulerbüblein nun,
Schawt Juncker! zu derselben stund,
Als ich mein Letzke so wol kund,
Vnd wolt nun widerumb auffstehen,
Da hab ich den Hafen ersehen:
Vnd demnach zu derselben stunden,
Ein Ledern Hafen mit Gelt funden.

Spiel Cuntz.

Ich wolt dass du hettest dessfalls
Den Ledern Hafen an den Halss,
Vnd hiengst am liechten Galgen hoch,
Mein lieber Herr Schults sehet doch,
Wie er treibt das Gespött mit mir.
Bawr, Bawr, potz Hertz, Ich sage dir,
Der Bossen mir nur nicht viel mach.

Fromm Man.

Es ist mir je ein seltzam Sach,
Dass ich nicht soll die Warheit sagen,
Von dem, so jhr beyd mich thut fragen.

Spiel Cuntz.

Du sagst, du vngehenckter Bawr,
Die Warheit wie ein ander Laur.
Man fragt dich, was zu dieser zeit
Geschehen sey? So kommst du weit
Daher gezogen: Sagst zur Frist
Was vor viel Jahren geschehen ist:
Da du bist in die Schul gegangen.
Ich wolte dass du werst gehangen.
Ja, Herr Schultheiss, was soll ich nun
In meiner Sachen weiter thun?
Ich hett mein Sach schon lengst verricht,
Wer dieser loser Hudler nicht.
Aber Bawr, ich will dirs nicht schencken,
Es kommt die Zeit, ich wills gedencken!
Komm ich nicht wider zu dem meinen,
So will ichs suchen bey den deinen.
Ich will dir auff dein Haupt zur letzen,
Glaub mir, ein Roten Hanen setzen.

Schults.

Ey, Vester Juncker, thut gemach:
Was wolte das seyn für ein Sach.
Wolt jhr vns schädlich seyn im Land,
Vnd vns bedrewen mit dem Brandt.

Spiel Cuntz.

Nicht euch, sondern dem losen Lauren.

Schults.

Ey, das betrifft allsambt vns Bawren.
Die Sache gehet mich auch an,
Ich werd es nicht so bleiben lan.
Ich rath euch, lasset solchs ewr drewen:
Es möcht euch sonst zur zeit gerewen.

Spiel Cuntz.

Gerewen? Ha! ha! potz allment;
Ich hab wol eh' Bawren verbrennt.
Ich merck wol, wie es ist gespitzt. [33]
Ihr stehet bey dem Bawren jetzt.
Ihr habt jhn also vnterricht,
Damit er ja bekenne nicht,
Dass er mein Geldt gefunden hab:
Damit wolt jhr mich weisen ab.
Ihr seyd betrieglich lose Kunden,
Ewr einer hat mein Geldt gefunden.
Ich hab es endlich wol gemerckt
Das Ihr, Schults, habt den Bawren gesterckt.
In seiner Schalckheit. Dann da er
Vom Ledern Hafen sagt daher,
Da Schwieg der Schults, vnd red kein wort.
Vnd meint ich solt so gehen fort.
Vnd mein Geldt lassen frey dahinden.
Schults vnd Bawr was gilts ich will finden,
Ein ander Oberkeit, so bald,
Die mir zu recht helff der gestalt.

Schults.

Niemand vns zu gebieten hatt,
Als vnser Herren in der Statt.
Wolt jhr vns da verklagen eben.
Wolan! wir wolln euch antwort geben.

Fromm Man.

Er geht nur hinn als bald zur fahrt
Ich hab auch ein Freund Herrn Reichhart.
Der ist ein ansehnlicher Mann,
Der mir ein Beystandt leisten kan.
Verklag er vns nur: ist er keck. E

Spiel Cuntz.

Ey, dass euch all der Heucker streck,
Dich vnd deinen Freund Herrn Reichhart,
Vnd auch den Schultssen zu der fahrt:
Die jhr mein Geldt mir habt verholen,
Es ist doch gleich als wers gestohlen.

Fromm Man.

Wolan! wann dann das Geldt ewr ist,
Welchs ich fand zu derselben frist.
Als ich gieng auss der Schul: wolan!
So will ich euch zu recht drumb stahn,
Vnd wills euch alles wider geben.

Spiel Cuntz.

Ich rede nicht von dem Gelt eben,
Welchs du zur selben zeit hast funden.
Dann ich damals, zur selben stunden,
Noch nicht war zu der Welt geboren:
Viel wenger hett ichs da verlohren.
Aber ich merck doch so viel fast,
Dass Du mein Gelt gefunden hast.

Fromm Man.

Ich sag wie vor, Ists ewr Gelt eben:
So will ichs euch frey wider geben.

Schults.

Was darffs viel Wort. Der gute Mann
Weiters sich nicht erbieten kan.
Er sagt je alls, so viel er weiss. [34]

Spiel Cuntz.

Er leugnet mirs mit sonderm fleiss.
Aber Bawr du wirst noch bekennen,
Wann ich dir werd das Hauss abbrennen.

Schults.

Was? Brennen? wilt vom brennen sagen?
Fromm Mann jetzt ists zeit drein zu schlagen,
Komm her, vnd steh mir trewlich bey,
Wir wollen dem Schufft zeigen frey:
Wie er uns soll mit Fewr bedrewen.
Komm her, lass vns jhn wol erplewen.

Spiel Cuntz.

Hola Bawr! hola Schults! halt, halt,
Ey was thut jhr mir für Gewalt.
Awe! Awe! ich armer Tropff:
Awe! mein Arm: Awe mein Kopff

Schults.

Gelt, gelt: Ich hab mich jetzt gerochen,
Wolst du mich, als den Schultheiss pochen.
Vnd auch die Bawren allzugleich.

Fromm Man.

Ey, ey, das war ein böser streich.
Ey! ey! Herr Schults: das ist zu grob

Er stirbet schon. Mir wirdt darob
Schier angst vnd bang. Ich glaube frey
Dass der arme Tropff schon tod sey
Ey wie dauret er mich so sehr
Ich fürchte auch darbey viel mehr
Herr Schults wir kommen beyd in Not. E ii

Schults.

Hey! ist er Todt: so sey er todt,
So will ich jhn lassen begraben.
Er hats nicht anders wollen haben.

Fromm Man.

Er ist gewisslich todt. Halt, halt,
Jetzund will ichs erfahren bald.
Wann noch ein Athem bey jhm ist.
So lebt er noch zu dieser frist
Ich merk kein Athem. Er ist still,
Doch noch ein mahl ich horchen will,
O lieber Herr Schults helffet mir.

Schults.

O mir geschicht gleich wie auch dir.
Wie geschwind laufft er davon. Schaw! schaw!
Der Teuffel diesem Lecker traw.
Ich meint der Todt hett jhn gestreckt:
Er hat vns beyd ja recht erschreckt.
Wie kundt er sich so tödlich stellen,
Ja, Ja, das sindt der rechten Gsellen,
Komm her Fromm Man, lass vns bald gehen,
Wir müssen auff vnser Schantz sehen,
Vnd fleissig beyd zu Tag und Nacht,
Auff Hauss vnd Städel haben acht:
Damit er nicht leg Fewr darein,
Ich wills anzeigen der Gemein:
Vnd die Wach gantz fleissig bestellen.
Ertapp ich den losen Gesellen,
So will ich jhn zeichnen dermassen: [35]
Dass Er vns soll zufriden lassen.

Fromm Man.

Ich hoff vns soll behüten GOTT,
Dass vns der Bub nicht bring inn Noth.
Wann er schon braucht viel Tück vnd List:
Ich weiss dass GOTT viel stärcker ist.
Der beschützt vns durch der Engel schar,
Dass vns nichts böses widerfahr
Wann wir beten in Christi Namen
So hilfft GOTT, das ist gewiss vnd Amen.
[Borte.]

Nachspiel.

Warmund, bringt die Glüchskugel [*l.* Glückskugel] auff den Platz.

Weicht doch ein wenig hindersich,
Lieben Leut: Macht platz! schawt, wie ich
Mich doch selbsten kan regen kaum,
Weicht doch ein wenig, gebt vns raum.
Es muss fürwar nur platz da seyn,
Wann sich das Spiel soll enden fein.
Weicht doch! vnd steht also fein still,
Vnd schawt, was ich jetzt machen will. E iij
Ihr werdet sehen wunder ding.

Jetzt soll er mit dem Stab in welchem vnten ein Kreiden steckend ein Zirckelrund vmb sich machen.

Seht dieses ist ein Zirckelring.
Darinn das Glück hat seinen Stand.
Nun will ich euch machen bekannt,
Wie nemblich nur allein die frommen,
Zum Glück warhafftig mögen kommen.
Diese Lini bedeut den Weg
Zum Glück, ist ein gerader Steg.
Wer nun in GOTTES furcht fein gleich
Gerad hinzu geht der wirdt reich.
Aber diese Linien beyde,
Zeigen vns an die Wegescheide:
Dann so man kommt an diesen ort,
Vnd gehet nicht grad, für sich fort:
Sondern weichet auff diese seit,
So kommt man bald vom Glück gar weit:
Bleibt nicht in der GOTTES furcht fein
Sondern will nur mit Geitz allein,
Mit gschwinder List, Practic vnd rencken,
Ihm selbst zum Glück ein weg erdencken
Daher jhm dann endlich geschicht,
Dass bey jhm das Glück bleibet nicht.
Er meint, er hab das Glück in Händen!
Aber es thut sich schnell vmbwenden.
An statt dess Glücks hat er den Schatten:
Vnd mag jhm sein Geitz gar nicht patten.
Also, wann man auff diese seit,
Vom weg abtritt, so kommt man weit
Vom rechten Glück: von Gelt vnd Gut, [36]
An Bettelstab vnnd in Armut:
So man die Gottsfurcht achtet nicht,
Vnd sich zum Spielen vnd Sauffen richt:
Begibt sich auff Betrug und Liegen,
Vnd will nur ander Leut betriegen:
Dabey kan fürwar kein Glück seyn
Man kommt ins gröst Vnglück hinnein.
Wer aber nach richtigem Steg,

In Gottsfurcht bleibt auff diesem weg:
Vnd geht in sein Beruff fein gleich,
Denselben macht Gott endlich reich:
Bescheret jhm auch Gut vnd Gelt.
So viel jhm noth ist in der Welt.
Vnd wirdt ihm endlich auch darneben
Durch Christum die Seligkeit geben.
So seyd nun still vnd mercket fein
Was jeder wirdt singen allein.
Der Reich: der Spieler: vnnd auch dann
Endlich der Bawr, der fromme Man.

Der Reichhart kommt, gehet die gerade Lini vnnd in der Weg scheide weichet er vff die recht seit, vnd bleibt neben oder ausser dem Ring stehen; vnd unter dem gehen singt er.

In der Lewen weise.

Das wanckelbare Glück auff dieser Erden,
Mag wol einer Kugel verglichen werden:
Welche nicht kan still stehen, E iij
An eim gewissen ort:
Sondern, wie man thut sehen,
Begehrt sie immer fort.
Ich hab von Jugend mich dahin begeben,
Dass ich möcht viel gewinnen hie im Leben:
Vnd auch mit andern dingen,
Viel Reichthumb Geldt vnd Gut,
Mit Geitz zusammen bringen,
Zu haben guten Muth.
Aber, es ist mir offtermals
Misslungen, mit meim Schaden:
Solchs hat mich auch gleiches falls,
Mit Kümmernuss beladen.
Wann ich schon viel Geldt thet zusammen scharren,
So ward ich doch betrogen von den Narren,
Die mir das han entragen,
Mit jhrem Trug vnd List.
Darumb darff ich wol sagen
O Glück! wie falsch du bist.

Spiel Cuntz kommt gehet auff die ander Seiten vnd singt.

In der getheilten Nachtigall.

Es ist kein Glück mehr in der Welt:
Mag ich mit Warheit singen,
Ob einer schon thut Gut vnd Geldt.
Mit List zu wegen bringen:
So ist doch kein bestand darbey:
Vnglück reists wider hinn.
Ich glaub dass ich, mit grosser Noth,
Zum Vnglück sey geboren: [37]
Der ich offtmals viel Geldt, mit Spott,

Liederlich hab verlohren.
Es will doch gar kein Glück mehr frey,
Gehen nach meinem Sinn.
Ob schon das Glück bissweilen,
Sich freundlich zu mir wendt.
Doch thut es plötzlich eylen,
Vnd laufft von mir behendt.
Denn wie einer sein Gut zur frist
Liederlich thut gewinnen,
Mit Spielen, Practic, List vnd Tück:
So thuts widrumb zerrinnen.
Wann du eim gantz zu wider bist
O wanckelbares Glück!

Fromm Man, kommt, gehet durch die Wegscheide vnd bleibt vnten am Ring stehen: singet gehend:

Im Gulden Thon. Hanns Sachsen.

Wol dem, der da recht fürchtet GOTT
Vnd ohne Spott
Glaubet, liebet vnd hofft darbey
Dass jhn Gott werd ernehren frey:
So fern er fein
Seines Ampts warten thut.
Solchs hab ich auch erfahren heut,
Ihr lieben Leut;
Schawt! wie das Glück kuglecht so rund, E v
Zu mir kommt jetzt zu dieser stund;
Doch nur allein
Durch GOTTES Segen gut,
Denn GOTT verlest die seinen nicht,
Wer glaubt, demselben guts geschicht.
Wie vns die heilig Schrifft bericht
Was GOTT beschert,
Bleibt vnerwert:
Glaub ich fürwar,
Darumb O Glück! weil du jetzt bist
Allhier verborgen zu der frist,
Vor der Gemein
So mach dich offenbar.

Allhier springt die Kugel entzwey: vnd richtet sich der Knab oder das Glück, (so darinnen verborgen ligt) auff, bleibt, in der Kugel stehen vnd spricht.

Das Glück.

Schaw! Fromm Man: jetzt siehst du mich klar,
Der ich dir vor verborgen war.
Inn die Kugel geschlossen ein.
Jetzund will ich stetts bey dir seyn.
Bey dir will ich wohnen jetzund,
Vnd auch hinfort zu aller stund.

Dann weil du bey der Armut dein,
Dir hast lassen genügen fein:
Hast nicht getracht nach frembden Gut.
Sondern, auch in gröster Armut,
Deines Beruffs gewartet recht,
In Gottesfurcht vnd Einfalt schlecht.
Hast gearbeit vmbs täglich Brot, [38]
Darneben in all deiner Noth
Deim trewen GOTT allzeit vertrawt,
Im Glauben, fest auff jhn gebawt:
Vnd dich getröstet GOTTES Huld:
Dein Creutz getragen mit Gedult:
Darneben nach Christlichem Brauch,
Mit dein Kindlein gebetet auch:
GOTT vnd die Oberkeit geehrt.
Wolan, so hat dir GOTT beschert
Diss Glück, welchs dir jetzt kommt zu handen.
Von Gott ist dir solchs zugestanden,
Der dich darmit jetzt thut verehren:
Dass du darmit dich mögest nehren,
Vnd ablegen all deine Schuld.
Nun wirst du haben Gunst vnd Huld
Bey deinem Weib; die wirdt hinfort
Dir nicht mehr geben böse wort:
Sondern all Ehr erzeigen dir.
Sie wirdt gar anders (glaub du mir)
Gegen dir jetzt gesinnet seyn,
Vnd dir hinfort auch folgen fein.
Du wirst haben ein frölich Eh'.
Darumb alsbald zu Hauss jetzt geh',
Vnd dancke GOTT, für die Wolthat,
Die Er dir heut erzeiget hat.
Vor allen dingen hüte dich,
Dass du ja nicht missbrauchest mich.
Vberheb dich nicht solches Guts,
Sey nicht geitzig vnd freches Muts,
Noch gegen die Armut so karg,
Wie dieser Schindfessel so arg.
Der dir in Noth nicht helffen wolt.
Schaw: jetzt hast du fein Geldt vnd Goldt.
Darnach hüt dich mit sonderm fleiss,
Damit ja nicht üppiger weiss
Diss Gut, so dir GOTT hat beschert,
Verspielt werd vnd ohn nutz verzehrt.
Hüt dich für spielen vnd für sauffen,
Vnd folge nicht der Schlemmer hauffen,
Die so schändlich verthun jhr Gut,
Vnd bringen sich selbst in Armuth.
Wie dieser Spiel Cuntz hat gethan.

Wie steht er da! Nun schaw jhn an;
Er ist worden zu Schand vnd Spott,
Vnd hat ein vngnädigen GOTT,
Ein böss Gewissen auch darneben,
Vnd hat kein Glück in diesem Leben.
Du aber jetzt, O Frommer Mann!
Nimb mich mit Danckbarkeit fein an.
Brauch meiner mit Bescheidenheit.
So wirst du Glück han allezeit.

Fromm Man.

Wolan du lieber Schatz: Komm her.
Du kommst mir recht nach meim Begehr
Weil dich GOTT mir heut thut bescheren:
So will ich dich halten in Ehren,
Vnd dich recht Christlich brauchen fein;
Vnd neben meinen Kinderlein
GOTT dancksagen zu jeder frist, [39]
O Glück: wie recht du kommen bist!
Da gleich die Noth am grösten war.
Jetzt komm ich auss aller Gefahr.
Nun will ich dich mit mir heim tragen,
Ey, Was wird doch mein MurrGreth sagen:
Ich weiss sie wirdt vor Frewden lachen,
Vnd mir die besten Küchlein bachen.
Da wolln wir dann, bei guten Kugen [*l.* Kuchen],
Den Newen Wein auch recht versuchen.
Wir wölln trincken den aller besten;
Ja Aepffel, Birnen, Nussen, Kesten,
Vnd Haselniss ein gantzen hauffen,
Will ich nun meinen Kindern kauffen:
Vnd jhnen frey zum besten geben,
Sie müssen auch ein mal wol leben.
Wolan: komm her in GOTTES Nahmen,
GOTT ist mein Frewd. Das glaub ich, Amen.

Der Bawr nimbt das Glück oder den Knaben auff seine Arme vnd gehet darmit darvon. Die zwo halbe Kugeln bleiben liegen, vnd Warmund, Reichard vnd Spiel Cuntz bleibt jeder an seim ort stehen.

Der Lackey Alfantz kommt vnd singt. Im süssen Regenbogen Thon. wie folgt.

Ey, was soll ich doch machen?
Was soll ich fangen an?
Wie thue ich meiner Sachen?
Weil ich kein Dienst mag han.
Ich lauff vmb hie im Lande,
Hab kein Herren, mit Spott,
Vnd muss darzu mit schande
Fressen für Hungers noth
Das Bettelbrot.
Nach dem ich bin entloffen

Vom Seltenfromb dem Herren mein,
So hatt allein,
Mich alles Vnglück troffen
Es will kein Glück noch Stern mehr seyn.

Alfantz sagt weiter.

Schaw! wer kommt jetzund da herein
Ich glaub dass diss mein Herr werd seyn,
Von dem ich heimlich bin entloffen,
O weh mir! hett ich mich verschloffen.
Vor jhm ich nun nicht sicher bin.
Wo soll ich auss? wo soll ich hin?

Spiel Cuntz.

Setz dich herein vnd sey ohn sorgen:
Hierinnen bleibst du wol verborgen.
Diss wirdt in kein Gefahr dich bringen.

Hiermit sitzt Alfantz in die halb Kugel, vnnd deckt Spiel Cuntz den andern halben theil über jhn.

Seltenfromb.

Hab ich nicht erst hie hören singen,
Den Vogel der mir ist entflogen.
Oder hat mich die Stimm betrogen.
Ich hab den Lecker hie vernommen. [40]
Wo ist er so bald hin gekommen?
Vnd wer sindt die zwen, die da stehn?
Mich dunckt ich hab sie mehr gesehn.
Nun kan ich sie nicht recht erkennen:
Noch sie bey ihren Nahmen nennen
Glück zu, ihr Herrn! was gibt es guts?

Reichhart.

Nicht viel; wir sind trawriges Muths:
Dann das Glück will vns gar absagen,
Darvon hetten wir viel zu klagen.

Seltenfromb.

Ja. es geht mir auch gleich also:
Das muss ich euch jetzt klagen do:
Ich hett ein Freund, den ich, ohn Spott.
Wolt helffen auss all seiner Noth,
Vnd damit er in dieser Welt
Widerumb kommen möcht zu Gelt
So stafiert ich jhn in den dingen
Mit Kleidern Ketten vnd mit Ringen.
Damit ist er davon gezogen:
Vnd hat mich vmb diss alls betrogen
Darnach so hett ich einen Jungen,
Der ist mir auch darvon gesprungen.

Vnd hat mir auch etwas entragen,
Hett ich jhn ich wolt jhn zuschlagen:
Dass er sein lebtag denck an mich.

Reichhart.

Nun duncket mich gantz sicherlich,
Ich hab den Herren mehr gesehn.

Spiel Cuntz.

Ich kenn euch auch nicht alle zwen.

Warmund.

Ihr müst haben gar blöds Gesicht,
Wann jhr einander kennet nicht,
Dann ich sag mit Warheit frey,
Dass jhr euch samptlich alle drey
Erst habt gekennt vor einer Stund.
Das kan euch sagen, ich Warmundt.
Schaw! setz die Brillen auff die Nasen,
Dann wirst du sehen rechter massen,
Wer dieser sey, vnd auch der Mann.

Spiel Cuntz.

Ja, jetzund ich recht sehen kan,
Die Brill offenbahrt den Betrug,
Doch hab ich jhrer gar genug.
Steckt sie widrumb ein ohn beschwerd
Damit sie nicht zerbrochen werd.

Reichhart.

Nein, lasst mich doch die Brill auch schawen.

Spiel Cuntz.

Ach nein; es ist jhm nicht zu trawen.
Ihm zittern die Händ, solcher massen,
Er möcht die Brillen fallen lassen.
Es wär schad wann sie solt zubrechen.

Reichhart.

Ey! jhr habt nichts darzu zu sprechen. [41]

Warmund.

Alter Herr vmb der Warheit willen,
Will ich euch leyhen diese Brillen,
Damit jhr auch dadurch möcht sehen,
Wer die seyn, so da vor euch stehen.

Reichhart.

Die Brill ist warlich klar vnd rein.

Spiel Cuntz

Botz Veltes Sucht! was soll das seyn?
Der Teuffel schlag dir in die Händ,
Dass dich das Vnglück schend vnd blend.

Reichhart.

O wen seh ich da vor mir stahn?
Das ist der falsch betrieglich Mann,
Der mit der Kett mich hat betrogen.

Spiel Cuntz,

Du leugst, sag ich, es ist erlogen.

Reichhart.

Du wirst es mir nicht leugnen bald:
Ich kenn dein Gsicht vnd gantze gstalt
Ja auch die Kleidung gleicher weiss.

Spiel Cuntz.

Jetzund ists zeit dass ich aussreiss.

Reichhart.

O lieben Leut haltet den Mann,
Denn ich jhn nicht erlauffen kan. F
Weil er jung ist vnd ich bin Alt.
Halt auff, halt auff, halt auff, halt, halt.

Seltenfromb.

Ich glaub beym hültzen Steffan frey
Dass diss Spiel Cuntz gewesen sey.
Mein lieber Mann gebt mir bericht:
Ist ers gewesen? oder nicht?

Warmund.

Ja er ists selbst gewesen frey:
Was gehts euch an ob ers gleich sey?

Seltenfromb.

Ach, es geht mich nur zu viel an.

Warmund.

Auss was vrsach: kennt jhr jhn dann?

Seltenfromb.

Ich kenn jhn freylich, nun viel Jahr.
Auss vnd innen kenn ich jhn zwar.
Sein Schalckhafftigs Hertz gleicher massen.
Ich weiss vmb all sein thun vnd lassen.
O hett ich jhn ich wolt jhn schlagen,
Dass man jhn für tod müst hintragen.

Warmund.

Warumb das? was hat er gethan?

Seltenfromb.

Der schalckhafft vnd betrieglich Mann,
Hatt mir Kleider vnd Ring entwend.
Ey! wo kommt er hinn so behend.

Warmund. [42]

Vielleicht wirdt er bald widerkommen.
Wo hat er ewer Kleider genommen?
Vnd ewre Ring das sagt mir eben.

Seltenfromb.

Ich hatte sie jhm selbst gegeben.

Warmund.

Ey, so habt jhr zuklagen nicht.
Vnd in dem fall euch recht geschicht.
Dann habt jhr jhn gekennet frey
Was für List vnd Trug in jhm sey,
Vnd habt jhm über das vertrawt,
Da heists ja auff ein Sand gebawt:
Vnd dürfft von seinem Trug nichts sagen.
Ihr habt über euch selbst zu klagen.

Seltenfromb.

Er betreugt mich der Bösewicht.

Warmund.

Euch kan ich zwar recht geben nicht,
Weil jhr euch selbsten habt betrogen
Ihr soltets besser han bewogen:
Vnd besser betracht han die Sachen.
Ja, jhr seyd wol werth ausszulachen.

Seltenfromb.

Was habt jhr mich zu tribuliren.

Warmund.

Ey ja! man solt euch nit vexiren: Fii
Das jhr die Schantz habt übersehen.
Ich sag, es ist euch recht geschehen.
Ein Schalck den andern hat betrogen.
Das heist die Katz durchn Bach gezogen.
Was wolt jhr aber nun drauss machen:
Fürwar jhr seyd werth ausszulachen.

Seltenfromb.

Was wolt jhr viel ausslachen mich,
Last mich zu frieden sage ich:
Oder ich werff euch diss an Kopff.

Warmund

Was woltst du thun du Armer Tropff

Seltenfromb.

Das solst du wol erfahren jetzt

Hiermit hebt er den einen theil der Kugel auff.

Ey dass dich potz Quinten, was sitzt
Allda? Schaw dess Leckers: Wolan:
Treffen wir hie einander an?

Alfantz.

Oho! gemach, ich bitt für Gwalt.
Ey ich geb mich auch nicht so bald
Last mich ein wenig nur verschnauffen
Herr, woln wir vmb die wette lauffen

Seltenfromb.

Halt, halt, jetzt will ichs machen dir
Hebt jhr Leut, hebt den Lecker mir.

Sie lauffen vnd jagen einander darvon.

Warmund zum Beschluss.

SEht lieben Leut? was soll ich nun
Bey diesem Spiel allein hie thun?
Weil all Personen so geschwind,
Von diesem Platz geloffen sindt.
Vnd haben mich allein gelassen:
So muss ich auch wol, gleicher massen,
Abtretten, vnd wider heim gehen
Was soll ich hier alleine stehen.
Doch, eh dann ich allhier trett ab,
Etwas ich vor zu bitten hab
Von euch Zusehern allensamen,
Vnd solchs von wegen vnd im Namen,
Aller Personen in gemein,
So in dem Spiel gewesen seyn.
Ob sie villeicht nicht alle Sachen
So artig haben können machen.
Wie es wol billich hett seyn sollen:
Jedoch sie darbey hoffen wollen;
Ihr werdet diss, so jetzt geschehen,
Von ihnen im besten verstehen,
Vnd auffnehmen in freundligkeit:
Etwan kommt bald ein ander Zeit,

Da sie es besser werden machen.
Dann jhr wist, dass in diesen Sachen
Die übung muss das beste thun:
Wann sie sich dann mehr üben nun.
So werdet jhr als dann auch sehen,
Dass jhr Spiel wirdt besser abgehen. F iij
Nembt jetzt für gut: Bitt ich von allen.
Vnd last euch also wol gefallen
Diese geringe *Action.*
Wers aber helt für Spott vnnd Hohn.
Der wiss, dass man sein auch nicht acht.
Hiermit Ade zu guter Nacht.

ENDE.

[Verzierung.]

Nürnberg,
Inn verlegung Georg Leopold Fuhrmanns.

1613.

IX.

Wallfahrtsblättchen zu den drei Aehren.

Wallfahrtsbilder wurden in den früheren Jahrhunderten wie jetzt noch an Wallfahrtsorten zum Kauf angeboten und von Pilgern in Gebetbüchern oder unter Glas durch Generationen hindurch als Andenken aufbewahrt. Sie sind, was die früheren Jahrhunderte anbelangt, Seltenheiten unter den fliegenden Blättern geworden.

Von solchen Andenkenzetteln des Wallfahrtsortes Drei-Aehren sind uns doch verhältnismässig viele in einzelnen Exemplaren erhalten geblieben. Die meisten, wovon das eine von dem berühmten lothringischen Kupferstecher J. Callot (1625) hergestellt ist, sind in dem Werke von August Reinhard[1] abgebildet.

Ein bisher unbekanntes Wallfahrtsblatt von Drei-Aehren, vielleicht das älteste, wird in der Stadtbibliothek zu Schlettstadt aufbewahrt, und verdanken wir die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Güte des Herrn Stadtbibliothekars Dr. Gény. Unsere Abbildung stellt den Moment dar, wo der Sage[2] nach der Schmied Dietrich Schöre von Urbeis am 14. September 1491 sich nach Niedermorschweier auf den Markt begeben will. Unterwegs erscheint ihm am Bildstock die Himmelskönigin mit drei Aehren in der einen Hand und einem Eiszapfen in der andern, Fruchtbarkeit oder Hagel verkündend, falls die Umwohner unbussfertig in ihren Sünden beharren sollten. Zwischen beiden Gestalten befindet sich das Wappen von Ammerschweier, oben die Inschrift:

Vnser frow zů den dri ahren.
. . . . [3] ablass :/: amerschwir ban

---

[1] Trois Epis et environs, 1892.
[2] Vgl. A. Stoeber, Die Sagen des Elsasses. Neue Ausgabe besorgt von C. Mündel I. Theil S. 88.
[3] Undeutlich; entweder ein Zahlenzeichen, etwa VIII oder vielleicht: will.


Helffe frow zů dē dri ähern.

X.

Aus einem Arzeneibuch von 1796.

Mitteilung von

W. Teichmann.

Am 5. Juni 1818 wurde in Bischheim am Saum bei Strassburg im Alter von 60 Jahren der Ackersmann Johann Georg Hummel beerdigt. Das jetzt lebende Geschlecht seines Dorfes weiss nichts mehr von ihm; auch die Kirchenbücher und das Civilstandsregister verzeichnen nur mit den üblichen Worten die Hauptbegebenheiten seines Erdenwallens, Taufe, Trauung und Tod, und er würde so wenig als andre Ackersleute seiner Zeit zu der Ehre gekommen sein, in diesem Jahrbuch verewigt zu werden, wenn er nicht ein Buch geschrieben hätte, welches mit andern alten Sachen in meine Hände gekommen ist, und aus dem es sich verlohnt, den Lesern einiges mitzuteilen.

Das Buch, ein solider Quartband von 292 Seiten mit Lederrücken, ist überschrieben:

Arzeneu-Buch Vor Menschen.

Gehört Johann Georg Hum̄el, ackersmann zu Bischheim am Saum.

Anno 1796 geschrieben.

Wer nicht weiss, wie dem Bauern seine Pferde ans Herz gewachsen sind, ist nach dieser Ueberschrift etwas überrascht, als erstes Rezept zu lesen: «Wann ein Ross krank Ist dass man nicht weiss was ihm fehlt» u. s. w., worauf noch dreiundzwanzig Seiten mit Heilmitteln für kranke Pferde folgen, ehe mit dem Rezept «Vor den Husten der Jungen Kinder» das eigentliche «Arzneu-Buch Vor Menschen» beginnt.

Die einzelnen Anweisungen würden wohl nur den Mediziner interessieren. Sie stammen wahrscheinlich in der Hauptmasse aus einem Doctor-Buch, wie deren im 18. Jahrhundert manche mit der ausdrücklichen Bestimmung «für die von Medicis abgelegenen Land-Leute, welche mit Gemeinen Haus-Mitteln oder wenig kostenden Artzneien sich selbst curiren», erschienen sind.[1] Wenn dabei zu einem guten «Pulver vür Alte schäden» geraten wird: «nim̄ Muschlen die die Pilger Tragen auf den Hüten» —, oder der Fall vorgesehen ist: «So einer geschossen wird mit einem Pfeil,» so möchte man für die Vorlage ein gewisses Alter annehmen. Sie reicht wohl bis S. 172, wo es heisst: Ende dieses Buchs. Bei den folgenden Rezepten ist öfter am Rand die Herkunft angegeben, z. B.: von Georg Götz dahier, oder: aus Eisenmanns Buch; aus dem Buch der barmhertziger Samariter genannt; stadschlosser; Fratel die Jüdin; des catholischen Pfarrers von Bischheim Heil und Kühlpflaster vür alle hitzige Schäden. Zuweilen ist auch eine Geheimschrift angewendet, griechische Buchstaben für die Konsonanten, die Zahlen 1—5 für die Vokale. So konnten unberufene Augen nicht nachlesen, dass z. B. S23gελöhλ, wε3στεϱbεvτ3vöλ, Sαλμιαckspᶟϱᶟt und ωλ3vεvωhλ das Mittel bildeten, welches Vater Hummel gegen Rückenweh den «abgelegenen Landleuten» aus Bischheim und Umgegend verriet.

Wenn es aber gewünscht wurde, konnte er noch mehr verraten. Hier und da zwischen den Rezepten aus seinem Doktorbuch, die schliesslich nur aussprechen, was vor Zeiten einmal ernst gemeinte medizinische Wissenschaft war, stehen Anweisungen andrer Art. Früher noch mehr als jetzt war das Volk geneigt, für unerklärliche Uebelstände auch geheimnissvolle, übernatürliche Ursachen anzunehmen, von ebensolchen Mitteln sich Abhilfe zu versprechen. Was unserm Ackersmann auf diesem Gebiet bekannt war, hat er auch in sein Arzeneu-Buch aufgezeichnet, und liefert uns so einen Beitrag zu der Geschichte des Aberglaubens. Da kaum zu befürchten ist, dass seine Rezepte jetzt noch Unheil anrichten, lasse ich diejenigen folgen, die zur Veröffentlichung geeignet erscheinen.

S. 11. Vor wüthende Hunds biss

Schreib diese Wort auf ein bappier und gibs zu essen

Abirona Abirona Abirona

S. 27. Item wann etwass gestohlen wird

Rp. den 10ten Augusti morgens frühe vor sonnen aufgang, grab weisse wegwarten unbeschrauen und wañ Etwass gestohlen

---

[1] z. B. 1743 eines zu Strassburg bei I. R. Dulssecker von dem Hoch-Gräfl. Hohenloischen Leib-Arzt, Georg Heinrich Behr.

wird, so soll man es Ihm unter den Kopff legen, so kombt der im schlaff sichbarlich für Der es gestohlen hat Ist bewährt und brobirt mit gottes hilff.

S. 28. Vür dass fieber henck diese wort an den Halss 9 Tag lang, und am 9ten Tag, Thus wieder Vom Halss In der Stund dariñen Du es angehenckt hast und solsts In ein fliessendes Wasser werffen Im Namen XXX amen, ohn beschrauen.

+ Arbulacum +	+ Abrahanum +
+ Arbulacu +	+ Abrahanu +
+ Arbulac +	+ Abrahan +
+ Arbula +	+ Abraha +
+ Arbul +	+ Abrah +
+ Arbu +	+ Abra +
+ Arb +	+ Abr +
+ Ar +	+ Ab +
+ A +	+ A +

S. 29. Ein gewaltige Kunst Vür dass leib schwinden

Item so einer an seinem gantzen leib schwindet genennt die schwindsucht, so soll er nehmen von einem Toden Baum dariñen eine Kindbetterin gelegen ist, und von demselbigen ein stücklein an den Halss hencken, so würde er wieder gesundt. — p. est fere

S. 38. Item wann ein wütender Hund ein Menschen oder Fieh gebissen hat, so geb man Ihm diese wort auff einem Käss zu Essen oder In den Käss Jaram kyram afframm gaffram
Jagaran straka

S. 106. Vür den Wurm

J o b lag in dem mist
da rueff er auff zu kryst
dass in die maden Essen,
Da verbot er ihnen dass muss
Also Verbiet ich dir Wurm das muss
in Gottes namen Amen

Gemeint ist der Wurm am Finger. Das Arzeneu-Buch kennt auch andere Wurmkrankheiten, den auswerfenden Wurm, den Haarwurm, den Herzwurm, gibt aber für dieselben keine Segen, sondern Rezepte. Das erste Wort heisst im Buch selbst, J e s; dies ist aber offenbar verlesen oder verschrieben für J o b. Wir haben einen Nachklang des alten Wurmsegens vor uns, welchen Müllenhoff und Scherer Denkm. XLVII, 2 anführen.

S. 109. Ein Blut stellung

So geh in einen Kirchhoff, da die Todenköpff am Wetter liegen, und siehe wo sie am allermeisten Moos haben dass schab herab dass ist die allerbeste Kunst die du haben kanst.

S. 175. Vor die fliegen.

Wann du die Ersten Jungen Gänss siehst, so stiehl eins, Rühr sie Aber nicht mit Blosser Handt an, Reiss es entzwey. Bestreich das fieh damit, es wird sich Kein mucken daran setzen.

S. 181. Vor das fieber zu Vertreiben

schneide von einer Nussbaum Wurzel die in dem Boden in dem Grund ist, ein stücklein hinweg Im Namen ✕✕✕ dieses schneid zu 9 mahlen und sprich Alle mahl die 3 höchsten namen indem Du schneidest, Bind es in ein Tüchlein, hängs mit einer schnur an halss, wañ du es 9 Tag am halss hast, so wirff es in ein fliessent wasser in der nemblichen stund da du es angehängt hast unbeschrauen. NB. Du darfst aber hernach kein nuss Von solchem Baum mehr Essen.

S. 221. Wann ein mensch Närrisch würd das einem im Trunk gegeben ist worden —

So nimmt man ein Hasselnuss die man ongefehr findt die ein loch hat, Thu sie voll quecksilber, darnach ein spiegel von einer Pfauenfeder die steckt man zu dem quecksilber hinein in die nuss, schmier das loch zu mit wachs und hencks dem menschen an, lass hencken biss der mensch wieder in gutem stand ist darnach wirfft man dass dings in ein fliessendes wasser, probat. est.

S. 226. Vor alle Ansteckende Kranckheiten

Grabe wenn im September Tag und nacht gleich sind zwischen 11 und 12 uhr mittags die sogenannte Michaelis wurtzel deren Blume man Zeitlos nennt und auf den Wiesen wächst Wiesenzeitlosen genannt, diese Wurtzel nähe in ein Tüchlein und hänge sie an den halss, so bist du vor aller bösen lufft und ansteckenten seuche befreyet.

S. 269. Eine zauberin zu erkennen

Hast du auf eine persohn einen Argwohn dass sie eine Hexe sei, so stecke galgenholtz über die Thür, so wird sie nicht Eher aus dem Hausse gehen können Biss du das Holtz wieder abgenommen hast.

S. 274. Wieder die Zauberei am Rind Vieh

Alle Zaubereien stehen unter den planeten des Saturns und Monds: es sollen daher die Hexen die solarischen Jovialischen gewächse nicht leiden können, zum Exempel nichts Rothes, keine rothe Corallen, keinen scharlach — Ist nun Jemand oder dein fieh bezaubert worden, so nehme er solche Antipathetische gewächse, Thue sie in einen neuen Topff . . . decke den Topff zu und bringe ihn nach und nach ans feuer: so wird die Hexe erscheinen und Capitulieren wollen.

Vergrabe Teuffelsdreck mit reiner Asche zwischen 2 reinen

stützen unter die schwelle darüber menschen und fiehe gehen, der zauberer wird bey gesundem leibe verdorren.

Soll er aber in dem Jahre noch sterben, wann er besonders die zauberei an einem Pferdt verübet hat, so schneide dem Pferdt aus jedem Hufe ein spänlein, und von jedem ohr die oberste Haare und über den Augen auch ein Wenig, binde es zusammen, und wenn man einen leichnam begräbt so lass dass Alles mit vergraben. Der Zauberer muss sterben.

vor menschen

Löse die rinde am stam̄e eines Holter Baums ab und bohre gegen aufgang der sonnen ein loch in den Baum, darein stecke das Abgeschnittene von deinen Näglen und füssen, auch von deinen Haaren . . ., alles in einem rothen Tüchlein verwahret, verzapffe das loch mit Weiss Hagendorn Holtz zu, Verbinde die rinde und lege die Erde von der Wurtzel des Baumes darauf, so soll die Zauberin viele pein erdulten müssen und kom̄en.

S. 177. Wann das fieh beängstigt wird dass es schwitzt wische es mit einem Tuche ab, und schlage mit einer Hassel Ruthe aufs Tuch, die Zauberin wird erscheinen die schläge fühlen, um Vergebung flehen, und dem fiehe hinfort ruhen lassen.

S. 278 Eine Persohn in dich Verliebt zu machen.

Verschlinge eine Muscatnuss, suche sie wieder und Reibe davon etwas ins glass woraus die Persohn Trincken soll.

2. lege ein Muscatnuss in . . . und lass βλυt aus deinem γωλδ finger dazu, lass sie Abtrocknen gibs im Trincken.

3. Begiesse einen Rossenstrauch wen du zur Ader gelassen hast mit deinem Blut, und gib hernach der Persohn von den Rossen zu riechen.

4. Haare, und Faden von einem ungewaschenen hembte der Person, laulicht Warm gekocht.

Gegen Mittel.

3. Must Du wieder deinen Willen lieben und ihr nach lauffen, zo ziehe ein par neue schuhe an, gehe geschwind darinn dass die füsse schwitzen; darnach ziehe den rechten schuhe aus und giess bier oder wein darein und trincke sodann aus dem schuh.

S. 280. Vor dass Kopff Wehe.

Binde gestossene Wacholterbeeren, salz,Küm̄el und Brodt auf die stirne, und wen̄ solches Trocken vergrabe es. es Hilft.

S. 284. Kom̄t der krancke mit dem leben davon oder Nicht.

1. Reibe des krancken fusssohle mit speck, und wirff den speck einem Hungrigen Hunde vor. frisst er denselben, so kom̄t er davon.

2. Zähle die Tage vom 26ten Brachmonat Biss auf den Tag da der patient kranck worden und Dividiere diese herraus

gefundene zahl, der zahl der Tage mit 3. Bleibt 1 übrig, so wird er Lange kranck bleiben. Bleibt 2 übrig, sterben und geht es auf genesen.

3. Nim ein wenig Brod Wovon der krancke gebissen Hat, und woran speichel geblieben ist, und lege es an einen ort, wo weder sonne Noch mäuse Hin komen können. Nimt die kranckheit zu, so wird das Brod imer Bräuner, stirbt er gar, so wird es sechs stunden Vor seinem Tode gantz schwartz sein.

4. Mache die Waffen Womit einer Verwundet worden warm, streue sodann sandel pulver und Blutstein darauf. Ist die kranckheit nicht gefährlich so bleibt das pulver Trocken; stirbt aber der Verwundete so Wird dass Waffen Blut schwitzen.

6. Lege einen schmaragt einem der die schwere kranckheit hat, auf die Brust, stirbt er daran, so springt er in stücken probatum est.

Wieder den Zauberischen schuss.

Diese werden mit dem schiessgewehr, schlehendorn, Eichenzweige, Nadlen, fischangeln, Näglen aus Rosshüfen, und durch alle Andern Dinge, die von natur kalt und Trocken und also dem Saturnus unterworffen verrichtet. solche geschosse anfangs zu heilen ist leicht. dan so bald man den Balsam von Hasselmispel auf den schaden legt, so läst der schmertz nach. Ist aber das glied schon Entzündet, so muss man die Hitze wie Bey anderen zauberischen schäden mit farrenkrautswurtzel und Eichenlaub löschen, und Hernach Erst obigen Balsam anwenden. so wird der patient genesen und vom grunde aus geheilet werden.

2. Wird Jemand geschossen es sey an welchem orte des leibes es wolle und hat diesen edlen und vürtrefflichen balsam nicht so nehme er seinen Eigenen Koth und Rothen Knoblauch, mische es mit einem span durcheinander und lege diese salbe der natur auf dass verwundete, doch nicht Tödliche glied, so wird es wenn es unter 7 Tagen aufgelegt wird zu keinem geschwür komen.

Vor die Zauberei Durch Bilder.

Die Zauberer formieren Wachs Bilder, und stellen sich darunter die person die sie verletzen Wollen vor Solches stellen sie auf einen Eichbaum und schiessen darnach welchen ort sie nun an diesem Bilde Treffen, der nemliche ort wird an dem der hier vorgestellet wird gelähmt werden Dass wollen einige als einen schlag fluss, aber ohne grund betrachten.

Wañ die zauberer dass Bild machen können dass es in der gesichts Bildung dem menschen acurat gleich sieht so ists Recht bey ihnen verfertigt zu des anderen verderben.

Gegen Mittel

Nim̄ rothen Bircken schwam̄ der im schatten der Bircke wächst auch rothe Erdschwamm heist, nem̄lich mit dem was davon unter der Erde steht, grabe ihn mit einem linden holtz das spitzig ist im 1sten Viertel des monds Ja nicht mit einem Eissen, dan dadurch wird der zauberer nur noch mehr gestärckt, diesen rothen Erdschwam̄ muss man stossen und Auflegen, und Was man nicht braucht In einer zinnernen Büchsen verwahren.

2) Bringen sie dadurch zu Wege das einem dass Hertz brennen und er krum gehen muss: . . . Er durchsticht ein Wachs Bild In dem er sich Jemanden dabei vorstellt mit Eichen Holtz und drehet es hernach am feuer herrum. so lange es nun beym feuer ist solange Empfindet auch der mensch auf den es gemüntzet ist eine unausstehliche angst. Wird es Aber gäntzlich gebraten so muss der mensch sterben.

4) Ettliche machen ein Wachs Bild das sie mit nadeln schlehen dorn und Eichen holtz an Allen gliedern Durchstechen dan vergraben sie dieses Bild unter eine schwelle worüber der Arme mensch der geplagt Wird gehen muss dass einem solchen Elenden, Nägel nadlen und Dornen ausgeschworen sind.

Gegen Mittel.

Verbrenne dieses Bild wenn du es finden kanst so wird der Krancke in 14 Tagen genesen.

Alle Wunden und schäden Sympathetisch zu heilen.

Nim̄ [folgt ein Rezept zu einer «Schmeer»], damit bestreiche die Waffen womit einer verwundet worden, verbinde und leg solche an einen Reinen ort wo es keine bewegung gibt, so Heilet die wunde ohne schmertzen: die wunde aber wasche des Tags zweymal . . . auss und Binde sie mit einem Tuche zu, kan man aber die waffen nicht haben so streiche Etliche Tropffen Bluts auss der Wunde auf ein Höltzlein und dieses stecke in die salbe, so hat es eben seine Wirckung und Heilet, ob sich schon der patient hernach viele stunden Weit entfernet. —

Auch von diesen Geheimmitteln werden manche auf eine gedruckte Quelle zurückzuführen sein; andre wenigstens auf schriftliche Aufzeichnungen. Ich habe schon in verschiedenen Häusern auf dem Lande solche einzelne Blätter mit einem oder mehreren Segen, Geheimmitteln u. dergl. gefunden, welche nach Papier und Schrift zu schliessen ein ziemliches Alter besitzen, früher einmal in einer Nothlage für schweres Geld von einem klugen Mann erkauft, jetzt zuweilen noch sorgfältig aufgehoben; denn man kann ja nicht wissen, ob nicht doch etwas dran ist. Hummel scheint solche Anweisungen gesammelt zu

haben. Dass er zur Aufzeichnung seiner Mittel sogar die griechischen Buchstaben erlernte, verrät eine gewisse Energie und grosses Interesse für die Sache. Er hat sich auch nicht nur theoretisch damit beschäftigt. Hier und da nennt er die Leute, welche von seinen Kenntnissen Gebrauch gemacht haben. Dass er und seine Frau darunter nicht fehlen, zeigt seinen guten Glauben. Nach seinem Tode blieb das Buch in der Familie. Die schwarze Kunst ging auf andre Leute über, und ist bis in die neueste Zeit hinein in Bischheim ausgeübt worden.

XI.

Vom Strassburger Gimpelmarkt

Anno 1577.

Mitteilung von

W. Teichmann.

Alle Freunde von Alt-Strassburg kennen das Gedicht, in welchem Ehrenfried Stöber dem jetzt seinem Ende entgegengehenden Gimpelmarkt ein Denkmal gesetzt hat:

Do geht d'r Herr Pfarrer von Auene:
Do bschauene!

Weniger bekannt dürfte sein, dass wir aus der Feder des Strassburger Satirikers Fischart ebenfalls eine poetische Beschreibung wenn auch nicht des ganzen Gimpelmarktes, so doch einer Gimplerin und ihres Krames besitzen. Dieselbe findet sich im «Flöhhaz» von 1577 (in Goedeke's Ausgabe der Dichtungen von Johann Fischart von 1880 Vers 1370 ff.). Hauptmann Kachelprut beschreibt die Schicksale seiner vier Flöhregimenter auf dem Markt. Dabei erzählt er:

Ain alt Weib sas dort wie der Tod
Am Grümpelmarkt, hat wolfail war,
Die wol so alt als sie alt war,
Alt Lumpen, windeln, Birenschniz,
Guffen und Nadeln one spiz,
Alt Hufeisen, die man mit lachen
Soll können zu Rostig gold machen,
Stumpff krumme Nägel, die die Buben
Im rägen aus den lachen gruben,
Zerprochen gläser, Spindelspitzen,
Bauchzapfen, Römisch Müntz aus pfitzen,
Und ander meh selzam Gerümpel
Alles gestümpelt und verhümpelt . . .

1385 Dieselb hat nach alten gepräuchen,
Die her von Eve Belz solln raichen
Ain lätzen Belz um, sah daraus
Wie ain Schilt Krott aus irem Haus . . .
1407 Und weil sie unter sich hat gstellt
Ain alten Hafen für die Kält . . .
Dan sie inn der Glut Kästen protet,
Vnd weil sie ain Käst nicht het gschrotet,
1425 So ward dieselbig gar aufrörisch,
Vnd macht die ganze Glut Rumörisch u. s. w.

In der ersten Ausgabe von 1573 ist der Gimpelmarkt nur kurz erwähnt mit den Worten:

Ein alt Weib hett ein lätzen Beltz
Am Gümpelmarckt, nach jrem prauch,
Was inwendig vnd aussen rauch,

Bei der ersten Ausgabe hat Fischart den Matthias Holzwart von Horburg benützt. Dieser wird wohl den Colmarer Gimpelmarkt im Auge gehabt haben. Bei der zweiten Ausgabe that Fischart mehr von seinem Eigenen hinzu, indem er Holzwarts Andeutungen weiter ausmalte. Aus der einfachen Erwähnung des alten Weibes schuf er eine Gestalt, welche förmlich greifbar vor uns steht, und deren lebende Vorbilder sicher den damaligen Strassburger Gimpelmarkt zierten.

XII.

Bemerkungen und Berichtigungen

zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten Bd. I.

Von

A. Landau

(Wien).

Unter den «weitergehenden Abkürzungen» S. IX fehlt Bf. (= Benfeld).

Im Ortsregister fehlen: Ingersh. s. Masik 717 b s. Phisik 149. — Ndrsept. (= Untersept) 254. 697. — Schaffhsn. s. Landle 348. — Schlierb. s. Keck 429. — Steinbr. s. Karchle 467 b. s. mauschele 730 b. s. Knoblauch 547 b. s. Maüχ 646 b. — Winzenh. s. Gut 247. —

Im Quellenregister fehlt: Hirtz Ged. s. Krottenawwel 528. s. Mul 672.

aχilik 11 ist dasselbe wie e Chillig: es ist mir gleichgiltig 430b.

Ytr 83 ist jüdisch = Gewinn (von späthebr. jittur, das Hinzugefügte), also ironisch: e nëtteⁿ Ueter = Verlust.

Ox Box 85 b ist doch wohl Hocus Pocus.

Zu Karia 229 vgl. rotwelsch gari = penis bei Pfister Nachtr. z. Gesch. der Räuberbanden etc. (1812) 358. Falkenberg, Darstellung von Räubern etc. II, 399 (1818) gari(o) Grolman Wörterb. d. Spitzbubenspr. (1822). Freistädter Gaunerglossar im Archiv f. Kriminalanthropologie II, 246. aus zigeun. Kari Pott, Zigeuner II, 94.

Götsche 406 ist nicht Dem. von Jakob, sondern: Götz vgl. Götschli (1694) Alem. 23, 112. Götschel (1507) bei Scheid, Hist. des Juifs d'Alsace 78, und die alten Koseformen für Gott-

fried: Getze, Getzo, Gotschelin u. s. w. (13.—14. Jahrh.) Wormser Urkundenbuch I, 432—33. II, 6. 817.

Jantələ 408 ist nicht die jüd. Form von Ferdinanda, sondern Dem. des nicht seltenen jüd. Namens Jente, früher (13. —15. Jahrh.) Genta geschrieben, z. B. Ulrich, Sammlung jüdischer Geschichten, Zürich 1770, 187. 447.

jâsə 412 b ist jüd. jarschen(en) = erben s. Avé-Lallement D. deutsche Gaunertum IV, 383.

Patərškhiliš, Kalbin 416 von jüd. pattersch, schwanger, trächtig Avé-Lall. IV, 586, vgl. badersch Els.-L. Jahrb. 13, S. 176.

Khæilə 468 b ist nicht Koseform von Karoline, sondern der alte Name Kela z. B. bei Löwenstein, Gesch. d. Juden in d. Kurpfalz, Frkf. 1895 S. 151. 218 f. und öfter.

In Lohkäs als abschlagender Antwort 473 b liegt wahrscheinlich ein Wortspiel vor, indem bei der ersten Silbe an jüd. lô, lau, nein gedacht wird. Aus demselben lau und dem hebr. lônu, uns, ist læilónə 538 zusammengesetzt.

Khæitərlə, Gefängniss 480 aus hebr. Cheder, Zimmer, Gemach, von den elsäss. Juden χéidər ausgesprochen. Jahrb. 12, S. 86.

Kleft, Kluft = Kleid 491 soll jüd. Ursprungs sein. DWb. 5, 1267.

Laip 542 b ist nicht = Leopold, sondern der jüd. Name Löb, Löw. In Kaiserurkunden von 1343: Lew, Leb. Lewe, Lebe öfter im 14.—15. Jahrh. Löwenstein a. a. O., 3. 22. 33. 287 u. öfter. Leibli 1716 ib. Leib im Elsass öfter. Revue des Études Juives 31, 87.

Lachedöuti 547 b hat nichts mit lĕschon hakódesch zu thun, ist vielmehr der Anfang des Refrains eines am Freitag Abend gesungenen Gebetes. Vgl. Heines Romanzero II. Buch Prinzessin Sabbath: Lecho Daudi Likras Kalle. (Von Heine unrichtig dem Jehuda ben Halevy zugeschrieben.)

Geklubens s. Lumpe 589—90 fehlt unter Kluben.

Liηkər, Dieb 598 b ist rotwelsch. Avé-Lall. IV, 567.

Ûralàpa 601 ist, wie aus den Belegen hervorgeht, nicht Ohrmuschel, sondern Ohrläppchen.

èltseχ s. lässig 612 gehört zu èltsiχ, ranzig 31 b.

Lastik in L.-schueho, L.-stiefele 617 b ist vielleicht nicht Gummi elasticum, sondern das englische Lasting, ein Wollenstoff, aus dem Frauenschuhe (auch ohne elastischen Einsatz) verfertigt wurden und wohl noch werden. [Nein, es ist thatsächlich der Stoffgummieinsatz gemeint. Lht.]

Lustergrossel, Hebamme 621 b fehlt unter Grossel 282 b.

Zu Lèitš, Geldstück 630 b vgl. rotw. Etsch, Kreuzer, Pfister a. a. O. 217, Verkürzung von Etschkreuzer. Schmeller

I, 178. Laitsch, Christensen, Verzeichn. v. Räubern etc. (1814) 49. 54. Ehtsch, Loitsch, Laitsch, Grolman a. a. O., 18. 40. 43. Nedsch, Netscher Avé-Lall. IV, 578. Freistädter Glossar a. a. O. II, 234. Das n aus dem Zahlwort oder unbest. Artikel in den Anlaut gezogen; l für n ist nichts seltenes vgl. Lèšiærəs 618, lætrâl 629 b, Lotâri 794.

Naust = Hochzeit s. machen 641 fehlt als selbständiger Artikel.

Mètinə 652. hebr. medinah bedeutet nicht «Gesellschaft» sondern «Land».

Zu Melone 669 b wäre anzuführen das franz. (Chapeau) melon, nach Rigaud, Dict. du jargon parisien (1878) die im J. 1877 modische Form.

Zu E guets Mul han, etw. gegessen od. getrunken haben, von dem man einen guten Nachgeschmack hat, 672 vgl. frz. pour la bonne bouche.

Zu Minetti Katze 690 vgl. frz. Minette.

Druckfehler:

In dem Kinderreim: Eins, zwei, do u. s. w. 45 b muss im dritten Vers sechsmal statt fünfmal «fini» stehen, weil sonst eine der erforderlichen 20 Hebungen fehlen würde. Vgl. z. B. Germania 22, 189.

S. 198 s. gaudel statt gaudiu l. gaudium.

S. 204 s. güger st. membr. vaile l. virile.

Mi^{n} Vatter is^{t} kei^{n} Glaser 262 kann auch heissen: Di^{n} —

S. 281 st. Fingergas l. Fingergras.

S. 308 b s. Bockhüfel st. dass das vierte oben liegt: lies die vierte.

XIII.

Drei Volksmärchen

aus dem Gebirgsdorf Reipertsweiler bei Lichtenberg i. E.

Mitgeteilt von

Georg Martzolff.[1]

1. Der Mann mit den drei Hunden.

Vor Zeiten lebte eine Familie, die hatte einen Sohn. Als der Sohn älter wurde, sagte er zu seinem Vater: «Ich will jetzt fort in die Fremde und mir etwas Geld ersparen.» Und der Vater erlaubte es ihm und gab ihm zu seiner Reise drei Schäflein mit.

Als er nun auf der Reise war, begegnete ihm ein alter Mann. Der sagte zu dem Sohn: «Wo willst du denn hin mit deinen drei Schäflein?» Und der junge Bursche erzählte dem alten Mann alles, was er vor hatte. Als der alte Mann hörte, was er vor hatte, sagte er zu dem Burschen: «Gib mir deine drei Schäflein, so will ich dir meine drei Hunde geben; denn wenn du hier in den Wald kommst, geht's dir nicht gut. In diesem Wald sind Räuber, die werden dich tot schlagen. Wenn du aber diese Hunde hast, die werden dich aus aller Not erretten. Und die Hunde heissen: der erste Stahlbrecheisen, der zweite Merkauf und der dritte Geschwindwiederwind. Und dazu noch ein Pfeifchen, damit wenn du pfeifst, so können die Hunde sein, wo sie wollen, so hören sie's und kommen dir zu Hilfe». So geht er nun und gibt dem Mann die Schafe für die Hunde und zieht seinen Weg fort.

---

[1] In Satzbau und Wortstand dem Volke nacherzählt. Nur die mundartlichen Lautformen sind durch schriftdeutsche ersetzt worden.

Als er nun in den Wald kam, so wurde es Nacht. Und er kam an ein Haus und ging hinein und traf niemand als eine alte Frau an. Die fragte er, ob er nicht übernachten könnte. Sie sagte: «Doch!» Und er liess sich etwas zu essen vorstellen, und alsdann wollte er schlafen gehn.

In der Nacht kamen zwölf Räuber. Sie fragten die alte Frau, ob nichts angekommen wäre. Sie sagte: «Doch; aber der hat drei grosse Hunde. Und die würden euch alle zerreissen, wenn ihr ihn töten wollt. Aber,» sagte die Alte weiter, «wisst ihr, was wir machen? Er will morgen auch noch hier bleiben, und da werde ich ihn ein wenig fortschicken in den Wald auf die Jagd und mir einen Hasen schiessen lassen. Ihr haltet euch hier auf, und ich werde machen, dass er die Hunde hier lässt. So werdet ihr ihn schon bekommen!»

Als es Tag ward, so sagte die Alte zu ihm, dass er möge auf die Jagd gehen, einen Hasen zu schiessen, und die Hunde ihr zum Zeitvertreib zu Hause zu lassen. Und so geschah es auch. Nun ging er fort in den Wald. Und als er einige Meter fort war, so stürzten die zwölf Räuber aus dem Walde auf ihn zu und schrieen: «Nun haben wir dich doch!» Er aber hielt an und sagte zu den Räubern, ehe sie ihn töten, so möchte er noch auf den Baum steigen und ein Gebet verrichten. Sie erlaubten es ihm. Und als er auf dem Baum sass, zog er seine Pfeife heraus und pfiff. Aber die Hunde kamen nicht. Weil sie miteinander spielten, so hörten sie es nicht. Er pfiff noch einmal. Da sagte der Merkauf zu seinen Kameraden: «Hört, unser Herr ist in grosser Gefahr!» Die alte Frau hatte die Hunde aber hinter drei eiserne Thore eingesperrt. Und der Stahlbrecheisen sagte zu seinen Kameraden: «Wir wollen uns auf machen und sehn, was vorgeht.» Und der Hund zersprengte die drei Thore, und sie kamen zu ihrem Herrn. Und als er sie sah, sagte der Herr zu ihnen: «Nun macht euch einmal lustig mit den zwölf Räubern!» Und sie zerrissen alle zwölf. Nun ging er zurück in das Haus und hieb der alten Frau den Kopf ab, und die Hunde zerfetzten sie.

Nun ging er seinen Weg weiter und kam in eine Stadt. Die war schwarz verhängt mit Fahnen zur Trauer. Da fragte er, was das ist und was das bedeuten soll. Und die Leute sagten zu ihm: «Jedes Jahr wird die älteste Tochter in der Stadt von einem Drachen geholt, der sieben Köpfe hat. Und dieses Jahr ist's gerade des Königs Tochter.» Er fragte, ob sie nicht zu erlösen wäre. Die Antwort war: «Nein!» Er fragte, um welche Stunde; und es hiess, um zwölf Uhr.

Und er machte sich an den Platz, wo die Königstochter geholt werden soll. Als nun der Drache kam, so packte der

Geschwindwiederwind den Drachen am Schwanz, und die andern zwei hielten ihn fest. Und der junge Bursche hieb ihm die sieben Köpfe ab. So war die Königstochter erlöst. Er aber schnitt aus jedem Kopf die Zunge und nahm sie mit. Die Königstochter aber sagte, sie würde keinen heiraten denn ihn, und sagte ihm vielen Dank. Es war aber aus der Stadt ein Bursche nachgeschlichen, um zu sehn, was er mit dem Drachen ausführen werde, und lauschte, was die Königstochter zu ihrem Erlöser sagte. Aber der Erlöser versprach ihr, sie aufs nächste Jahr zu heiraten, und ging fort. Der andre trat nun zu ihr und sprach: «So du mir nicht versprichst, mich zu heiraten, so musst du doch sterben.» Er ging hin und nahm die sieben Köpfe des Drachen mit.

Auf ein Jahr kam der Erlöser wieder in die Stadt. Da war alles rot umhängt. Er fragte wieder, was das zu bedeuten hat. Und man sagte ihm, dass heute die Königstochter Hochzeit habe mit einem Burschen aus der Stadt, der sie voriges Jahr erlöst hat von dem Drachen. Da sagte er: «Ich wette mit euch, dass mein Hund den Trinkbecher der Prinzessin holt.» Er schickte ihn fort, und er kam und hatte ihn. Dann sagte er: «Ich wette, dass mein Hund den Ehering von der Hand holt.» Er schickte ihn wieder fort, und er kam gleich und hatte ihn. Die Prinzessin sagte das ihrem Vater, dass das die Hunde sind, die sie erlöst hatten. Da liess man den Burschen mit den drei Hunden her holen. Er kam und nahm Platz und lauschte, wie der andere, der die sieben Köpfe hatte, erzählte von der Erlösung. Da sagte er: «Welcher unter denen glaubt ihr, dass die Prinzessin erlöst hat, der die Köpfe hat oder der die Zungen hat?» Sie antworteten aber alle: «Der die Zungen hat.» Und so wurde der Betrüger mit vier Ochsen zerrissen. Und der die Zungen hatte und ihr Erlöser war, heiratete sie und wurde dann König.

2. Der Hühnerkuchen.

Ein Mann von Reipertsweiler war über Land mit Besen. In einem Bauerndorf kam er in ein Haus, worin gebacken wurde. Die Bauersfrau reichte ihm ein Stück Kuchen. Sie hatte aber auch noch Kuchen für die Hühner gebacken, damit sie viele Eier legen sollten. Der lag auf der Speichertreppe. Indem er hinausging, nahm er einen davon mit und ass ihn vor dem Dorfe. Jetzt musste er auch Eier legen und nachher gackern. Er erzählte später: Das Eierlegen hat mir nicht so leid gethan wie das Gackern.

3. Vom Mariannchen.

Es war einmal ein Förster und eine Försterin, die hatten eine Tochter. Der Förster starb jung. Die Försterin war aber ein sehr schönes Weib und hatte eine Wirtschaft. Und es kamen allerhand junge Herren zu ihr, die sich mit ihr verkurzweilten. Die Tochter aber wuchs heran und wurde noch viel schöner als die Mutter. Und die Gesellschaft sprach mehr mit der Tochter als mit der Mutter. Die Tochter war aber ein braves Mädchen.

Da bekam die Mutter einen heimlichen Hass über sie und gedachte sie töten zu lassen. Eines Tages sprach sie zu ihrem Knechte Johann: «Nimm Mariannchen und geh mit ihr in den Wald und töte sie.» Da erschrak er und sagte: «Ach, wie kann ich das thun, Mariannchen, ein so braves Mädchen, töten!» Sie aber versprach ihm: «Wenn du es thust, so heirate ich dich.» Und er antwortete: «Wenn es so ist, so will ich es thun.» Und sie sagte noch: «Zum Zeichen musst du mir beide Hände von ihr mitbringen.»

Des andern Tags sprach der Knecht zu der Tochter: «Komm mit mir in den Wald, wir wollen Reiser holen.» Und sie ging mit ihm. Als sie weit in den Wald kamen, sagte sie: «Ich weiss nicht, Johann, du gehst so weit in den Wald, dass wir nicht mehr hinaus kommen.» Er antwortete ihr: «Um Reiser brauchst du dich nicht mehr zu bekümmern, ich muss dich jetzt töten». Da erschrak sie sehr und bat: «Ach, Johann, du wirst doch das nicht thun!» Er aber sprach: «Deine Mutter will es haben.» Und sie sagte: «Ach, wenn meine Mutter das befohlen hat, so lass mich gehn; ich will ihr nicht mehr vor die Augen kommen.» Er sprach: «Ja, liebes Mariannchen, zum Zeichen muss ich ja deine beiden Hände mitbringen.» Sie sprach: «So haue mir sie ab und lass mich gehn.» Und er hieb ihr beide Hände ab und verband sie ihr noch gut und liess sie gehn.

Sie ging jetzt fort mit grossen Schmerzen immer weiter in den Wald. Endlich sah sie ein schönes Schloss und einen schönen Garten daneben mit allerhand Spalierobst. Und sie gedachte, wie sie sich da hinein schleichen wolle bei der Nacht und essen. Als es Nacht war und alles still, schlich sie sich in den Garten und ass von dem Obst. Weil sie aber keine Hände hatte, musste sie es von den Bäumen abbeissen. Des andern Morgens, als der junge König in dem Garten spazieren ging, sah er, dass das Obst alles so verbissen war. Da sprach er zu den Dienern: «Es ist ein wildes Tier in dem Garten gewesen; ihr müsst heute Nacht besser acht geben». Sie

kam wieder; aber sie wurden sie nicht gewahr. Des andern Morgens, als der König wieder spazieren ging, war alles noch viel mehr verbissen. Er wurde zornig und sprach: «Jetzt will ich selber wachen.»

Um Mitternacht hörte er etwas. Er rief: «Wer da? Ist es ein Mensch, so gib Antwort; ist es ein Tier, so schiesse ich.» Da vernahm er ein leises Schluchzen und er eilte hinzu. Als er hinkam, siehe, da war es eine Weibsperson. Er liess das Gewehr fallen und fragte sie, warum sie in den Garten gehe und warum sie das Obst nicht abpflücke. Sie antwortete, weil sie keine Hände hätte. Er nahm sie mit und gab ihr zu essen und zu trinken. Sie erzählte ihm alles, und er verwunderte sich sehr über ihre Schönheit.

Des Morgens ging er hinein zu den Eltern und sprach: «Heute Nacht habe ich das Tier gefangen; aber solch ein schönes Tier habe ich noch nicht gesehn.» Und sie sprachen: «So zeige es uns!» Und er führte sie hinein. Als sie sie sahen, erschraken sie wegen ihrer Schönheit und gedachten wohl, dass er sie lieb gewönne. Er sagte: «Das soll mein Weib werden.» Sie wehrten aber ab und sprachen: «Weil sie keine Hände hat, wirst du sie überdrüssig werden.» Er antwortete: «Für das kann ich ihr Mägde geben.» Und er heiratete sie, und sie lebten in Frieden miteinander, und die Eltern hatten sie auch lieb.

Es trug sich aber zu, als sie kaum ein Jahr verheiratet waren, dass er fort in den Krieg musste. Sie war schwanger und gebar zwei Söhne. Und sie thaten es ihm zu wissen. Aber er bekam einen falschen Brief, dass sie zwei Hunde geboren hätte. Er schrieb, sie sollten sie laufen lassen, bis er heim komme; dann wolle er sich den besten wählen. Aber sie bekam diesen Brief auch nicht. Statt dessen bekam sie einen Brief, dass man die zwei Söhne töten und sie verbrennen solle. Als sie diesen Brief bekam und ihn las, wurde es ihr ohnmächtig, und die Eltern erschraken. Als sie wieder zu sich kam, fragte sie, was denn wäre und gab ihnen den Brief. Und sie erschraken und erzürnten sich über ihren Sohn; denn sie hatten Mariannchen lieb. Sie bat, sie sollten sie doch beim Leben lassen, sie wolle in den Wald gehen und nicht mehr ans Tageslicht kommen. Da machten sie ihr eine Einrichtung, dass sie die zwei Kinder anhängen konnte, eins auf den Rücken, das andere auf die Brust, und liessen sie gehen und gaben ihr noch viel Geld mit.

So ging sie nun fort und immer fort. Endlich kam sie an ein Wasser. Da machte sie ihre Kinder los, um die Windeln zu waschen, und nahm sie mit den Stumpen und schwengte sie. Als sie

sie so schwengte, gingen auf der andern Seite zwei Männer, Petrus und Lazarus. Und Petrus sprach zu Lazarus: «O die Bedauernswerte! Wäre es nicht gut, wenn sie ihre beiden Hände wieder hätte!» Da gingen sie hin zu ihr und fragten sie, ob sie denn ihre beiden Hände nicht wieder wolle. Sie antwortete, da wollte sie dem Herrn danken, wenn das noch einmal sein könnte. Und sie gaben ihr beide Hände. Sie dankte ihnen und sprach: «Jetzt will ich gehen und will arbeiten, dass mir das Blut aus den Fingern herausläuft.» Sie aber sagten: «Nein, hier an dieser Stelle sollt ihr bleiben, und wir wollen euch eine Hütte bauen, und hier werdet ihr euer Glück wieder finden.» Da sprach sie: «So will ich hier bleiben.»

Jetzt hatte auch der Krieg ein Ende genommen, und ihr Mann kam auch wieder glücklich nach Hause. Als er aber in den Hof kam, grüsste ihn kein Diener. Und als er in das Schloss kam, sassen da Vater und Mutter und machten ihm saure Gesichter. Er fragte, warum das wäre. Sie antworteten: «Wer kann dich grüssen, wenn man Frau und Kinder so unschuldig töten lässt!» Als er das hörte, wurde es ihm ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, fragte er, ob sie denn nicht mehr am Leben sei. Sie antworteten, sie wüssten es nicht, sie hätte gesagt, sie gehe in den Wald und wolle nicht mehr an das Tageslicht kommen. Und es wurde ihm noch einmal ohnmächtig. Dann zeigte er ihnen seinen Brief. Da sahen sie, dass alles Falschheit war.

Jetzt schickte er Briefe aus in alle Lande, ob Mariannchen nicht zu finden wäre. Aber er erfuhr nichts von ihr, und es war ihm sehr leid um sie. Da trug es sich einmal zu, dass er mit seinen Dienern auf die Jagd ritt. Er ritt ein wenig besonders von den andern weg und kam an eine Hütte. Mariannchen schaute heraus. Er dachte, man würde glauben, das wäre sein Weib, wenn sie nicht ihre Hände hätte. Es war auch ein Bänkchen vor der Hütte. Er fragte, ob er nicht darauf ausruhen dürfe. Sie erlaubte es ihm; aber sie fürchtete sich. Als er eine Weile auf der Bank lag, liess er seinen einen Arm herabfallen. Sie sprach zu Petrus: «Gehe hin und lege deinem Vater den Arm herauf, dass er nicht so müde wird.» Petrus sprach: «Du sagst doch, unser Vater ist im Himmel.» Sie antwortete: «Ja, mein Kind, aber das ist dein irdischer Vater.» Und er liess auch das Bein herabfallen. Da redete sie auch so zu Lazarus, und er fragte auch so. Jetzt konnte er sich aber nicht mehr länger halten und sprang auf und fragte sie, ob sie denn wirklich Mariannchen wäre. Und sie sprach: «Ja!» Da drückte er sie an sein Herz und weinte laut und sie auch. Er fragte sie, wo sie denn ihre Hände bekommen hätte, und sie

sagte es ihm. Und er erzählte ihr, dass alles falsch gewesen wäre mit den Briefen.

Er ritt zu seinen Dienern, dass sie heim ritten und einen Wagen holten. Als sie wieder kam, war grosse Freude im Schloss und in der ganzen Stadt. Sie hielten wieder eine Hochzeit und luden auch ihre Mutter dazu. Sie freute sich, dass sie zu des Königs Hochzeit geladen wurde, und kam. Als sie gegessen hatten, sprach der König: «Jetzt soll jeder Gast sein Urteil sprechen über solch ein Weib, das ihrer Tochter die beiden Hände abhauen lässt.» Und ein jeder sagte sein Urteil. Als die Reihe an sie kam, sagte sie: «Das ist alles nicht genug; so eine gehört alle Stunde mit feurigen Zangen gepfetzt und mit feurigen Ruten gepeitscht.» Da sprach der König: «So, jetzt hast du dir selber das Urteil gesprochen.» Und von Stund an wurde sie mit feurigen Zangen gepfetzt und mit feurigen Ruten gepeitscht. Dann liessen sie Mariannchen heraus.

XIV.

Dialektgedichte.

1. 'S Münster in d'r Owesunn!

Von

August Ziegel.

Wenn d'Sunnestrahle goldig leje
Am Owe-n üwer unsrer Stadt,
No duet's mich hin zuem Münster zeje,
Am Lueje wurr i dort nit satt!
Die alte Münsterstein, die gröje,
Die fange-n als ze glänze-n an,
Wie d'Farwe vom e Räjeböje,
Dass m'r's nit schöner treffe kann!

Ich mein als grad, die Bilder lewe
Un grüsse mich vom Durn eraa!
Viel schöni Engel sieh i schwewe
Am ganze Münster uff-en-aa!
Sie mache mit d'r Hand e Zeiche,
Wie wenn's e Gruess vom Himmel wär,
Duen vor de Heil'ge sich verneige,
De König, Kaiser, hin un her!

Wit offe stehn sie d'Kirchethüre,
M'r sieht wie's Fenster glänzt im Chor,
Grad wie wenn d'Engel jüwiliere,
So kumme schöni Tön evor!

Un d'Lit, wo welle gschwind und gschäfdi,
Verbej als gehn, die kehre-n um,
Ich sieh wie Mancher, still andächdi,
Dort nüwer luejt, in's Heiligthum!
Wie Kupfer glänze d'Stein, die glatte,

Dort bie d'r Ros, am Hauptportal!
Un d'Bilder werfe langi Schatte,
Die Süle, Dürnle, ohne Zahl!
Do luejt d'r Himmel eim ergeje,
Von unte, bis dort nuff in d'Kron!
Ich wott so gern in d'Höh nuff steje,
Min Herz dort drowe bete lon!

Un als meh hell wurd's jetz im Dunkle.
D'Stein wäre rot, wie vom e Brand!
De König ihri Krone funkle,
Un's Zepter glänzt in ihrer Hand!
D'ehrwürd'ge Bischöf, d'heil'ge Fraue,
Mit ihre Gsichter, fromm un fin,
Duen so verklärt erunter schaue,
Im Glanz von ihrem Heilgeschin!

Un üwer-m Lueje-n un Betrachte,
Ze merk ich dass d'Sunn untergeht,
Die gold'ge Strahle steje sachte,
Bis do, wo unser Heiland steht
Ich sieh wie dorte, ihm ze Füsse.
Zwei Engel sich jetz hingsetzt han,
Un während ne d'Apostel grüsse,
Fangt's Glockelite drowe-n an.

Jetz fange d'König an ze ritte!
Es wurd lewendi am Portal!
Ich sieh wie d'Heil'ge uffwärts ditte!
'S bewejt sich Alles üwerall!
Die steinre Bluemekelch, die zarte,
Die spinne nuff am Gotteshüs,
Un d'Thierer üs 'm Schöpfungsgaarte,
Die kumme zue de Stein erüs!

Ich steh un luej un kann nix saaue.
Vom Stüne wurd's m'r wohl un weh!
Ich mein 's duet mich en Engel traaue,
Uff sine-n Aerm, dort nuff in d'Höh!
Ich hör wie d'Königsmäntel rüsche!
Un während ich um d'Heil'ge schweb,
Duen sie e Gruess mitnander tüsche
Un lüpfe's Kriz un d'Hirtestäb!

Do wott i bliwe, wott nim nunter!
'S rueft mir e Stimm, vom Durn eraa:
Nimm unsre Seje mit erunter,
Sej uns willkumme, jede Daa!

De Lit in Strossburj kann m'r saaue,
Dass mir uff's Münster gewe-n Acht,
Mir helfe's bschütze, helfe's traaue,
Un duen for's bete, Daa un Nacht!

Ich steh als do, 's hört uff ze litte,
'S wurd finster während i noch luej,
Dort drüwe-n am Portal isch Fridde,
Un alli Bilder stehn in Ruehj.
Ich awer bet, dass d'Stein, die alte,
Uns heilig bliewe, gross un klein!
Dass Gott dis Münster möcht erhalte,
D'r Vadderstadt ihr Edelstein!

2. Gedichte.

Von

Eugen Fallot.

Der Dichter, der unter dem Namen E. F. Landsmann bis jetzt sieben Hefte seiner Gedichte veröffentlicht hat, ist am 27. August 1837 zu Mülhausen geboren als Abkömmling einer nach der Aufhebung des Edikts von Nantes aus den Cevennen (dem Vivarais) geflohenen Familie, die dann in Mömpelgard das Gerbergewerbe betrieben hatte. Er selbst hat als Druckzeichner bei Samuel Ludwig Schönhaupt gearbeitet. In Mülhausen stand er mit den Brüdern Stöber in Verbindung, und auswärts mit Claus Groth. Seine Gedichte geben den Gefühlen innigen Ausdruck, die das Familienleben in seinem Wechsel der Geschicke mit sich bringt, und solchen ernsten Gedanken, wie sie die Geschichte des Landes in der letzten Zeit wohl anregen mag: sie gewähren uns den Einblick in ein sanftes Gemüt, eine nachdenkliche Stimmung. Die Schreibweise des Dichters ist beibehalten worden, obschon sie von der gewöhnlichen ziemlich abweicht. Er selbst nennt die Sammlung ‚ShtupfälAArä‘ und ‚Achtsht Häft‘ seiner, Mïlhüüsärditshä Gedïchtär, gshrïïvä ganz viä mä räd fïr d gnaiä Khäntnus fo dr Sbprooch‘. Also A = helles a; ï helles i; v = w.

D ShïndärgAslär.

(Vunsh.)

Dat Lȩben is en Wannern,
Nix blifft dar bestahn,
Een folgt wi de Annern,
All mœt wie gahn.
Awer de Thorn wist na baben,
Na'n Hȩben
Rop na en beter Lȩben. . . .
Klaus Groth.

I mächt gAArn noch heerä ä n alämanish Liäd
Vo noch ufkhumä n ïsh üs äm ditshä Gebliät.
Fo voo sol s ärteenä, mi HAArz, sag mär, vohAAr?
D Shtamshprooch fo dä FAtär ïsh dä Sïïn iäzä z shvAAr,
Un blïïvä n ïsh nit mee as nur d Ärïnärung;
I dangk ärä drfïïr as sïï mär sïngt ä Rung.

Dr häärlig Alärheechsht vo sho nur si Namä
Aläs mAchtig umshliäst als d eevigä Ramä
Fo Hïmäl un AArdä, hat uns FärgAngligä
In mïldä Liävä zAigt s Pfand fom UnshtAArvligä,
Un ä hAArzligär Troosht und Müät välä shAngkä
In dr eedlä Goob fom hAiligä GedAngkä.

Nit haa n i ïn mim Sïn fo Fïïrshtä n un Groosä
Vo sitär d Üürzitä Land un Lit färloosä;
Um shtüünligä Häldä ïsh s mär vïïrklig o nït;
Färzeel mä vAm mä vïl ïrä blüätigä Trït.

O frïndlig GedAngkä, düü vo aim leerä müäsh,
Mïïr ïnigä Gsälshaft so trailig lAishtä tüäsh,
Dü sïïsh vas mïr foorshvAAbt, als güätär Khamäraad;
Ia. dä vAish vas i mAin, s ïsh d altä Shtat fom Raad,
Däärt vo fom BAArgläland d Il khunt üs ïräm Taal
Un friäiär trïïvä hat säks Mïïlä Shvaal an Shvaal.

Vo d Rïngmüürä n üsgeet ïn ä shtumfär Äkä
Un längsht andrä Hiisär dr Ziägälhoof däkä,
Vo d BAch zsAmälaifä untä bim Volfäloch
Hïntr äm altä Shlachthüs, ä Paar. diä vïsä s noch,
Vo dr Tuurn rüäiig lüägt ïn si Gasä n aavä,
Iorhundärtägraai un fo dr Gshïchtä gshaavä,
Däärt vo n är uf si Oort bïs iäz vïl Achtung gAA
Hat är fo dr Altshtat d lätshtä Khïndär noch gsAA.

In dïïr aarmär Vïngkäl hat noch glAbt d fräiä Buurg;
KlAibïïrgär, HandvArkslit, grïng Folk un nït Ai Shuurk.
VAAr vAist, vAAr khänt sä noch, diä eerligä NAmä?
VAAr khaa sä fïr d Noozit ïn ä Büäch ufnAmä?
Doch neetig ïsh das nït, sä sïn nït färloorä,
Viä d briämtshtä fo Room sïn sä n ufgshrïïvä voorä.

Dr Maishtär vo sïï alä hat machä z äntshtee
Un vo foor ïm gaar nit fom Gshäpf däärf untärgee,
Vïrd niämools färgasä s deemiätigshtä Shtraavä
Vo gnuzt hat züä sim Ziil, ïm eelandshtä Laavä
Fo daanä vo gshpïïlt han ïn Iüügändfraidä doo,
Änandär ghulfä n als un zlätsht furtgfiärt drnoo.
Doo sïn Glïkstaag duurä ïn Froosïn un Aifalt,
Un haisä Traanä n o bi Liävä shtïl un khalt.

Mït Eerfurcht sïït dr Frïnd da bshaidänä Boodä
Vo gvoont un gvandält han so färvantä Tootä.
Ish vool das Shtïklä Valt noo n äm Shïndär bekhant,
So blibt s doch fïr ä Tail s alärhailigshtä Land;
Maag d Züäkhumft ïr Shlaaiär no Lusht drïïvärhangkä,
«Doo ïsh diä Gasä gsïï,» haist s furt ïm Gedangkä.

Büävä fo salämools, geboorä däärt, gfalä
N ïm Laif fo n äirä Taag, ïch, dr shvächsht fo n alä,
Haa solä färzeelä n unsrä Liäväsioorä;
Iäz ïsh s io folbrocht un sitär Oovä voorä.

I vais, är lüägä züä, i vais as är loosä
Viä for fufzig Sumär, ïïr d Klainä n un d Groosä,
Vän als fo Mïlhüüsä n un o fo sinär Shprooch
Mïr traimt han, zsamäkrüpt un alä Khäpf so nooch,
Uf dr Hüstïïräplatä, vo s do ghaisä hat:
«Ä Shprooch viä unsrä doo hat gvïs khai andrä Shtat;
Doch sot mä sä shriivä ganz gnai viä mä sä räd,
Das ïsh vas am liäbshtä n ä ieedär fo n is hät;
Vän das nur äpär taat, vä mä vïl khaa mä vool,
S var soo n ä sheenä Sach; vaish vaas, mach düü s ämool.» —

Büävä fo salär Zit, geboorä däärt, gfalä
N ïm Laif fo n äirä Taag, ïch, dr grïngsht fo n alä,
Haa solä färzeelä n unsrä Liäväsioorä;
Iäz ïsh s dän folbrocht un sitär Oovä voorä.

Sä sïn also gshrïïvä un gshrïïvä n uf diä Aart
Gvunshä fo n äiräm Haarz un vardä soo bevaart;
Soo, är sï mär Ziigä, han grät unsrä n Altä,
Un äich, minä Liävä, mi Voort ha n i ghaltä;
Im Khamäraad si Shtïm sol ïvär d Tootsgraavä
Äich ärfraiä n ïm Glïk fom eevigä Laavä.

18 Vïntärmoonät 1899.

D Shaarmiis.

Lüägä viä d Shaarmiis shaarä
Iväraal ïn dr Shtat
Un Shut un Shtaib üslaarä
As dr Vüächär Plaz hat.

O, lee mi numä griinä
Uf danä n altä Shtai;
S vïrd mär khai Taag me shiinä
In dam i mi noch frai.

Sä sïn alä n ïm Shvïndäl
Fo dr Färandärung;
Fom Häär züäm äärmshtä Gsïndä
Ish s Näiä nuur ïm Shvung.

Gnaad hat nur khänä fïndä
Fo n ïrä n altä Brich,
Sïch geegäsitig z shïndä
Un z pflaagä n ïrä Bich.

Sheens grïndä, Näis ufrïchtä,
Shiint nat ïn vam dra gvïnt;
S Eervïïrdigä z färnïchtä
Züä dam Zvak ïsh ä Sïnd.

Viä n ä Rotä mït Sakslä
N ä Gaartä viäsht färdäärbt,
Soo shandä sä n un vakslä
S Bïld fo dä n Altä gäärbt.

Doch sïn sä meer z bedüürä
Fïr s Eedlä blïnd un taib.
As diä miäshdäktä Müürä
In ïräm lätshtä Shtaib.

Viä ïsh da Tïïrmäl z nänä
In danä Zitä doo?
Fo r Giz sïch s Hïïrn z färränä,
Das ainzig macht sä froo.

S ïsh fäärig, naai, sä khänä
Gaar nit me losä shtee;
Sä tatä d Valt färbränä
Fïr ä Par Groshä mee!

So meegä sä dän vuurgsä
An Giz un Gald un Güät.
Fol bïs an Hals dra gluksä;
Mïïr macht das khai bees Blüät.

Doch daa vo zäärsht hat baiä
Shtält äiär Bashlä shtïl;
Oomachtig miän är bshaiä
Vas är befïïlt un vïl.

Är liäbt noch viä for Zitä
Vas träi ïsh, rain un voor;
Dr Shtolz vïïrft är uf d Sitä
Graad viä for taisig Ioor.

Dr Lusht tüät Khumär folgä,
Noo Nacht glAnzt Moorgäroot;
Uf d Sumärhïz gït s Vulkä,
Noom Laavä n ïsh dr Toot.

Vas är noch vïrd gshaa losä,
Ä Näirung ïsh das nït;
Fo n eevig hat är bshlosä
Vas äs drnoo noch gït.

28 Häärbshtmoonät 1899.

XV.

Ludwig Alfred Erichson.

Lebensumriss

von

Aug. E.

Wenn der historisch-litterarische Zweigverein des Vogesen-Clubs den Wunsch gehegt hat, seinem Jahrbuch für 1902 einen Lebensumriss des im vergangenen Jahre verstorbenen D. Erichson einzufügen, so ist das gewiss berechtigt. Erichson stand ja eine Zeit lang mitten drin in dem Kreis als lebhaft interessiertes und thätiges Mitglied dieses Zweigvereins. Und dann — was noch schwerer wiegt — wie sollte überhaupt ein «Jahrbuch für Geschichte . . . Elsass-Lothringens» an dem Namen und an der Gestalt des langjährigen «Studiendirektors» vorbeikommen! In den letzten 30 Jahren hat wohl keiner mehr als er der elsässischen Geschichte gedient; da kehrte kein irgendwie wichtiges Datum aus unserer oft so bedeutenden Vergangenheit, zumal aus der Reformationszeit, wieder, das er nicht auf Grund eifriger und eingehender Forschung in grösseren oder kleineren Veröffentlichungen, in Zeitungen oder Zeitschriften, in deutscher oder französischer Sprache gebührend gewürdigt hätte. Und fast durchweg machte er bei seinen Arbeiten dem Vogesen-Club Ehre: Er war ein rechter Pfadfinder, der an den lange verschütteten Anfang eines manchen Weges einen neuen Wegweiser setzte, also dass von ihm wohl mehr Anregung ausging, als sich je nachweisen lässt. Die einschlägigen Artikel von seiner Hand sind zahllos; er hat sie für sich gesammelt und in vier Quart-

bänden hinterlassen. Die Broschüren und Bücher, die er verfasste oder an denen er mitgewirkt hat, stellen wir anhangsweise zusammen.

Ludwig Alfred Erichson war geboren am 16. Juni 1843 in Münster im Ober-Elsass; sein Vater war durch viele Jahre hindurch Kassierer in dem bekannten Hause Hartmann. Die väterliche Familie war schwedischen Ursprungs, doch schon an die 200 Jahre im Elsass ansässig. Die drei letzten Geschlechter



Ludwig Alfred Erichson.

der Vorfahren hatten in elsässischen Pfarrhäusern gewohnt und gewirkt; so Erichson's Grossvater in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in Baldenheim bei Schlettstadt. Früh zeigte sich auch bei dem aufgeweckten Knaben Neigung zum geistlichen Amte. Seine Schulbildung gestaltete sich dem entsprechend. Nachdem Pfarrer Steinbrenner aus Münster mit Privatunterricht ausgeholfen, besuchte Erichson das Lyzeum von Colmar, das er rasch durchlief, immer erste Preise sich erringend.

1860 zog er nach Strassburg an die theologische Fakultät.

Der erst Siebzehnjährige mit seinem welligen Haar sah schier noch knabenhaft aus; dabei erfüllte ihn aber gewissenhafter Ernst und eifrige Strebsamkeit, die ihn sein ganzes Leben lang zierten. Doch fehlte auch der frische und fröhliche Sinn nicht. So schloss er sich der Studentenverbindung «Wilhelmitana» an, der er stets treu blieb und deren Wahlspruch: Frei! Froh! Fromm! ihm allezeit ein Ideal war.

Im Jahre 1865 bestand der junge Kandidat sein theologisches Examen. Das Thema seiner These lautete: «Jésus et les questions sociales.» Vorübergehend verwaltete dann Erichson eine Hauslehrerstelle in der Familie des Grafen Waldner de Freundstein in Sulz im Ober-Elsass, bis ihm, dem Wissens- und Bildungsdurstigen, auf Grund einer Preisarbeit ein Reisestipendium den Besuch der Haupt-Universitätsstädte Deutschlands ermöglichte. In die Heimat zurückgekehrt, versah er Vikarsdienste bei Inspektor Lange in Schiltigheim. 1867 wurde er Pfarrverweser auf dem Evangelisationsposten in Kaysersberg. Hier gründete er seinen Hausstand mit Lina Heyler, Tochter des Pfarrers und geistlichen Inspektors Heyler zu Beblenheim. 1870, kurz vor Ausbruch des Krieges, siedelte die junge Familie in's Pfarrhaus von Hürtigheim in der Nähe von Strassburg über.

Schon in diesen ersten Jahren selbständiger pfarramtlicher Thätigkeit fand Erichson Zeit, seinem wissenschaftlichen Drang nach seiner Anlage und Begabung gerecht zu werden; mit peinlicher Sorgfalt ging er der Vergangenheit seiner Gemeinden nach, und was ihm die Archive darüber enthüllt, erzählte er dem Volke in zwei Broschüren: «Le protestantisme à Kaysersberg» (1871) und «Eine elsässische Landpfarrei. Geschichtliche Mitteilungen über Hürtigheim» (1872). Mit diesen Erstlingsveröffentlichungen hat er die ersten Spatenstiche auf dem Acker gethan, den er darnach so oft und oft so glücklich bearbeitete.

Reichliche Gelegenheit zu solcher Arbeit bot das neue Amt, zu dem Erichson 1873 von Hürtigheim aus berufen wurde. Wohl nahm er es ernst mit seiner Stellung als Direktor des theologischen Studienstiftes St. Wilhelm. Davon zeugen ein paar Zeilen aus einem Briefe vom 3. Juli 1873: «In den nächsten Tagen soll das Direktorium meine Ernennung als Direktor des Studienstiftes bestätigen. Mit dem grössten Ernst und mit Vertrauen auf Gottes Hülfe sehe ich diese neue Laufbahn sich mir eröffnen. Dabei werde ich nicht Propaganda treiben, nicht aufzwingen wollen, sondern immer suchen und ringen, zum Studium auffordern, zu einem ordentlichen Wandel, wie er jedem christlichen Studenten und Diener Christi in

jedem Amt und Stand geziemt, anhalten.» Und zu dieser eigentlichen Berufsarbeit kamen nun in Strassburg so mancherlei Nebenämter. Er war erst, bis 1878, Vikar an St. Thomae bei Prof. Baum, seinem verehrten Lehrer und väterlichen Freund; dann, seit 1882, «Freiprediger». Seit dem Tode von Charles Schmidt lag ihm die Verwaltung des Thomas-Archivs ob. Wie manche Zeit wurde auch in Anspruch genommen durch dieses und jenes «Comité» in diesem und jenem Verein (Gustav Adolf-Verein, Bibelgesellschaft, Union libérale, Evangelisch-protestantischer Verein, Evangelischer Bund, Société pour la conservation des monuments historiques u. a.). Wie viel Kraft und wie manche Stunde erforderte auch die Arbeit am «Evangelisch-protestantischen Kirchenboten», den er 1872 mit begründen half und an dessen Herausgabe er bis zur Stunde seines Todes mit Leib und Seele beteiligt war.

Aber bei aller Thätigkeit in der Gegenwart fand er, der wie selten einer jede Sekunde auszukaufen verstand, immer noch Zeit, auch in unserer elsässischen Vergangenheit zu leben, um dieselbe mit seiner Feder neu erstehen zu lassen. Wir gehen auf die einzelnen Publikationen hier nicht ein; wir verweisen dafür auf das angefügte Schriftenverzeichnis. Ein aufmerksamer Blick in dasselbe bietet die Erklärung und ausreichende Rechtfertigung dafür, dass im Jahre 1885 die Theologische Fakultät von Zürich Erichson das Licentiaten-Diplom zustellte, und dass die hiesige Theologische Fakultät ihm 1896 den Doktorgrad verlieh.

Hervorgehoben sei nur die grosse Ausgabe der Werke Calvin's, die, einst in den Sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Reuss, Cunitz und Baum begonnen, von Erichson nach zwölfjähriger Arbeit im Herbst 1900 gerade vor seiner Erkrankung mit dem 59. Bande abgeschlossen wurde. Mit dem letzten Bande und als Anhang zu diesem grossartigen Werke erschien auch die Bibliographia Calviniana, darinnen er mit unglaublich geduldigem Fleiss alle Ausgaben von Calvin's Büchern und dazu alles das zusammengestellt hat, was bis 1900 über Calvin geschrieben worden. Wahrlich «unser Stiftsdirektor» hat den Namen verdient, den ihm einmal einer seiner Kritiker gab, — «der Benediktiner vom Thomasstaden». Von seinem Benediktinerfleiss legt auch eine reichhaltige Excerptensammlung Zeugnis ab, deren Stoff er im Laufe der Jahre beim Durchstöbern der Bibliotheken und hauptsächlich der Archive Strassburgs und anderer Städte zusammentrug und nach Stichworten alphabetisch ordnete; dieselbe ist nach letztwilliger Verfügung der hiesigen Universitäts- und Landesbibliothek einverleibt worden.

Ja, das war ein hervorstechender Zug in seinem Bilde — der rastlose, in aller Bescheidenheit emsig forschende Fleiss, der Erichson zu einem Gelehrten gemacht hat, dem auf dem Gebiete unserer Reformationsgeschichte schliesslich keiner gleichkam. In dieser seiner Schaffenskraft trat ein echt elsässisch-alemannischer Zug zu Tage — die eiserne, zuweilen auch einmal trotzige Beharrlichkeit, die unbekümmert um alle Hindernisse in aller Stille nur ihr Ziel verfolgt; diese stille Beharrlichkeit ist es auch vor allem gewesen, die, wie Prof. D. Holtzmann in seiner Gedenkrede am Begräbnistag in der St. Thomaskirche so richtig urteilte, Erichson innerhalb unserer Landeskirche als Vertreter des Liberalismus eine grosse Bedeutung verschaffte. Der herrlichste Zug aber in seinem Wesen war ein echt christlicher — eine Dienstfertigkeit ohne Grenzen. An die 600 Stiftler haben ihn zum Direktor gehabt (hat er doch 1898 sein 25jähriges Stiftsjubiläum feiern dürfen); wer aber von alle denen ihn je brauchte, hat niemals vergebens angeklopft. Und in gleicher Weise war er oft nach allen Seiten hin ein williger «Nothelfer», auch über die Grenzen unseres Landes hinaus.

Der Tod ereilte ihn ausserhalb dieser Grenzen. Von schwerem Leiden, das nach gewagter Operation gehoben schien, suchte Erichson im sonnigen Süden völlige Heilung. Die Genesung machte auch sichtlich Fortschritte. Da setzte unerwartet, als er schon auf der Heimreise begriffen war, in Genua ein Herzschlag seinem Leben ein Ziel; er starb auf der Fahrt vom Bahnhof an der Seite seiner Gattin am 12. April 1901. Mit der Mutter trauerten vier Söhne, von denen der erste Arzt in Münster ist, der zweite Apotheker in Strassburg: der dritte steht am Ende seines theologischen Studiums, während der vierte im Hause Hartmann zu Münster die kaufmännische Laufbahn verfolgt.

Am 19. April 1901 haben wir, nach einer kirchlichen Feier zu St. Thomae, in grosser Schar seinen Sarg zu Grabe geleitet.

Verzeichnis der Schriften von L. A. Erichson.

1. Jésus et les questions sociales. 1866.

2. Le protestantisme à Kaysersberg. 1871.

3. Eine elsässische Landpfarrei. Geschichtliche Mitteilungen über Hürtigheim (mit einem Vorwort von Prof. Baum). 1872.

4. Ueber die Abnahme der Theologie-Studierenden in Elsass-Lothringen. 1875.

5. Die evangelische Gemeinde zu Benfeld in alter und neuer Zeit. 1877.

6. Matthäus Zell, der erste elsässische Reformator. 1878.

7. Das Marburger Religionsgespräch über das Abendmahl im Jahre 1529 (nach ungedruckten Strassburger Urkunden). 1880.

8. Hedio's Itinerarium. — 3 Briefe Butzers (Okt. 1529 — März 1530). — Separatabdrücke aus der Zeitschrift für Kirchengesch. 1880.

9. Denkschrift der theol. Studentenverbindung Wilhelmitana zu Strassburg, 1855—1880. 1881.

10. «Ein' feste Burg.» Entstehung, Inhalt und Geschichte des Lutherliedes. 1883.

11. Zwingli's Tod und dessen Beurteilung durch Zeitgenossen (zumeist nach ungedruckten Strassburger und Züricher Urkunden). 1883.

12. Zwingli und die elsässischen Reformatoren. 1884.

13. Das Strassburger Universitätsfest vom Jahr 1621. 1884.

14. Zur Erinnerung an den Brand des Collegium Wilhelmitanum (mit einer Rede von Prof. Baum). 1885.

15. L'église française de Strasbourg au XVI. siècle (d'après des documents inédits). 1886.

16. Stimmen über das Strassburger Gymnasium aus vierthalb Jahrhunderten. 1888.

17. Martin Butzer, der elsässische Reformator (3 Auflagen). 1891.

18. Notizen über den handschriftlichen Nachlass und die gedruckten Briefe Butzers. Verzeichnis der Litteratur über Butzer. (Mentz und Erichson: Zur 400jährigen Geburtsfeier Martin Butzers). 1891.

19. Das theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum 1544—1894. 1894.

20. Die Calvinische und die Alt-Strassburgische Gottesdienstordnung. Ein Beitrag zur Geschichte der Liturgie in der evangelischen Kirche. 1894.

21. Das Alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert von D. Ed. Reuss, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verf. zusammen mit Pfr. Lic. Dr. Horst. 7 Bde. 1892—1894.

22. L'origine de la confession de péchés dite de Calvin. 1896.

23. Das Duell im alten Strassburg. 1897.

24. Der alten Strassburger Hochschule erstes Jahrhundertfest am 1. Mai 1617. 1897.

25. Joannis Calvini opera, quae supersunt, omnia. Ediderunt G. Baum, Ed. Cunitz, Ed. Reuss. — Erichson Mitarbeiter und dann alleiniger Herausgeber, 1888—1900.

26. Bibliographia Calviniana. a) Catalogus operum Calvini chronologicus. b) Catalogus systematicus operum quae sunt de Calvino cum indice auctorum alphabetico. 1900.

XVI.

Das Strassburger Standbild des jungen Goethe.

IV. Bericht [1]

von

E. Martin.

Für das Jahr 1901 hat der Ausschuss dankbar zu berichten, dass Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach an Stelle des verewigten Grossherzogs Karl Alexander das Protektorat über die Denkmalsangelegenheit huldvollst anzunehmen geruht hat.

Der preisgekrönte Künstler, Herr Ernst Wägener, hatte für die Nebenfiguren die Gestalten des Götz und Faust ausgearbeitet, wünschte dann aber vielmehr die lyrische und die dramatische Muse aufzustellen, womit sich der Ausschuss nach der Besichtigung der schönen Entwürfe dazu gern einverstanden erklärt hat.

---

[1] S. zuletzt Jahrbuch XVII, 253 ff.

XVII.

Chronik für 1901.

28. Febr. Landesausschuss bewilligt die Geldmittel zum Wiederaufbau der Hohkönigsburg.

29. März. Geh. Reg. Rat Gymnasial-Direktor Kromayer in Weissenburg feiert sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum.

12. April. In Genua stirbt Stiftsdirektor D. Erichson (geb. 16. Juni 1843 in Münster).

10—13. Mai. Der Kaiser in Strassburg anwesend, 12. 13. Mai die Kaiserin. Am 12. legt der Kaiser den Grundstein zum Neubau der Hohkönigsburg.

6. Juli stirbt in Ragaz Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (geb. 31. März 1819 zu Rotenburg b. Fulda).

4—6. Aug. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hält seine XII. Hauptversammlung in Strassburg ab.

5. Aug. Staatssekretär v. Puttkamer tritt zurück, seine Stelle nimmt der Staatssekretär v. Köller ein.

21. Sept. Verbandstag der deutschen Touristenvereine in Strassburg.

1—4. Okt. Die 46. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner findet in Strassburg statt.

30—31. Okt. Versammlung des allg. protestantischen Missionsvereins in Strassburg.

3. Nov. Einweihung des Aussichtgerüstes auf dem Hahnenberg bei Grendelbruch.

30. Dez. In San Remo stirbt Geh. Reg. Rat F. X. Kraus, Prof. zu Freiburg i. B. Verf. von Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen Str. 1876—89.

XVIII.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandsversammlung

am 17. November 1901, vormittags $10^1/_2$ Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Francke, Harbordt, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Euting, Kassel, Renaud, v. Schlumberger.

Laut Bericht des Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Martin, wurde je ein Abzug des 17. Jahrgangs des Jahrbuchs bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Statthalter, Sr. Excellenz dem Staatssekretär v. Köller und Sr. Excellenz dem Staatssekretär a. D. v. Puttkamer abgegeben. In einem Dankschreiben vom 17. Okt. 1902 hat S. Durchlaucht der Herr Statthalter wiederum einen Zuschuss von 300 M. zu den Druckkosten des Jahrbuchs bewilligt.

Das Ersuchen des Bibliographischen Instituts um Ueberlassung eines Abzugs unsres Mitgliederverzeichnisses wurde mit Rücksicht darauf, das z. Z. ein solches Verzeichnis nicht vorhanden ist und nur mit grossem Zeitaufwande herzustellen wäre, abgelehnt.

Nach dem Kassenbericht des Schatzmeisters, Herrn Buchhändlers Mündel, sind die Beiträge von 2490 Mitgliedern eingegangen. Er schlägt vor, in der allgemeinen Sitzung wiederum den Druck von 3000 Abzügen des nächsten Jahrbuches zu beantragen.

Als Ersatz für das verstorbene Vorstandsmitglied Herrn Stiftsdirektor D. Erichson soll Herr Gymnasialdirektor Prof. Lempfrid aus Hagenau empfohlen werden.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden zur Beurteilung an einzelne Mitglieder übergeben. Es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit einem kurzen Nachruf für das verstorbene Vorstandsmitglied D. Erichson, zu dessen Ehrung sich die Anwesenden von ihren Sitzen erheben. Er berichtet sodann über die in dem letzten Sitzungsberichte erwähnten Tagungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner, denen der 17. Jahrgang unsres Jahrbuchs geschenkt wurde, sowie über die Versammlung der deutschen geschichtlichen Vereine in Freiburg, wo eine neue Sektion für Volkskunde gegründet worden ist.

Er teilt ferner mit, dass der 300-Mark Zuschuss wieder bewilligt worden ist und beantragt unter Hinweis auf die Mitgliederzahl vom neuen Jahrbuch 3000 Abzüge herstellen zu lassen, wogegen sich kein Widerspruch erhebt.

Zu Rechnungsprüfern wurden von der Versammlung die abwesenden Herren Dr. v. Borries und Dr. Horst ernannt, mit denen sich der Schatzmeister in Verbindung setzen soll.

Bei der nun folgenden Neuwahl dankt Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstande zunächst für seine Mühewaltung im abgelaufenen Geschäftsjahre und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Der Vorsitzende nimmt im Namen der übrigen Mitglieder die Wahl dankend an. Da aus dem Schosse der Versammlung ein Wunsch über den Ersatzmann für D. Erichson nicht geäussert wird, empfiehlt der Vorsitzende die Wahl des Direktors Lempfrid : dagegen erhebt sich kein Widerspruch.

Zum Schluss hielt Herr Prof. Dr. Hollaender den angekündigten Vortrag über das Thema: «Ein Anschlag gegen die Unabhängigkeit Strassburgs im Jahre 1579».

Schluss der Sitzung: 12 Uhr.

2. Vorstandssitzung.

am 5. März 1902, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Francke, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Kassel, Lempfrid, Renaud, v. Schlumberger, Stehle.

Die für das Jahrbuch eingelaufenen Arbeiten werden im einzelnen besprochen, ein Ueberschlag des Umfangs des Jahrbuchs wird aufgestellt und die Reihenfolge der Arbeiten festgesetzt.

Schluss der Sitzung : $4^1/_4$ Uhr.

Der Radtourist. Radfahrerführer für Elsass-Lothringen und angrenzende Landesteile. Bearbeitet von R. A. Rebennack, Mitglied des Sportausschusses des «Deutschen Tourenclub». Mit einer Spezialradfahrerkarte von R. Mittelbach Topograph. Elegant und dauerhaft gebunden. M. [illegible]

Der Radtourist für Südwest-Deutschland. Führer für Rad- und Automobilfahrer von Bingen bis Basel und von Nancy bis Stuttgart. Von R. A. Rebennack. Mit 7 Spezialradfahrerkarten in besonderem Carton. «1901 neu erschienen». M. 6. —

Schiler, Friedr. Die Schreckenstage von Woerth im Kriege 1870/71 und das jetzige Schlachtfeld erlebt und geschildert. Rückblicke eines Elsässers. 6. verb. Aufl. Mit 26 Illustr. u. 1 Karte. 8°, 1898. gbd. M. 1. 50

Strobel, A. W. Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten Zeit bis 1815. 6 Bde. 2. Ausg. 1861. M. 10. —

Die alten Territorien des Elsass n. d. Stande v. 1. Januar 1648. Mit Ortsverzeichnis u. 2 Karten-Beilagen. Hrsg. v. Statist. Bureau d. K. Ministeriums f. Elsass-Lothringen. 1896. M. 8. —

Die alten Territorien des Bezirkes Lothringen n. d. Stande vom 1. Januar 1648. I. Theil. Hrsg. v. Statist. Bureau d. K. Ministeriums f. Elsass-Lothringen. 1898. M. 7. —



